Heike Brand

LEBEN IM BEZIEHUNGSGEFLECHT HETEROGENER STRUKTUREN

Ansätze zur Konstruktion einer weiblichen Lebenswelt

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41538102_0004

LEBEN IM BEZIEHUNGSGEFLECHT HETEROGENER STRUKTUREN -
Ansätze zur Konstruktion einer weiblichen Lebenswelt

Dissertation im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften,
Philosophie und Theologie der Universität Dortmund

vorgelegt von Dipl. Soz. Heike Brand

Gutachter: Prof. Dr. Konrad Pfaff
Prof. Dr. Ludger Veelken

Dortmund, im Mai 1986

Gliederung:

**Leben im Beziehungsgeflecht heterogener Strukturen -
Ansätze zur Konstruktion einer weiblichen Lebenswelt**

0.	Denken: Mit Gewohnheiten brechen und Erfahrungen mißachten	5
0.1.	Annäherungen an die Wirklichkeit: Arbeitsweisen und Lebenszusammenhänge	5
0.2.	Einladung zum Lesen oder der Entwurf eines Bildes	10
1.	Institutionalisierte Momente weiblicher Lebenswelt: zwischen Liebe und familial- sozialen Abhängigkeits-strukturen	12
1.1.	Die Entwicklung der Liebe zur Dienerin der Macht	15
1.1.1.	Bedeutungswandel: von der Versorgungsgemeinschaft zum familialen Ideal	17
1.1.1.1.	Die Etablierung des bürgerlichen Familienmodells	20
1.1.1.2.	Reminiszenzen des Emanzipationsgedankens der Romantik: Beitrag zum ideellen Gehalt des Frauenbildes	22
1.1.2.	Liebe zwischen emotionaler Zuneigung und normativer Verpflichtung	25
1.1.2.1.	Die Erweiterung der ehelichen Beziehung durch das Liebesideal	27
1.1.2.2.	Über die Bändigung der Liebe	30
1.1.2.3.	Erfahrungen in Liebesbeziehungen und die Konstituierung von Abhängigkeiten in der Ehe	32
1.1.3.	Die Verinnerlichung des Liebesideals transferiert gesellschaftliche Widersprüche ins weibliche Selbst	36
1.2.	Institutionalisierte Wirklichkeit: Weiblichkeitsrollen in Ehe und Familie	38
1.2.1.	Geschlechtsrollenidentität bereitet den Weg in andere Weiblichkeitsrollen	40
1.2.2.	Die sichernde Ordnung von Institutionen	43
1.2.3.	Funktionalistische Momente in Ehe und Familie	48
1.2.4.	Weiblichkeitsrollen zwischen Liebe und institutionalisierten Erwartungen	51

1.2.4.1.	Ehefrau - die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben in einer sichernden Beziehung	52
1.2.4.2.	Hausfrau - gefangen zwischen Arbeit und Berufung	58
1.2.4.3.	Mutter - zwischen ideologischen Anforderungen und Alltagspraxis	63
1.2.4.3.1.	Mütterliche Übertragungen auf ihre Töchter	68
1.2.4.3.2.	Die Wandlung der Mutterrolle im Zeichen weiblicher Erwerbstätigkeit	70
1.2.5.	Beispiel einer Synthese: ein literarisch entworfenes Frauenbild	73
1.3.	Abhängige Lohnarbeit - ein Weg zur unabhängigen Lebensgestaltung?	76
1.3.1.	Die Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben - zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt	78
1.3.2.	Teilzeitarbeit - zwischen Fraueninteresse und ökonomischem Zwang	82
1.3.3.	Frauenerwerbstätigkeit - Sprungbrett zur Emanzipation?	85
1.3.4.	Über die Vereinbarkeit von Hausarbeit und Erwerbsarbeit	88
1.3.5.	Berufskarriere - Zuflucht in eine neue Rolle oder Suche nach einer autonomen Identität?	91
1.4.	Die trügerische Sicherheit familialer Beziehungen	94
2.	Hemmung und Entfaltung weiblicher Sexualität in einer repressiven Lebenswirklichkeit	101
2.1.	Vorgreifender Exkurs: Zur Dimensionierung von Verhaltensmöglichkeiten durch Angst	103
2.2.	Deformierungen sexuellen Erlebens	108
2.2.1.	Die normative Manipulation sexuellen Verhaltens	109
2.2.2.	Sexuelles Erleben zwischen Tabuisierung und Gefühlsintensität	113
2.2.3.	Angst und Sexualität - über die gewalttätige Beeinflussung der Erlebnis-wirklichkeit	116
2.3.	Männliche Gewalt rechnet mit der sexuellen Verletzbarkeit von Frauen	123
2.3.1.	Die abstrakte Bedrohung durch den anonymen Täter in ihrer Konkretisierung: Vergewaltigung	128
2.3.1.1.	Vergewaltigungsphantasien - zwischen Wunschvorstellung und Verarbeitung repressiv sexueller Verhältnisse	131

2.3.1.2.	Momentaufnahme der Tat - Reaktionen der Umwelt	133
2.3.1.3.	Einige Aspekte der psychischen Dimension von Vergewaltigungen	134
2.3.1.4	über direkte und indirekte Betroffenheit von Frauen: Möglichkeiten weiblicher Selbst-Hilfe	136
2.3.2.	Die Drohung des "anonymen" Täters treibt die Frauen in die Abhängigkeit des beschützenden Täters: Gewalt in der Ehe	139
2.3.2.1.	Aspekte ehelicher Gewalt	141
2.3.2.2.	Frauenhäuser - Hilfestellungen für individuelle und soziale Veränderungen	145
2.3.3.	Insitutionalisierte Gewalt gegen Frauen und gesellschaftlicher Alltag	149
2.3.3.1.	Repressionen durch Gynäkologie und Psychiatrie	151
2.3.3.2.	Werbung - Mißbrauch weiblicher Geschechtlichkeit	153
2.4.	Die Aneignung der "eigenen" Sexualität impliziert die Auseinandersetzung mit "vergesellschafteter" Sexualität	156
2.4.1.	Der institutionelle Charakter von Pornographie und prostituierender Sexualität	160
2.4.2.	Perspektivische Möglichkeiten einer weiblichen Ausbeutung institutionalisierter Pornographie	166
2.4.3.	Die sadomasochistische Perversion als Grenzüberschreitung - sexueller Masochismus und positive Aggression	170
2.5.	Sexualität - ein adäquater Ausdruck unserer Gefühle?	175
3.	öffnung in eine beziehungsreiche Welt	180
3.1.	Ehe - als Hort erstarrter Beziehungen	183
3.1.1.	Die Ausschließlichkeit von "Liebes"beziehungen	188
3.1.2.	Das Trägheitsmoment institutionalisierter Sicherheit	193
3.1.3.	Wilhelm Reich: Sexuelle Dauerbeziehung statt Zwangsehe	198
3.2.	Ausbruchversuche: veränderte Lebens- und Beziehungsformen	202
3.2.1.	Die Vielfalt erwarteter Beziehungsmöglichkeiten in Wohngemeinschaften - eingeholt von institutionalisiertem Verhalten?	204
3.2.2.	Singles - "Autonomie in der eigenen Wohnung"?	207
3.2.3.	Exkurs: Alleinstehende Frauen	210
3.3.	Die reflektierte Erkenntnis des "Allein-Seins"	213
3.3.1.	Sich selbst als Individuum wahrnehmen	217

3.3.2.	Abraham H. Maslow: Selbstverwirklichung	220
3.3.3.	Wechselwirkungen zur Welt: Die mögliche Bedeutung von Gruppen für das Individuum im Erkenntnisprozeß eigener Bedürfnisse und Interessen	224
3.3.3.1.	Frauengruppen - Erfahrungen auf dem Weg der Veränderung	226
3.3.3.2.	Heterogene Beziehungsstrukturen - die Einforderung eigener Vielfältigkeit	228
3.4.	Die individuelle Bedeutsamkeit von selbstgestalteten Beziehungen	232
4.	Schlußbemerkung: Die Überwindung institutionalisierter Rollen durch Konstruktion einer weiblichen Lebenswelt	241
4.1.	Zur Zerstörung determinierender Erlebnismuster im weiblichen Selbst	241
4.2.	Wider die Anpassung an Weiblichkeitsrollen und gesellschaftliche Institutionen: Im "Jetzt" leben und Lebenszusammenhänge selbst gestalten!	244
Anmerkungen		250
Literaturverzeichnis		276

0. Denken: Mit Gewohnheiten brechen und Erfahrungen mißachten

*"Wenn unser vergangenes Lernen und unsere Gewohnheiten gut funktionieren, können wir automatisch, gewohnheitsmäßig und familiär reagieren. Das heißt, wir brauchen nicht zu denken. Von diesem Standpunkt aus ist Denken das Gegenteil von Lernen, und nicht bloß eine Art Lernen. Wenn uns eine leichte Übertreibung gestattet ist, könnte man Denken fast als die Fähigkeit definieren, mit unseren Gewohnheiten zu **brechen** und unsere vergangenen Erfahrungen zu **mißachten**."* (Maslow 1981, 256)

0.1. Annäherungen an die Wirkichkeit: Arbeitsweisen und Lebenszusammenhänge

Manchmal kommen einem "glückliche Zufälle" zur Hilfe. Wir entdecken den fehlenden Mosaikstein, begegnen der auslösenden Formulierung und Idee, die uns den Zugang zu den eigenen Gedanken verschafft, zur Ordnung und Einordnung des Gelesenen, der gesammelten Informationen. Erkennende Ideen und gedankliche Anknüpfungen überfallen uns in den unerwartetesten Momenten: beim Aufwachen, beim Frühstück, auf der Straße. Sie drängen förmlich aus einem heraus, verlangen ihr Recht, zu Ende gedacht zu werden, geordnet, formuliert zu werden.
So stieß ich unverhofft auf ein Interview mit I. Fetscher: *"Wenn ich einen Aufsatz schreiben will, dann lese ich erst einmal eine ganze Weile systematisch zum Teil auch unsystematisch; ich vertraue dabei ein wenig auf den Zufall. Deshalb brauche ich eine große Bibliothek. Meistens kommen mir die besten Gedanken nachts oder wenn ich ausspanne. Ich muß noch etwas erwähnen, was vielleicht unseriös wirkt. Häufig gehe ich auch durch Antiquariate oder Bibliotheken, schaue mir die Titel an, blättere und lese in ihnen und erhalte auf diese Weise eine Reihe von Anregungen, über die ich mir dann Notizen mache. Ich glaube, daß man auf diese Weise gelegentlich Entdeckungen macht, die einen auf Ideen bringen, auf die man sonst nicht gekommen wäre." (FR 9.11.85, ZB3)*
Diese Arbeitsweise setzt die Offenheit für die thematische Auseinandersetzung voraus. Das Bedürfnis, andere Aspekte aufzunehmen

und diese mit den eigenen Gedanken zu verknüpfen, treibt die eigene Vorstellungskraft voran. Keine Verzögerung duldend, formen sie sich zu Sätzen, zu gedanklichen Zusammenhängen. Dadurch wird auch der Schreibprozeß spannend, das Fixierte scheint endgültig und dennoch wirft es neue Fragen auf, entdeckt Widersprüche. Manche Widersprüche können bei einem Thema über Lebenszusammenhänge akzeptiert werden, denn nur vordergründig erscheinen Lebensläufe kontinuierlich. Bei einer näheren Betrachtung weisen sie Krisen und Brüche auf. Die Auseinandersetzung anhand bestimmter Begrifflichkeiten, der Zwang zur Reflexion gewährt kaum Fluchtmöglichkeiten, Tarnungen und Überbrückungen. Entdeckungen fordern Stellungnahmen, manchmal stellen sie zuvor Gedachtes, Eindeutiges infrage, manchmal die ganze Person.
Meine Verwicklungen mit der vorliegenden Arbeit, das deutet sich hier an, sind vielfältig. Viele Fragen sind inzwischen zu Antworten mutiert, sie treiben zu neuen Fragen an. Die Paradoxie, eine Einleitung zum Schluß zu formulieren, erweist sich als sinnvoll und als problematisch zugleich. Sie ist angewiesen auf das entfaltete Wissen über das Thema, sie stößt an ihre Grenze, wo es um meinen Entwicklungsprozeß geht. Im Verlauf des Arbeitsprozesses wurde mir der persönliche Bezug immer bewußter. Die Anfangsfrage, das anfängliche Interesse sind schwerlich zu rekonstruieren. Resultiert das Interesse aus Unebenheiten in der eigenen Lebenssituation, aus dem Lesen eines Buches, aus Anstößen in Seminaren oder Diskussionen? Eine Frau, die sich mit einem Frauenthema auseinandersetzt, kann sich der eigenen Betroffenheit kaum entziehen.
Die *Konstatierung*, daß frau eine Frau ist, ist etwas ganz anderes als die *Entdeckung*, daß sie eine Frau ist. Ersteres führt zu einem Interesse an objektiven Darstellungen und Problemen, letzteres zehrt von Bewußtsein, Wünschen, Träumen, von realen Umsetzungen und Erlebnissen. Im ersten Stadium habe ich Bücher zur Kenntnis genommen und festgestellt, daß das Leben genauso ist, wie dort beschrieben; ich habe Brücken zu eigenen Erfahrungen geschlagen, mich bestätigt gefühlt - und nichts verändert. Letzteres hat mich auf mich selbst zurückgeworfen, in Krisen geführt, Lethargie, Depression, Ausweglosigkeit hervorgerufen - und dann doch zur Veränderung geführt. Es sind die Zweifel, die vorantreiben, nicht die Anerkennung des status quo. Daraus resultieren allenfalls Forderungen - auch sie können zu gesellschaftlichen Veränderungen führen. Nur wie oft entbehre ich dann des Erlebnisses, mich als handelndes Subjekt zu erleben, wie oft finde ich mich dann nur in Lebensbedingungen wieder, die ich zwar als

angenehmer wahrnehme, wo ich mich aber dennoch nicht entdecken kann. Derart Erspürtes wirft die Frage nach Autonomie, nach der Eigenbeteiligung in der eigenen Lebenswelt auf. Welchen Zwängen unterliege ich, welchen Ballast schleppe ich mit mir herum, wo bin ich an die "gängigen" Denkstrukturen gefesselt? Welche Möglichkeiten besitze ich, welche könnte ich leben, welche könnte ich mir erobern? Unter diesen Fragestellungen erhalten Bücher einen anderen Aussagewert, sie demonstrieren weniger "die" Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeiten, die kleineren und größeren Unterschiede in der Lebensgestaltung, sie verweisen auf bislang Nicht- Entdecktes und Machbares, auf Verwirklichungs*ansätze*. In diesem Augenblick stellt sich Selbst- Verwirklichung als Beteiligung an der Lebenswelt dar, sie ist keine Schau nach Innen mehr, sondern handelnde Auseinandersetzung mit der Umwelt, mit Lebensbedingungen, anderen Menschen, mit denen wir in Beziehung treten.

Dies bedarf der Auseinandersetzung mit den angebotenen Möglichkeiten, mit den systemimmanenten Vorgaben und Voraussetzungen. Die vorliegende Arbeit ist insofern weniger eine Bestandsaufnahme weiblicher Lebenswirklichkeit, sie ist vielmehr auch ein Beispiel für die Auseinandersetzung mit dieser Wirklichkeit. Dabei bewege ich mich zwischen zwei Tendenzen: Wissenschaft, auch Frauenwissenschaft, ist angehalten, Objektivität in ihren Aussagen herzustellen. Sie stellt sich als eine objektivierte Wirklichkeit der Mehrheit oder von einzelnen sozialen Gruppen dar.

Mit der zweiten Tendenz meine ich die Frauenbewegung, die bei einer näheren Betrachtung in verschiedene Meinungen, Positionen zerfällt. Oftmals taucht sie mit missionarischem Eifer auf, anstatt Frauensolidarität zu üben. Damit werden andere Frauen, die diesem "Bewußtseinsstand" nicht entsprechen, ausgegrenzt (vgl. Stoehr 1985, 218). Manchmal jedoch erscheint es so, als negiere sie die als patriarchalisch ausgezeichnete Wirklichkeit, sie fragt nicht nach, entwirft keine "Traumbilder", sie bleibt der Abgrenzung verhaftet.

V. Slupik stellt schon auf der Sommeruniversität 1979 fest, *"daß es die Frauenbewegung nicht vermocht hat, in den letzten Jahren eine konkrete, lebbare soziale Utopie im Sinne eines weiblichen Lebenszusammenhangs zu entwickeln, der eine offensive Solidarität zwischen Frauen durch stabile soziale Beziehungen als Bewegung ermöglicht hätte." (dies. 1981, 211)*

Sie verweist auf den Zerfall innerhalb der Frauenbewegung, es entstehen

diskontinuierliche Gruppen, vereinzelte Projekte, es fehlt die übergreifende Idee und Theorie. Diese Lücke scheint die feministische Wissenschaft ausfüllen zu wollen, diese jedoch bleibt oft in einer Patrialismuskritik stecken. Sowohl die Frauenwissenschaft als auch die Frauenbewegung tendieren zur Abgrenzuung und Negation, sie vernachlässigen es, positive Bezüge zum weiblichen Geschlecht herzustellen (vgl. auch Stoehr 1985, 214, 220).

Eine dritte Komponente möchte ich noch erwähnen: die von Frauen verfaßte "schöngeistige" Literatur. Romane befassen sich oftmals mit einem Ausschnitt von Wirklichkeit, sie bewerten ihn. Sie entwerfen Verflechtungen intersubjektiver Realität, indem sie subjektive Erfahrungen wiederspiegeln. Die literarische Freiheit besteht darin, Erkenntnisse und Erfahrungen über die Wirklichkeit umsetzen zu können, Ideen weiterzuentwickeln, Ansätze von Verhaltensweisen zu entfalten. Der utopische Gehalt meint ein Aufzeigen von Möglichkeiten, die aus der Realität entstehen könnten (vgl. auch Lessing 1982, 10). Sie stellen dar, was ihre Figuren in dem vorgegebenen Rahmen erleben, wie sie handeln, wie sie sich entwickeln. Ich habe sie in der Ausführung dieser Arbeit selten herangezogen, obwohl sie für mich einen anleitenden Charakter besitzen. Wenn sie dennoch an einigen Stellen vermerkt sind, dienen sie der anschaulichen Unterstützung, der konkretisierten Darstellung objektivierter Aussagen und von Zusammenhängen. Wesentlich zu kurz kommen sie dort, wo sie oftmals ein primäres Interesse bekunden: in der Auseinandersetzung mit Beziehungen und Beziehungsmöglichkeiten.

Die Suche nach Beziehungs- und Lebens- Möglichkeiten innerhalb dieser Gesellschaft setzt die Betrachtung des "Normalen" voraus.

*"Erst durch die Zertrümmerung der erstarrten Form kann das 'Alte' als 'Neues' verwandelt erscheinen und Neuheit uns überraschen oder gar erstaunen. Die Zertrümmerung des Vor-fixierten, die Zerschlagung des Faktischen, das allein und einzig in einer Form zu herrschen trachtet, ist die Voraussetzung, die mögliche Vielfalt zu entdecken." (Pfaff *unv.M., 14)*

Es erscheint auch heute der Norm zu entsprechen, daß unsere Beziehungen in einem Zusammenhang mit der Familie stehen. In sie werden wir hineingeboren und die meisten Menschen in dieser westeuropäischen Gesellschaft entscheiden sich dazu, ihre Liebesbeziehungen, ihre "liebsten" Beziehungen in Ehe und Familie (oder zumindest eheähnlichen Beziehungen) zu manifestieren.

Der vorgeplante Lebensweg für Frauen mit bildungs- und berufsorientierten Biographien, verläuft u.U. nicht mehr dermaßen familiär-kontinuierlich. Ehe und Familie sind zurückgedrängt, werden hinter der Berufsausbildung zurückgestellt. Abitur, Studium, Diplom - gehören zum normalen "Gang der Dinge", sie werden schließlich jedoch nicht als *Wartezeit* betrachtet, die nur durch eine Heirat ihren Sinn erhält. Stand am Anfang die Einsicht in die Bedeutung der Berufsausbildung für einen unabhängigeren Lebensweg, im Zeichen einer Zeit, die die Versorgung der Frau nicht ohne weiteres garantiert, in der Unsicherheit bzgl. finanzieller Absicherungen im Scheidungs- und Todesfall des Ehemannes ins Bewußtsein rücken, so wird der Wunsch, das Erlernte auch praktizieren zu können, zum bestimmenden Element der eigenen Lebensplanung. Für den Beruf vorbereitet, relativiert sich die Lebensperspektive von Ehefrau-, Hausfrau- und Mutter- Dasein. Dermaßen für die traditionelle Familiengründung verdorben, erscheint der Rückgriff auf die tradierten Rollen als Flucht vor der selbstgestalteten Zukunft. Die berufliche Perspektive unterliegt allerdings massiveren, fremdbestimmten Zugangsbeschränkungen: (Praxis- und erfahrungslose) Berufsanfänger besitzen auf dem Arbeitsmarkt kaum eine Chance.

Brüche im Leben werfen Fragen auf, wie es weitergehen soll. Wie stelle ich mir mein Leben vor? Der Zwang selbst aktiv zu werden, zwingt zur Suche nach Möglichkeiten, im günstigen Fall zur Reflexion über die eigene Situation und eigenen Vorstellungen.

Vorerst unbewußt bot die Auseinandersetzung mit dem zu bearbeitenden Material einen Reflexionsfreiraum. Die Erfahrungen anderer Frauen, Lebensläufe, wissenschaftliche Analysen konnten an den eigenen Erfahrungen, an den eigenen Lebenszusammenhängen gemessen werden. Das heißt nicht, daß *ich* zur empirischen (autobiographischen) Grundlage der Arbeit geworden wäre, sondern spiegelt vielmehr die Erfahrung, daß sozialwissenschaftliche Erkenntnis in einer Wechselbeziehung zum Erkennenden steht. Die Verbindlichkeit, die durch die Verbindung zur eigenen Person erzeugt wird, treibt voran, sie verändert die Person, sensibilisiert sie für Problemstellungen, läßt Fragen und Antworten im lebendigen Zwiegespräch entwickeln. So nahm das vage Konzept der anfänglichen Bemühungen Konturen an - und veränderte sich.

0.2. Einladung zum Lesen oder der Entwurf eines Bildes

Eine Einleitung ist gleichzeitig auch eine Einladung zum Lesen. Zumeist fühlen wir uns zu bestimmten Zwecken eingeladen, möchten wissen, was uns erwartet. Wir fühlen uns darauf angewiesen, uns einzustimmen oder uns einstimmen zu lassen. Dieses Bedürfnis entspringt auch aus der Vorstellung, Sicherheit zu gewinnen, indem wir uns zuvor bestimmte Verhaltensweisen zurechtlegen können. Bei einem Buch ist dies etwas anderes: Wir sind begierig zu erfahren, ob der Inhalt unser Interesse weckt, ob wir unsere Fragestellungen darin wiederfinden.
Zweckdienlich bietet sich hierfür ein zusammenfassender Überblick an. Die Reihenfolge einhaltend, liegt er auf dem Schreibtisch - und "käut wieder". Die Spannung, das entdeckerische Interesse während des Arbeitsprozesses ist in mir jedoch nicht mehr rekonstruierbar. Stattdessen trage ich ein Bild in mir: die gedankliche Konstruktion der beschriebenen Inhalte, der bislang unausgesprochene Rahmen. Mir ging und geht es in der Arbeit darum, die Lebenszusammenhänge von Frauen - insbesondere ihre sozialen Beziehungen - aufzuzeigen, sie auf ihre Bedeutung und auf ihr Veränderungspotential hin zu untersuchen. Der wissenschaftlichen Sozialisation entsprechend, kann so der "erste Teil" dieser Arbeit als eine Bestandsaufnahme gelten. Er skizziert die weiblichen Lebensbedingungen unter den Aspekten von Liebe und Macht in Familie und Beruf. Der mit der Thematik vertraute Leser mag in diesem einführenden Teil (allzu viel) Bekanntes wiederentdecken und möglicherweise deshalb gleich in den "zweiten Teil" einsteigen, der sich mit dem Zusammenhang von Gewalt, Angst und Sexualität auseinandersetzt. Dort wird außerdem nach Möglichkeiten gesucht, das eigene sexuelle Potential zu befreien, sich von hemmenden Sozialisationsbotschaften zu lösen und Sexualität als einen Ausdruck des Selbst begreifen zu lernen.
Der "dritte Teil" beschäftigt sich mit den gelebten Beziehungen im weiblichen Lebenszusammenhang. Es geht darum, sich selbst als autonomes Subjekt in der Wechselseitigkeit von Beziehungen wahrzunehmen. Die Anstrengungen des Subjekts ermöglichen die Gestaltung eines "eigenen Lebenszusammenhanges" sowie die Entfaltung in und von Beziehungen. Dieser Thematik nähere ich mich insbesondere von der "weiblichen" lebensweltlichen Erfahrung an; von daher hoffe ich, daß sich die von der Thematik betroffene Leserin in allen Kapiteln wiederfindet und

möglicherweise neue Perspektiven bzw. Zusammenhänge entdeckt.
Hinter diesen Ausführungen steht das Interesse an dem Zusammenhang der inneren Erlebniswelt und der äußeren Lebenswelt. Letztere wird durch unsere Einstellungen und Bedeutungssetzungen immer beeinflußt, mitkonstruiert. Größtmögliche Übereinstimmung wird dann erzielt, wenn unsere Internalisierungen eigenes Erleben den gesellschaftlichen Bewertungen anpassen. Diskontinuität widerfährt uns von beiden Polen: zum einen verändert sich unsere Umwelt - gerade auch unter den heutigen Bedingungen fortschreitender Technologisierung und sich ausbreitender "sozialer Bewegungen" -, zum anderen *erleben* wir Widersprüche, verspüren Wünsche und Unsicherheiten. Gegen die Veränderung äußerer Strukturen und der unserer selbst- bzw. mitgestalteten Lebenswelt kämpfen wir oft genug mit unserer einmal geleisteten Anpassung. Daraus resultierende Krisen und Konflikte beantworten wir zumeist mit neuerlicher Anpassung, wir ordnen uns den äußeren Lebensbedingungen unter - in der Hoffnung auf äußere Stabilität, die auch unsere innere Erlebenswelt stabil hält. In dieser Abhängigkeit erstarren wir - und fühlen uns letztendlich durch die kleinste Veränderung der äußeren Bedingungen bedroht.
Daran kann gerade Frauen, die patriarchalische Ordnungen überwinden wollen, nicht gelegen sein. Die Konstruktion der äußeren Lebenswelt ist auf den Einsatz und die Veränderung der inneren Erlebniswelt angewiesen. Internalisierte Verhaltensregeln und Bewertungen müssen reflektiert und abgebaut werden, selbst- betriebene Sozialisation beginnt mit der De- sozialisation, der Befreiung aus Erstarrungen und der Überwindung von Ängsten, die in desorientierten (d.h. nicht durch normative, internalisierte Informationen abgesicherten) Situationen auftreten. Die öffnung für veränderte Weltsichten und neue Lebensmöglichkeiten setzt die Bereitschaft voraus, sich auf Konflikte, Krisen und Ambiguitäten einzulassen. Die Suche nach anderen Bedingungen, anderen Wegen, die zumindest ansatzweise schon in dieser Gesellschaft vorhanden sind - exemplarisch werden einige in der Arbeit aufgewiesen -, kann nur als Entwicklung des Individuums verstanden werden. Bewertungen und Bedeutungszuschreibungen bedürfen des Bezugs zum Selbst, sie sind nicht losgelöst vom eigenen Lebenskontext. Diesen konstruktiven Anteil des Individuums habe ich auf der Erfahrungsebene unter dem Begriff "Allein- Sein" zu fassen versucht.
Denkbar und lebbar sind derartige Veränderungen jedoch nur in der Wechselseitigkeit von (selbst- gewählten) Beziehungen.

1. Institutionalisierte Momente weiblicher Lebenswelt: zwischen Liebe und familial-sozialen Abhängigkeitsstrukturen

Liebe und Ehe haben sich erst spät vereint, vieles deutet darauf hin, daß diese "Ehe" noch keine zweihundert Jahre währt. Liebe als Basis für eine Ehebeziehung hängt eng mit dem gesellschaftlichen Wandel zusammen: Aufstieg des Bürgertums, Industrialisierung; der räumlichen Arbeitsteilung, die die Frau - zuerst allerdings die der "herrschenden" Bourgoisie - ins Haus wies, dem Mann durch seine Erwerbsarbeit das Recht auf öffentlichkeit verstärkt einräumte.

Frauen finden sich in Dichtungen, Kunstwerken oft als Objekte der Liebe wieder - als Angebetete, als verehrtes Wesen. Sie werden in ihrer Weiblichkeit symbolisiert als Heilige (Mutter), stigmatisiert als Hure (vgl. Brückner 1983, 160f). Die "Reinheit von Liebe" erweist sich in der christlichen Keuschheitslehre, in der Distanz: Jungfräulichkeit und Monogamie, der Umwerbung im Minnesang (vgl. Metral 1981, 44f, 116f).

"Wiege der Liebe ist im Okzident aber die höfische Liebe. Nicht etwa, daß die höfische Liebe der Ursprung der Liebe wäre."

Die Reinheit der höfischen Liebe beweist sich im Verzicht auf den Beischlaf - nicht auf den des "Beiliegens", m.a.W. sie schließt Sexualität nicht aus, aber im Gegensatz zur ehelichen Sexualität - der Fortpflanzung bestimmt - schließt sie die Erotik der Gefühle mit ein.

"Heute glaubt man, die Liebe sei mit der Ehe leicht zu vereinbaren." (ebd.) Diesen Satz stellt M.O. Metral direkt vor das oben angeführte Zitat.

Liebe - ein verbaler Ausdruck für ein Gefühl - wurde von einer Institution als ideologisches "Füllsel" vereinnahmt. Damit ist Liebe zweigeteilt: in Gefühl und in dessen Abstraktion, die zur Bedingung und zur Umschreibung einer institutionalisierten Lebenswelt wird. Liebe wird zu einem Synonym, das alles tangiert, was im häuslichen Rahmen geschieht. Frauen als "Hüterinnen" der Häuslichkeit wird verstärkt diese Liebesfähigkeit zugesprochen: waren sie auch schon zuvor durch die Gefühle - im Gegensatz zum "rationalen" Mann - bestimmt (vgl. Möbius 1977, 67, 70ff / Heller 1981b, 291 / Möhrmann 1977, 27), so handeln und arbeiten sie von nun an aus Liebe.

Die liebevolle Ausgestaltung des Heimes, die Um- und Versorgung der "Lieben" überdeckt den Arbeitscharakter von Hausarbeit und die familialen Abhängigkeitsstrukturen (vgl. Metz-Göckel 1979,423)[1]

Die "eheliche Liebe" erweitert eine gesellschaftlich manifestierte Beziehungsform um eine emotionale Komponente. Damit verändert sich die Legitimationsbasis, der institutionelle Charakter von Ehe und Familie mit den in ihnen wirksamen Strukturen "patriarchalischer Herrschaft" behält aber weiterhin seine reale Geltung bzgl. der alltäglichen Praxis bei.

Die Legalität "patriarchalischer Herrschaft" ist im Verlauf der Geschichte der (industriellen) Familie infrage gestellt worden. Anteil daran hat sowohl die bürgerliche als auch die sozialistische Frauenbewegung. Unter dem Einfluß der "neuen" Frauenbewegung zeigen sich Indizien für eine gleichberechtigtere Aufgaben- und Kompetenzverteilung innerhalb der Familie. Ein Mann, der heute das Recht auf Herrschaft formulierte, stieße vermutlich in den meisten Situationen auf Unverständnis und Widerstand. Obwohl die juristische und die gesellschaftliche Legitimität patriarchalischer Herrschaft nicht mehr existiert, wirken die darauf gegründeten Mechanismen in unseren Familienmodellen weiter. I.S. Max Webers hat sich Herrschaft in Macht umgewandelt. Sie ist einerseits dem Blickfeld gesellschaftlichen Bewußtseins entrückt, andererseits schlägt sie aufgrund ihrer beschädigten Anerkennung oftmals brutaler zu. (vgl. auch Schwarzer 1984, 180)

*"**Macht** bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht. **Herrschaft** soll heißen die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden". (Max Weber ⁵1972, 28)*

Herrschaft, so führt Max Weber in einem anderen Kapitel aus, erhält ihren Gehorsam nicht nur durch Sitte, durch wertrationale Motive usw.; sie bemüht sich auch um Legitimität (vgl. a.a.O. 122).

So gesehen gehört "patriarchalische Herrschaft" der geschichtlichen Vergangenheit an, als Machtfaktor sind ihre Strukturen in der Familie jedoch weiterhin existent. Unter diesem Aspekt bilden gewalttätige Ausbrüche von Männern in Ehe und Familie Extremfälle, in denen sich einerseits der übergeordnete Zusammenhang personifiziert, andererseits der Gewalttäter von den allgemein wirksameren Mechanismen profitiert. Deren Manifestationen in der Institution Familie und den diesbezüglichen Weiblichkeitsrollen gilt es nachzuspüren.

Machtstrukturen sind von feministischer Seite her vielfach als Abhängigkeiten beschrieben worden, die auch ökonomische Dimensionen aufweisen (vgl. Schwarzer 1984, 224ff / Beck- Gernsheim 1980, 88 /

Tweedie 1982, 211ff / Brückner 1983, 94f). Gerade in der Betrachtung der ökonomischen Unabhängigkeit von Frauen - ihrer Partizipation am Erwerbsleben - stellt sich die Frage, ob Erwerbstätigkeit tatsächlich eine Befreiung von den traditionellen Rollen, von gesellschaftlich determinierter Ungleichheit bedeutet oder ob Frauen neue, zusätzliche Rollen übernehmen. Inwieweit wirkt sich weibliche Erwerbstätigkeit auf ihre Beziehungen, besonders auf die Beziehung zu ihren Männern bzw. Ehemännern aus? Im Zeichen wachsender Arbeitslosigkeit sehen sich Frauen wieder zurück ins "Haus" geschickt. "Neue Mütterlichkeit" wird propagiert, die Familie soll wieder gefördert werden.[2]

Diese "Familiengläubigkeit" zeigt sich nicht nur in Parteiprogrammen, sondern auch in sozialwissenschaftlichen Veröffentlichungen (vgl. Berger/ Berger 1984) und in Betrachtungen "frauenbewegter Frauen" (vgl. hierzu auch Beck- Gernsheim 1984,76). Betty Friedan (1982) tritt in ihrem Buch "Der zweite Schritt" für den Erhalt der Familie ein, diese sei die Chance für Männer und Frauen, ihre Bedürfnisse zu leben, es erfordere jedoch einige Veränderungen sowohl in der Arbeitswelt als auch in der Familie selbst. In der Beschreibung ihrer eigenen Lebenssituation verrät sich jedoch ein "falscher" Begriff der Familie. Dort enthüllt sich ihre Illusion, ihr augenblickliches Leben sei auch im herkömmlichen Rahmen möglich.

"Es scheint mir gelungen, in den Jahren seit meiner Scheidung eine neue erweiterte Familie aufzubauen, die neben meinen Kindern auch aus Freunden besteht, bei denen ich immer übernachten oder Verständnis finden kann, wenn ich mich in ihrer Stadt aufhalte; und umgekehrt. Obwohl ich in meinem kleinen Haus auf Long Island - oder in meiner Bürowohnung in einem Hochhaus im Zentrum von Manhattan - allein lebe, tut mir der Gedanke gut, daß meine Familie sich von Kalifornien bis Cambridge erstreckt. Das verlassene Schlafzimmer meiner Tochter ist fast immer bewohnt, von Freunden, Frauen und Männern, mit denen ich in all den Jahren gearbeitet, gekämpft, geliebt und gelitten habe. Ich glaube, ich habe immer noch den heimlichen Wunsch, wieder zu heiraten, doch hat mein Leben, wie ich es lebe, seine eigenen positiven und bereichernden Seiten - wenn auch in Grenzen." (a.a.O. 288f)

Die praktischen Ansätze eines eigenen, beziehungsreichen Lebens, das sich außerhalb eines familiären Rahmens entwickelt hat, führt nicht zu einer generell- kritischen Haltung gegenüber der Familie, sondern die "illusionäre" Hoffnung auf eine Familie, die ein selbstgestaltetes Leben zuläßt, bleibt bestehen. Wenn Frauen, so wie Betty Friedan, ein

selbstbestimmtes Leben führen wollen, so müssen wir uns fragen, in welchen Beziehungen wir leben wollen, ob Ehe und Familie tatsächlich Chancen bieten oder ob veränderte Inhalte nicht auch neuer Formen bedürfen, die sich nicht nur auf eine nuancierte Veränderung des Alten beschränken. Das impliziert eine Auseinandersetzung mit den tradierten Strukturen, in denen Frauen eingebunden waren und es zum großen Teil immer noch sind. Angesichts unablässiger Versuche, uns wieder in die herkömmlichen Positionen zurückzudrängen, weist eine kritische Beschreibung und Analyse notwendigerweise Brisanz auf.

1.1. Die Entwicklung der Liebe zur Dienerin der Macht

Männliche Macht über Frauen zählt noch längst nicht zur überholten Geschichte, sie scheint allerdings subtiler, versteckter geworden zu sein, wird hier und da leidvoll erfahren, - in der Familie, am Arbeitsplatz. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau, so wie sie sich z.B. auch auf der juristischen Ebene präsentiert, die Versuche festgeschriebener Angleichung weiblicher Rechte an die des Mannes führten zur Tabuisierung männlicher Macht; sie wird dadurch jedoch nicht nivelliert, sondern eher von der Auseinandersetzung suspendiert. In einer breiteren öffentlichkeit wurde Frauen- Emanzipation erst durch die "neue Frauenbewegung", die sich Ende der 60iger/ Anfang der 70iger Jahre dieses Jahrhunderts formierte (vgl. Friedan 1982,53 / Schlaeger 1982 / Herve 1982), thematisiert und gefordert. Die "Privatisierung" weiblicher Lebenszusammenhänge, die Vereinzelung von Frauen in ihren Haushalten hat sie ihr Unbehagen und ihre Leiden als persönliches Unvermögen erleben lassen. Erst indem Frauen sich zusammengefunden und begonnen haben, über ihre Probleme und Erfahrungen zu sprechen, wurde die Allgemeinheit dessen deutlich, was Betty Friedan (1970) das "Hausfrauensyndrom" nannte. Abhängigkeit und Unterprivilegierung von Frauen wirken vor allem in der privaten Sphäre. In ihr kann die männliche Ausübung von Macht eher den Anschein des Schicksalhaften und des individuellen Versagens als Frau erwecken, so daß diese kaum als ein gesellschaftliches Phänomen wahrgenommen werden kann, das viele Frauen in der einen oder anderen Ausprägung betrifft.
Die Macht von Männern über Frauen fand ihre Anerkennung durchaus im

patriarchalischen Herrschaftsgebäude feudalistischer Zeiten. Ihr haften jedoch zwei bedeutsame Kriterien an, die Frauen gegenüber dieser Machtzugriffe Vorteile verschafften: die offene Macht - im Gegensatz zur verschleierten - bot Hintertüren in die Frauengemeinschaft und in das emotionale Nest von "Liebe" (vgl. Bock, Duden 1977, 148, 150 / Metral 1981, 137). Die Familie galt als Ort der Produktion und der Fortpflanzung, sie war "Überlebensinstanz" mit verteilten, jedoch gleich wichtigen und notwendigen Aufgaben.

Der Aufstieg des Bürgertums durchbricht endgültig diese reale Ebene der familialen Produktions- Einheit und verleiht der Familie den "illusionären" Hauch, die Grundsubstanz der noch heute gültigen Ideologie: idyllische Häuslichkeit, Geborgenheit, emotionales Reservat etc. verzieren die Alltagsroutine häuslicher Tätigkeit.

Gerade in Deutschland vollzog sich der Aufstieg des Bürgertums eher schrittweise denn als revolutionäre Ablösung der Adelsherrschaft. Veränderungen basierten nicht nur auf einem ökonomisch begründeten Herrschaftsanspruch - das sicherlich auch und vor allem bzgl. besserer Durchsetzbarkeit -, sondern auch auf geistigen Strömungen, die Menschenbilder entwarfen und auf kulturbedingte Lebensgestaltung einwirkten (vgl. z.B. Prokop 1976, Teil III). Die Veränderung der ökonomischen Situation - die Trennung von häuslichem und erwerbstätigem Bereich - und der Entwurf von Menschen- (und Frauen-) Bildern bereiteten den Boden zur Setzung bürgerlicher Ziel- und Wertvorstellungen vor (vgl. Beauvoir 1977, 115). Der gesellschaftliche Wandel, die Auflösung hierarchisch- herrschaftlicher Normen läßt größere Freiheit auch für Frauen vermuten. Für sie entpuppt diese sich als abstrakte Freiheit, die spätestens vor den Haustüren endet, vor den Häusern, in denen die bürgerlichen Frauen (eingesperrt) leben (vgl. Möhrmann 1977, 125f).

Der Zerfall in die Privatsphäre, die mehr und mehr zum Konsumbereich menschlichen Lebens, zur Reproduktionsstätte wird, und in einen erwerbsmäßig- öffentlichen Bereich erweist sich als eine Aufspaltung des Menschen, dessen Leben sich in Wohnen und Arbeiten, in dadurch bestimmte Beziehungen verschiedener Qualität aufgliedert. Diese Trennung vollzieht sich im Menschen selber - und dieser Mensch ist besonders der männliche; sie wird zum lebensgeschichtlichen Einschnitt, nicht zu einer Erweiterung von Aufgaben und Fähigkeiten in einem von Kontinuität bestimmten Lebenslauf.

Frauen werden zum Heiraten und für ihre Haushaltsaufgaben erzogen (vgl.

Beauvoir 1977, 150), Männer erwartet die Erwerbsarbeit. Damit wird eindeutig die Qualität von weiblicher und männlicher Arbeit festgesetzt, weibliche Arbeit findet im Hause statt und rückt nahe an die idyllische Vorstellung über die Funktion des Wohnbereiches, der anheimelnden Re-produktion, der Erholung.
Die Trennung im Mann von Arbeit und Wohnen wird für die Frau leicht zur aufgezwungenen Einheit. Die Frau ist weniger in sich aufgeteilt als von sich getrennt. Übergestülpt wird ihr in der bourgeoisen Wertvorstellung auch die emotionale Beurteilung ihrer Handlung und ihres Lebenszusammenhangs: Das Schlüsselwort heißt "Liebe".
Im folgenden will ich den Zusammenhang von patriarchalischer Macht, wie sie sich in der bürgerlichen Familie ausprägte und letztendlich richtungsweisend für die gesamte Gesellschaft geworden ist, und der Einverleibung von "Liebe" durch die bürgerliche Familie näher erläutern. Im Prozeß alltäglicher Routine wird Liebe zum Deckmantel institutionalisierter Macht. Diese Macht muß nicht unbedingt in der konkreten Situation repräsentiert werden, eines ist ihr jedoch sicher: das Opfer, denn Macht wird letztendlich auch durch das Verhalten des Opfers lebendig erhalten.

1.1.1. Bedeutungswandel: von der Versorgungsgemeinschaft zum familialen Ideal

Das Bild des "ganzen Hauses" wird heute oft heraufbeschworen, um die Einheit von Wohnen und Tätigkeit als gemeinschaft- stärkendes Moment zu untersuchen. Oft balanciert eine derartige Rekonstruktion am Rande der Nostalgie, einer Renaissance besserer Zeiten angesichts moderner Hektik und Beziehungslosigkeit. Wir erleben die Flüchtigkeit mancher Beziehungen und antizipieren, daß ein vorgegebener Rahmen mit mehreren Menschen, die zusammenwohnen und arbeiten, Beziehungen herstellt. In derartigen Überlegungen werden die damalig herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen leicht übersehen. "Beziehungen" wurden zum großen Teil durch ihre existenzielle Notwendigkeit bestimmt. Unter diesen Voraussetzungen bedeutete Zusammenwohnen räumliche Enge und weniger emotionale Nähe. Die Aufhebung von "vereinzelnder Privatheit" könnte sich durchaus als ein "Mangel an Betten" entpuppen.

Vergessen wird dann oft auch ein hoher Grad an Mobilität, lange Wanderschaften, um überhaupt Arbeit zu finden (vgl. Metral 1981, 216). Hier wird verkannt, daß intensivere Beziehungen Grenzen fanden, daß sie sich seltener als gefühlsbestimmt denn als starren Regelungen folgend darstellen. So unterliegt auch die eheliche Form von Beziehungen äußeren Bedingungen. Mancherorts wurden Heiratsbeschränkungen erlassen, um die ökonomische Versorgung von Familien abzusichern, um Probleme der Überbevölkerung zu lösen (vgl. Greer 1971, 211). Andererseits ergab sich die Notwendigkeit zur Heirat, um die ökonomische Einheit herzustellen. So heirateten z.B. Handwerkerwitwen oft den Gesellen, um ihre Existenzgrundlage zu erhalten (vgl. Bock, Duden 1977, 142).
Arbeit bildete das unausweichliche Los der Mehrheit, Leben wurde bestimmt durch die Notwendigkeit der Sicherung des Existenzminimums. Aber: in diesen Zusammenhang waren Frauen ebenso eingebunden wie Männer, besaßen sie ihre speziellen Aufgabenbereiche, ohne die Existenzsicherung unmöglich gewesen wäre; ihr Selbstbild konnte sich an der von ihr geleisteten Arbeit orientieren (vgl. Hammer ²1981, 98). Durch die Aufteilung in verschiedene geschlechtsspezifische Aufgabenbereiche, aber besonders dadurch, daß Fremd- und Selbstanerkennung an die Ausfüllung dieser Aufgaben gebunden war, wird deutlich, daß Zusammenleben funktionalen Charakter besaß und Ehen als Versorgungsehen beschrieben werden können.
"In den meisten Gewerben ist eine Geschäftsführung ohne die Mitarbeit der Frauen undenkbar; dies gilt nicht nur für das Handwerk, sondern auch für die frühkapitalistischen Formen der Verlagsindustrie, in der zwar nicht mehr das Rohprodukt und die fertige Ware in der Verfügung des unmittelbaren Produzenten sind, aber doch noch die Organisation der Arbeit im eigenen Haus. Hier bestimmen die Frauen ebensogut wie die Männer, wie die Arbeit innerhalb der Familie aufgeteilt werden soll. Alles ist genauestens traditionell geregelt. Allein nach diesen Arbeitserfordernissen bestimmt sich, was als "männliches" und was als "weibliches" Verhalten gelten kann; und hiernach bestimmt sich auch die soziale Rolle und die Wertschätzung der Familienmitglieder." (Duden 1977, 131)
In diesem engen gesellschaftlichen Rahmen ermöglicht diese offenkundige Abhängigkeit Frauen die Wahrnehmung von Nischen, in denen institutionalisierte und traditionalisierte Machtstrukturen zwar grundsätzlich das Leben bestimmten, aber auch Formen des Widerstandes und / oder des Hintergehens direkter Machtzugriffe entwickelt werden

konnten (vgl. Bock, Duden 1977, 143). Frauen waren auch aktiv am Widerstand gegen die politisch Herrschenden beteiligt (vgl. ebd. 136). Die männliche Herrschaft über Frauen blieb jedoch als Männersache, -recht und -privileg festgeschrieben und manifestierte sich darüber hinaus durch Professionalisierungsprozesse. Herrschaftswissen wurde nur an Männer vermittelt und Frauen wurden sowohl von der Wissensvermittlung ausgeschlossen als auch der Möglichkeit beraubt, Wissen anzuwenden. So wurden z.B. schon im 15ten Jahrhundert Hebammen männlichen Ärzten untergeordnet, eine berufsmäßige Hierarchie Mann - Frau etabliert, obwohl das tradierte Frauenwissen zu diesem Zeitpunkt weitaus gesicherter und umfangreicher war - und erst aufgrund solcher Regelungen verloren ging.[3]

Frauen besaßen folglich Aufgabenbereiche, von denen sie durch die Manifestierung männlicher Berufe suspendiert wurden. Professionalisierung bedeutet auch in diesem Fall schon eine Ausdifferenzierung aus dem familialen bzw. dem gemeinschaftlich organisierten Lebensbereich. Ausdifferenzierte Arbeit wird i.d.S. vergesellschaftet - Frauen werden aus diesen Vergesellschaftungsprozessen als aktiv Handelnde ausgeschlossen.

Gleichzeitig dringen Männer in die Lebensräume von Frauen ein, die Frauengemeinschaft wird dadurch gefährdet. Die Anerkennung und Wahrnehmung spezieller Frauenaufgaben trug zur Ausbildung und Stabilisierung von Frauengemeinschaften bei. Diese wurden z.B. auch durch gemeinsame Waschtage belebt, der gemeinsame Brunnen galt gleichzeitig auch als Treffpunkt und Frauenplatz (vgl. Duden 1977, 130f). Der Kontakt von Frauen untereinander muß als bedeutsam angesehen werden, vor allem auch angesichts der herrschenden Organisation in den Ehen.

Die ehelichen Beziehungen waren nicht gekennzeichnet durch die Gefühlsintensität der Liebe (vgl. Metral 1981, 213 / Bock, Duden 1977, 143). Die innerfamiliale Hierarchie war festgelegt: die Frau war der männlichen Verfügungsgewalt untergeordnet.

Über die Stellung der Frau in vergangenen Gesellschaftsordnungen, über die Entwicklung des Patriarchats und die Erscheinungen seines Herrschaftsanspruchs ist bisher vieles veröffentlich worden[4]; ich möchte mich jedoch auf die Darstellung der für das Thema relevanten Kennzeichen, die mit dem Aufstieg des Bürgertums in Zusammenhang stehen, beschränken.

1.1.1.1. Die Etablierung des bürgerlichen Familienmodells

"Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Liebe und Ehe schon als wichtiges Thema in der Literatur verankert. Der Kernhaushalt war sicher typisch für den städtischen Haushalt, und ein großer Teil der Gesamtbevölkerung lebte in den Städten; aber auch die bäuerliche Mehrheit folgte dem Trend zur triadischen Familie." (Greer 1971, 214)

Die Haushalte entsprechen im allgemeinen nicht den Vorstellungen über die Großfamilie mit verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern sie bilden sich um eine Kleinfamilie, in deren Haus noch andere Menschen leben, diese stehen eher in einem lohnabhängigen Verhältnis zur Kernfamilie, als Gesellen, als Dienstpersonal (vgl. Berger, Berger 1984, 110). Die Veränderungen des ökonomischen Sektors wirken sich auf die Gesellschaftsstruktur, auf die Familie aus (vgl. Metral 1981, 216). Besonders relevant sind die Wandlungen innerhalb der bürgerlichen Familie, weil das Bürgertum versuchte, seine Vorstellungen auf die proletarische Familie zu übertragen. Dies erweist sich angesichts der Lage eines verarmten Proletariats zwar zunächt als irreal, im Zuge der Verbesserung ökonomischer Existenzbedingungen zeigt sich jedoch, daß gegenwärtige Orientierungen auch in Arbeiterfamilien sich an dem etablierten Bild der bürgerlichen Familie ausrichten (vgl. ebd. 217f).

Die bürgerliche Ideologie entwirft eine idyllische Vorstellung über die Familie, sie wird zum Schutzraum gegen die Arbeitswelt. Tatsächlich wird sie "Repräsentationsinstanz" bürgerlicher Macht und bürgerlichen Reichtums. Frauen sind "Ausstellungsstücke" männlichen Besitzes (vgl. Greer 1971, 55ff); gleichzeitig sind sie damit beauftragt, als "Hüterin des Hauses" den häuslichen Besitz zu dekorieren. Ihre diesbezüglichen Arbeitsfähigkeiten werden der ökonomisch- produktiven Bewertung entzogen, sie werden zur "weiblichen Natur" deklariert; weibliche Dienstleistung komplementiert die männliche Produktionsarbeit (vgl. Metral 1981, 218).

Die Reduzierung der Frau auf diesen inneren, familiären Kern wird verschleiert durch das Bild der feindlichen äußeren Welt, in der sich der Mann behaupten muß, während die Frau ihren Bestimmungen (Gattin, Hausfrau, Mutter) leben kann.

"Diese Ausbildung der häuslichen Sphäre zur idyllischen Heimeligkeit

ist nur möglich, wenn die Arbeit der Frau nicht als Last, sondern als ästhetischer Wert erscheint. Das kann dadurch geschehen, daß nicht die Tätigkeit selbst, sondern das von seinem Entstehungsprozeß abgetrennte Produkt genüßlich betrachtet wird." (Duden 1977, 135)

Die Arbeit der Haus- frau wird unsichtbar, nur das wahrnehmbare Resultat erhält eine Bewertung. Damit kann auch die Produzentin vom Arbeitsprozeß abgekoppelt und nicht mehr als handelnde Person, sondern als Objekt betrachtet werden. In ihrer objekthaften Schönheit wird sie zur "Quelle erotischer Freuden" (vgl. ebd.). Die Frau, von vornherein aus dem gesellschaftlichen Arbeitsbereich ausgeschlossen, verliert auch in der Familie die Kompetenz zur Selbsteinschätzung ihrer Fähigkeiten; nicht ihre Arbeit wird beurteilt, sondern das hergestellte Produkt. In ihm kann sie sich nicht wiederfinden, weil die Handlung davon abgetrennt ist. Gleichzeitig ist sie selber zum Betrachtungsgegenstand geworden und unterliegt nicht der eigenen Bewertung, sondern der männlichen Beurteilung.

Die Arbeit im Haus verlangt die Übernahme gesellschaftlich determinierter Rollenbilder. Bestätigung resultiert nicht mehr aus der geleisteten Arbeit, sondern wird von außen, von Fremden, vom Mann gewährt; sie bezieht sich nicht auf das Resultat eines Arbeitsprozesses, sondern auf das Wesen der Frau, auf ihr Erscheinungsbild, ihre "natürlichen Fähigkeiten".

Zur "Natürlichkeit" avancierte auch die Fürsorge für die Kinder. Waren sie zuvor notwendig als Arbeitskräfte und zur Altersversorgung, erhielten sie nun neue Bedeutungszuschreibungen: den nahen Kontakt und die Integration in die Erwachsenenwelt löste die "Kindheit" ab, so wie wir sie gegenwärtig verstehen und weiter etablieren in Jugendzeit und deren Verlängerung z.B. durch längere Schulbesuche. Diese Veränderung drückt sich im 17ten Jahrhundert in der Einführung spezieller Kinderspielzeuge, Kinderspiele aus (vgl. Firestone 1973, 3). Im 19ten Jahrhundert schlägt sie sich im ersten Geburtenrückgang nieder (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 17). War vormals die Produktivkraft einer großen Anzahl von Kindern bedeutsam, so wird jetzt - in der bürgerlichen Familie als Triebkraft gesellschaftlichen Wandels - dem einzelnen Kind ein eigener Wert beigemessen. Es wird umsorgt, - Mutterschaft wird zur Mutterpflicht -, es wird ausgestattet. Die Autorität liegt beim Vater, obwohl die Mutter den größten Anteil an der Erziehung übernimmt (vgl. Metral 1981, 219). Die Entfaltungsmöglichkeiten, die sich dadurch für Kinder ergeben, geschehen auf Kosten der Frauen (vgl. Simmel 1979,

386f).

Trotz Zeiten des Umbruchs und der damit einhergehenden Lockerung von Normen erringen Frauen keinen Freiraum für sich. Sie werden im Gegenteil stärker ans Haus gebunden, "privatisiert" in der Abhängigkeit zum Mann. Ihnen bleiben Entzugsmöglichkeiten, Fluchten in Migräne, Hysterie, Krankheit, Ohnmachten (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 34 / Chesler 1977, 39f), eigene Gestaltungsmöglichkeiten werden ihnen verweigert.

"Denn in der Unterschicht waren die materiellen Zwänge so hart, daß praktisch alle Anstrengungen und Energien auf das eine Ziel ausgerichtet sein mußten, das tägliche Überleben zu sichern. Und im Bürgertum, wo es der Möglichkeit nach Freiraum gegeben hätte, waren es das entstandene Leitbild einer ganz auf den häuslichen Innenraum beschränkten Frauenrolle und die damit verbundenen Erwartungen und Abhängigkeiten, die der Frau kaum eine eigene Entwicklung zugestanden. Ihre Bestimmung war das leise und immer bereite "Dasein für die Familie", und sein oberstes Gebot hier: ***Selbstzurücknahme und Selbstaufgabe.*** *" (Beck- Gernsheim 1984, 34)*

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Veränderungen der Familienideologie weibliche Arbeit als "naturgegebene" Fähigkeit festschrieben, die Familie als Wert Besitzansprüche und tatsächlich besitzenden Wohlstand des Mannes repräsentierte: Er erhielt die Ehrerbietung, die Anerkennung seiner Macht, die Frau die Institutionalisierung ihrer Abhängigkeit.

1.1.1.2. Reminiszenzen des Emanzipationsgedankens der Romantik: Beitrag zum ideellen Gehalt des Frauenbildes

Die Rollentrennung der Geschlechter vollzieht sich jedoch nicht nur in Hinblick auf Arbeit, sie wird auch theoretisch untermauert durch den Entwurf "typischer" Weiblichkeit bzw. Männlichkeit. Die Frau erscheint als durch ihre Gefühle bestimmt, der Mann zeichnet sich durch die Stärke seiner Vernunft aus. Nicht zuletzt Rousseau trug zu diesem Frauenbild bei.

Durch Rousseaus Idealisierung von männlichen und weiblichen Eigenschaftszuschreibungen, durch seine Trennung in den verstandes-

bestimmten Mann und die gefühlvolle Frau wurde die Frau in die Ecke der Häuslichkeit gedrängt. Frauen begannen, "an ihre hohe Bestimmung als Gefühlspflegerin zu glauben". R. Möhrmann bezeichnet die "rousseauistische Gefühlsemanzipation" als die "eigentliche Geburtsstunde des Weiblichkeitswahns" (vgl. dies. 1977, 27).

Den Frauen wird der weniger "rationale" gesellschaftliche Bereich - Haushalt und vor allem Familie - zugeordnet. Ihr Ausschluß zumindest aus den höher qualifizierten Berufen einer rational organisierten Arbeitswelt erhält hierin seine Legitimation. Trotz einiger emanzipatorischer Ansätze manifestiert Rousseau mit seinem theoretisierenden Menschenbild die Unterordnung der Frau. George Sand dreht demgegenüber diese Ordnung um, sie stellt das weibliche Gefühl über den männlichen Verstand, und bleibt von daher ebenfalls der Ungleichheit der Geschlechter verhaftet (vgl. Möhrmann 1977, 58). Sowohl Rousseau als auch George Sand stehen in geistiger Verbindung zur deutschen Romantik, die M.O. Metral als eine "Renaissance des Liebesmythos" kennzeichnet (vgl. dies. 1981, 222).

R. Möhrmann (1977) ebenso wie U. Prokop (1976) weisen auf den emanzipatorischen Einfluß der deutschen Romantiker hin, die sich kritisch mit der Lebenssituation der Frau auseinandersetzten und versuchten, die bürgerliche Ehemoral, die Ausbeutung der Frauen durch die Kopplung von Gefühl und weiblicher Pflichterfüllung zu entlarven. U. Prokop hält die Werke der Frauen und Männer der romantischen Zirkel für sehr bedeutend im Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter.[5] In der nachträglichen Betrachtung muß jedoch die gesellschaftliche "Verwertung" dieser emanzipatorischen Ansätze berücksichtigt werden. Hier wird der denkerische Prozeß verleugnet, und es setzen sich nur einige Überlegungen fest, die zu idealisierten Eigenschaftszuschreibungen erstarren.

Die Romantik tritt für die Gleichstellung aller Menschen ein, sie protestiert gegen die herrschenden Widersprüche und Ungerechtigkeiten, gegen gesellschaftliche Normen und Zwänge. Sie beschäftigt sich mit Rollen und Rollendistanz; sie versucht, gesellschaftliche Freiräume zu entdecken, Wege zur Selbst- Werdung und Entfaltung des Individuums zu beschreiten.

"Der romantische Protest steht zur "Frauenfrage" in vielfältiger Beziehung: zunächst und offensichtlich sind die radikalsten Angriffe gegen die bürgerlichen Institutionen, die das Leben der Frauen bestimmen - die Familie, die monogame und unauflösliche Ehe, die

natürliche Rolle der Frau als Mutter und Erzieherin - aus dem romantischen Lager hervorgegangen." (Prokop 1976, 146)

Sie analysieren jedoch nicht die strukturelle Unterdrückung der Frau, sondern entwickeln Idealbilder, durch die sie sich gegen die bürgerliche Ordnung und deren Tendenzen zur Spezialisierung und Zuschreibung von Rollen wenden. Sie verdeutlichen und kritisieren die Entfremdung in jeglichen menschlichen Beziehungen.

Ihr Vorbild ist die Frau, die frei und ungebunden lebt, die sich weder von gesellschaftlichen Zwängen noch von ökonomischen Interessen vereinnahmen läßt. Die Familie erweist sich als Keimzelle der Abhängigkeit und Unterdrückung. Es geht in der "romantischen Idee" folglich um die Emanzipation der Individuen, die unterschiedlichen Fähigkeiten, Eigenheiten und Bedürfnisse respektierend. (vgl. ebd. 149f)

Die Romantiker - und hier verweist U. Prokop besonders auf Friedrich Schlegel - erkennen die Gefahr von Erstarrung in Rollen. Sie warnen vor der kritiklosen und sich unterwerfenden Anerkennung repressiver Verhältnisse, denn dies führt zur Verdrängung von Reflexionen über die eigenen Lebenszusammenhänge und zur Ignoranz eigener Bedürfnisse. Der Verlust der bewußten Wahrnehmung eigener Bedürfnisse verhindert letztendlich auch deren Befriedigung. (vgl. ebd. 151)

Die Romantik will nicht ordnen, sondern verwirren, sie will die Zufälligkeiten und Brüche aufzeigen, um die Existenz anderer Möglichkeiten hervorzuheben. Der Alltag wird aufgelöst in der Tendenz zur Mystifikation unter dem bewußten Verzicht auf technische Effizienz, instrumentelle Vernunft und strategisches Handeln (vgl. ebd. 152). Die Reflexion läßt alltägliche Gewohnheiten bewußt werden, sie werden entlarvt und verzaubert. Die romantische Darstellung bewegt sich in Widersprüchen, sie strebt nicht Lösungen, sondern die Problematisierung des Entgegengesetzten an.

"Die Romantik reflektiert die Entwicklung der Warenproduktion in der totalen Künstlichkeit der dargestellten Verhältnisse und der Darstellung selbst: Es gibt nichts "Natürliches". Die Auflösung der Geschlechterrollen, wie sie Romantik vorantreibt und ausdrückt, erhält dadurch etwas Zweideutiges. Die Romantik entdeckt den Warencharakter der Frau und die Frau als Ware; das richtige Interesse an der Reflexion des Rollenhaften verfängt sich jedoch in der Fetischisierung der Vollkommenheit, die die "ideale Frau" symbolisiert." (a.a.O. 155)

Mehrdeutigkeiten entbehren zumeist der gesellschaftlichen Akzeptanz,

die Ordnung strebt nach Eindeutigkeit. Die Wechselseitigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen und gedanklichen Ausbrüchen, Zerstörungen jener etablierten Strukturen bestimmt schließlich auch die Grenzen romantischer Vorstellungen, ihrer gedanklichen Entfaltung und Wirksamkeit. Die gesellschaftlichen Bedingungen lassen derartig weitgehende Veränderungen individueller Lebenszusammenhänge und zwischenmenschlicher Beziehungen nicht zu. Die Romantik zieht sich in die Innerlichkeit zurück.[6] Sie verliert ihre realen Bezugspunkte und ersetzt diese durch Idealisierungen, sie erstarrt in stilisierten Formen (vgl. ebd. 158).

Der emanzipatorische Gedanke löst sich in der Setzung eines "Frauenbildes" auf: Die Frau wird zum Objekt der Verehrung; das, was heute oft als Ausdruck und Instrument ihrer Unterdrückung gilt, wird zur Unerreichbarkeit idealisiert. Die Frau wird als passiv, als schön, als unnahbar beschrieben. Sie ist ausgeschlossen aus dem Produktionsprozeß und verliert dadurch trotz aller theoretisch entgegengesetzten Anliegen die Möglichkeit, mit dem Mann gleichberechtigt zu konkurrieren, sie ist ihm dienstbar aber unerreichbar, sie ist nicht nur ihm entfremdet, sondern auch sich selbst als menschliches Individuum (vgl. ebd. 157).

Die Möglichkeiten menschlicher Entfaltung und sozialen Zusammenlebens, die sich in den Werken der Frühromantiker eröffnen, erfahren in der ideengeschichtlichen Entwicklung eine idealisierende Festlegung, die von der gesellschaftlichen Ordnung vereinnahmt werden konnte und wurde.

1.1.2. Liebe zwischen emotionaler Zuneigung und normativer Verpflichtung

Nach Prokop (a.a.O) weist die Frühromantik Widersprüchlichkeiten zwischen der Idealisierung von Weiblichkeit und der Forderung nach Gleichberechtigung auf; die Befreiung aus ihrer Unterdrückung erfordert von der Frau "individuellen Mut" und "Bildung" (vgl. ebd. 157).

"Wie die Frühromantik sieht der junge Hegel das Vorbild nicht-entfremdeter Institutionen in Modell der Liebe als einen kommunikativen Verhältnis." (ebd. 162)

Nicht- Entfremdung meint die Aufhebung der "Trennung von privatem

Interesse und öffentlichen Leben" (vgl. a.a.O.), also gerade dem Phänomen entgegengesetzt, das sich verstärkt in der Gesellschaft manifestiert. Liebe zeichnet "lebendige Beziehungen" aus - Liebe bedarf keiner Reglementierung im kommunikativen Kontakt zwischen machtgleichgewichtigen Individuen. Hier wird ein "Verwirrspiel" der Ideengeschichte markiert: In seinen Auseinandersetzungen folgt der junge Hegel dem "Begriff der christlichen Liebe" (vgl. a.a.O.). Die Romantik jedoch orientiert sich an einem Begriff der "höfischen Liebe", der Liebe, die sich in außerehelichen Beziehungen lebt."

Die christliche Liebe verknüpft Liebe und Ehe als Ideal miteinander, - selbst in jenen Epochen, in denen Ehen aus anderen Motiven geschlossen wurden als aus Liebe (vgl. Metral 1981, 76). Gleichzeitig anerkennt und stützt die Institution Kirche den patriarchalischen Herrschaftsanspruch: die Frau ist dem Mann untergeordnet (vgl. ebd. 98), ihr wird Jungfräulichkeit auferlegt, die sich in der Ehe zur Mutterrolle verwandelt (vgl. ebd. 44). Die Sexualität der Frau wird in die Geschlechtslosigkeit transformiert, sexuelle Lust, die Erotik liebender Gefühle gerinnt angesichts der Notwendigkeit von Fortpflanzung und weiblich "mythologistischer" Fixierung.

Die Frau in ihrer Geschlechtlichkeit findet Anerkennung in der "höfischen Liebe". Im Kern der Beziehung zwischen Mann und Frau steht Liebe und nicht etwa die Ehe.

"Die höfisch Liebenden bilden deshalb ein Paar, weil sie treu sind, denn sie lieben sich aus Liebe, sie ziehen sich gegenseitig an, sie gefallen sich, sie wählen sich und sprechen miteinander. Gerade dieses Zusammentreffen von Rede, Zuneigung und Intersexualität erlaubt es, die Verwirklichung des Paars als liebende Vereinigung einer irreduziblen Differenz nachzuweisen." (ebd. 131)

Die Liebe umfasst die Frau und den Mann als Ganzes, im Einklang ihrer Gefühle. Sie werden mitgeteilt, ausgetauscht - verbal und in sexueller Zärtlichkeit, hierbei erscheint die Frau wegweisend; Sexualität bindet sich nicht an die orgiastische Fortpflanzung, sie ist Liebesspiel, am lusterzeugenden Vorspiel interessiert (vgl. ebd. 137).

Diese Unterscheidung zwischen christlicher Liebe und Ehevorstellungen einerseits und der höfischen Liebe als Paarbeziehung andererseits erscheint angesichts "moderner Liebesehen" als relevant". Diese zehren aus den Idealen der höfischen Liebe, begeben sich jedoch in eine institutionalisierte Beziehung: in die Ehe, die den christlichen Prinzipien von Liebe und deren "geordneten" Erwartungen folgt; ferner

kann die "bürgerliche Ehe" ihre Geschichte, d.h. die Ideale, die sich während des Aufstiegs des Bürgertums herausbildeten, nicht ablegen und hat sie bis heute - trotz aller Veränderungen und Emanzipationsbestrebungen - nicht überwunden.

1.1.2.1. Die Erweiterung der ehelichen Beziehung durch das Liebesideal

Wenn ich an Liebe denke, entsteht ein "romantisiertes- idealisiertes" Bild in meiner Phantasie, angefüllt von Zartheit und Zärtlichkeit,und/ oder es "kribbelt" die Leidenschaftlichkeit in mir, die auch aus vielen Gedichten spricht, die stürmische Freude, die schmerzvollen Erfahrungen der Sehnsucht. Manchmal erleben wir derartige gefühlsintensive Momente, zumeist benennen wir sie als "Verliebtheit". *"Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt"* - wie störend wirken solche, von Goethe in Worte gefaßte Gefühlsschwankungen in unserer Alltagsroutine, die auf Kontinuität angelegt ist?" Um wievieles "zahmer" klingt da das Anliegen von E. Fromm, der berechtigterweise die Liebesfähigkeit des Menschen mit dessen Persönlichkeitsentwicklung und Produktivität verbindet, der dann jedoch Bedingungen aufzählt, die der Leidenschaft nur allzu oft entgegenstehen.

"(I)ch möchte zeigen, daß es in der Liebe zu einem anderen Menschen überhaupt keine Erfüllung ohne die Liebe zum nächsten, ohne wahre Demut, ohne Mut, Glaube und Disziplin geben kann." (Fromm 1980,9)

Nächstenliebe, Demut, Glaube, Disziplin verweisen auf die christliche Tradition unseres Liebesbegriffs, sie lassen Unterordnung, Bescheidenheit assoziieren und keineswegs die stürmische Kraft Goethischer Liebesforderungen. Liebe ist Beiwerk in einer geordneten Welt. Eines ihrer Ordnungsprinzipien, das die Beziehungen zwischen den Geschlechtern regelt, bezeichnen wir als "Ehe".

In ihrem Roman "Daphne Herbst" beschreibt A. Kolb (Ausgabe 1982) die Motive für Eheschließungen in den Jahren kurz vor dem ersten Weltkrieg. In den "höheren Münchner Kreisen" orientiert sich die Wahl des Ehpartners nicht an Liebesgefühlen, sondern an seiner gesellschaftlichen Position, den Kriterien der "guten Partie" (vgl. a.a.O. 9). Mütterliches und töchterliches Bestreben zielt einzig und allein auf die standesgemäße Heirat ab. Ihnen stellt A. Kolb die

Familie Herbst gegenüber. Die Beziehung zwischen Daphnes Eltern erscheint als Ideal. Ineinander verliebt haben sie sich gegen die Konventionen durchgesetzt, geheiratet und sich ihr eigenes Leben geschaffen. Helga Herbst - die Mutter - wird als selbständige Persönlichkeit dargestellt, die sich in ihren Eigenschaften und Interessen keineswegs dem Ehemann unterordnet. Eine bedeutsame Rolle spielen die Kinder, durch sie wird die Familie "selbstgenügsam", außerfamiliäre Beziehungen werden mehr und mehr als Störungen wahrgenommen (vgl. ebd. 27).

In dieser Beschreibung fallen zwei typische Merkmale der idealisierten Familie auf: Die eheliche Liebesbeziehung ist auf Fortpflanzung angelegt,sie wird dadurch zur "erfüllten" Familie, und Liebe wandelt sich zum Bewußtsein familiärer Zusammengehörigkeit, die andere Beziehungen rigoros ausschließt. Erst die tödliche Zerstörung des Familienidylls, als eine Tochter und Helga sterben, zwingt zur Veränderung, zur teilweisen öffnung für andere Beziehungen. Daphne kann sich dennoch nicht von ihrem Vater lösen, sie ist nicht frei für ihre eigene Liebesbeziehung. Das intrigenhafte Verhalten ihrer Schwester und der nahende Tod gestatten ihr die Trennung vom Vater. Selbst hier wird die familiale Beziehung durch "Gleiches" ersetzt: sie heiratet (endlich), und nach ihrem Tod zieht auch der Vater sich in eine neue Ehe zurück.

Die Wandlungen ehelicher Beziehungen vollziehen sich vor allem auf der Ebene emotionaler Dispositionen. "Höfische Liebe", die den Fesselungen der Ehe entrinnen wollte, wird "zum Produzenten einer abgekapselten Affektivität" (vgl. Metral 1981, 223). In der Zweisamkeit der Paarbeziehung, in der Erweiterung zur Familie wird versucht, die intensive Beziehung des "ersten Augenblicks" festzuhalten und die emotionalen Bindungen herzustellen, die weder die anonyme noch die bekannte, starr festgelegte Außenwelt bieten kann. Liebesehen gründen sich zwar auf der Annahme von Liebe, erhofft wird jedoch oftmals etwas anderes: die Komplementierung des gesellschaftlich- öffentlichen Lebens. Intensive Beziehungen können weder am Arbeitsplatz gelebt werden, noch können selbst- eigene Gefühle in Kontakten gezeigt werden, die durch Sachzwänge und konventionelle Verhaltensregeln bestimmt werden. Liebesbeziehungen erscheinen als der "Freiraum" zur Entfaltung unserer Gefühle. Diese gefundene Möglichkeit versuchen wir oftmals zu konservieren, wir entwickeln Verlustängste. Unser intensives Gefühlserlebnis scheint vom anderen abhängig und das ist es

tatsächlich, diese Abhängigkeit verkehrt sich jedoch in dem Moment, in dem wir annehmen, unsere Erlebnisfähigkeit sei vom anderen abhägig, denn dann begeben wir uns in eine Abhängigkeitsbeziehung, die andere Möglichkeiten intensiven Gefühlserlebens ausschließt. Die Ehe ist zur institutionalisierten Ausdrucksform dieses Zuschreibungsprozesses geworden, sie verspricht die "Konservierung" von Liebe, von Emotionalität.

Hieraus haben sich Erwartungen an die Ehe entwickelt, die sich als die Befriedigung unserer emotionalen Bedürftigkeit beschreiben lassen. Das heißt jedoch nicht, daß sich die Organisation, die tradierte und institutionalisierte Rollenaufteilung in Ehe und Familie verändert haben, sondern daß deren inhaltliche Bedeutung eine interpretative Veränderung erfahren hat. War z.B. das "gepflegte, idyllische Heim" im 19.Jh. Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen (und besitzenden) Position, so wird es unter dem Zeichen der Liebe zum Ausdruck der liebevollen Fürsorge, zum Liebesbeweis. Die Ordnung des Hauses ist nicht mehr nur eine Demonstration des Besitzes, sondern auch eine der emotionalen Zusammengehörigkeit,- des emotionalen Nestes.

Familiale Aufgaben erfahren über die emotionale Befähigung des Menschen ihre "Sinnhaftigkeit". Auf die Vermischung von Emotionalität und Hausfrauenarbeit wird des öfteren verwiesen (vgl. z.B. Bock, Duden 1977, 121), ebenso wie auf die Konstruktion von nichtbezahlter Hausarbeit als Liebesdienst. Solche Aussagen lassen eine doppelte Ausbeutung von Frauen vermuten: die ihrer Arbeitskraft und die ihrer emotionalen Fähigkeiten. Wesentlicher erscheint jedoch die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse zum Zweck einer höheren Effizienz für familiale Aufgaben, die für die Institution charakteristisch sind.

So zeigt A. Grossmann (1985) für die Weimarer Zeit auf, daß weibliche Erwerbstätigkeit, die zeitliche Verzögerung von Eheschließungen und das Absinken der Geburtenrate sich als bevölkerungspolitisches Problem auch auf die Entwicklung wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung niederschlugen. Die wissenschaftliche Thematisierung weiblicher Sexualität wird unter diesem Gesichtspunkt ihres emanzipatorischen, "befreienden" Charakters beraubt und zum Werkzeug familienorientierter Fortpflanzungspolitik.

"Die Neue Frau sollte durch eine Erneuerung ihres Geschlechtslebens zu Mutterschaft und Ehe zurückgeführt werden. Für die Sexualreformer waren sexuelle Techniken und das Recht der Frauen auf einen Orgasmus nur Mittel, um die heterosexuelle Kleinfamilie zu stabilisieren und zu

harmonisieren. Der beidseitige Orgasmus zweier sich liebender und gesunder Partner wurde als der höchste Ausdruck einer neuen, reinen Moral angesehen, der dann auch gesündere Kinder hervorbrachte." (a.a.O. 44f)

Das Bedürfnis der Frau, sexuell befriedigt zu werden, findet zwar seine Anerkennung, es wird jedoch gleichzeitig an seinen Platz verwiesen. Weibliche sexuelle Leidenschaft wurde umgehend mit Verhaltensweisen, mit der "Aufklärung" über geeignete Techniken ihrer Entfaltungsmöglichkeiten beraubt, sie wurde auf einen Zweck hin kanalisiert (vgl. ebd. 50, 54f).

Die traditionelle Versorgungsehe wird durch ideelle Ansprüche, die sich aus den Emotionen der Einzelnen nähren, umbewertet. Die ökonomische Abhängigkeit wird verschleiert. Existenzsichernde Zugehörigkeit avanciert zu emotionaler Verbundenheit, zu "Liebe". Liebe ist das Schlüsselwort, um die Einheit der institutionalisierten Familie zu dokumentieren. Die Sicherung dieser Einheit geschieht im Zeichen der ideellen Zugehörigkeit, im Namen der gegenseitigen Liebe. Damit wird ein real erlebbares Gefühl, welches wir "Liebe" nennen, zum abstrakten Begriff, zur ideologischen Kategorie für institutionalisierte Abhängigkeitsverhältnisse.[10]

1.1.2.2. Über die Bändigung der Liebe

Wir lernen Gefühle kennen, erlernen ihre Benennungen (vgl. Heller 1981b, 164) und damit auch deren gesellschaftlich determinierte Bedeutung. Das Wissen um bestimmte Gefühle setzt nicht unbedingt das eigene Erleben voraus. Von daher füllen wir Gefühlsbenennungen zwar mit dem konkret Erlebten aus (vgl. ebd. 169), wir verfügen aber gleichzeitig über Vorstellungen, Handlungsanleitungen, an denen wir uns in Gefühlssituationen orientieren können.

"Institutionen sozialisieren, indem sie die menschlichen Impulse manipulieren und in vermittelte Bahnen kanalisieren. Wir lernen auf vorgeschriebene Art zu fühlen und sind erstaunt oder unangenehm berührt, wenn sich ursprüngliche (individuelle) Regungen dazwischen schieben, wenn wir an uns erleben, daß uns diese eigentlich andere Zielrichtungen angeben." (Krenn, Pfaff 'unv.M., 369)

Liebe - als originäres Gefühl erlebt - intensiviert die Erlebnisfähigkeit des Menschen, setzt ungeahnte Energien frei (vgl. Wyss 1975, 25); aber Ekstase, Leidenschaftlichkeit verheißen Ausbruch, bedrohen gesellschaftliche Institutionen, Liebe - als vermitteltes Gefühl - impliziert Bändigung, Kanalisierung.[11]

Heller spricht vom "Gefühlshaushalt" als "ein Novum der bürgerlichen Weltepoche" (vgl. dies. 1981b, 275). Sigusch verweist auf die Diskrepanz zwischen dem liebesfähigen Menschen und den Tendenzen zur "Abwehr und Erstarrung", dem "Niederhalten der Gefühle" (vgl. dens. 1984, 16). Der Verunsicherung durch "unbändige" Liebesleidenschaft können wir durch die Ehe entfliehen: wir meinen, unsere Liebe zu sichern, unsere (emotionale) Bindung zu (be-)stärken, die aus Liebe gewonnene Sicherheit zu bewahren. Umgekehrt erscheint uns die Liebe als Sicherheitsfaktor für den Bestand der (ehelichen) Beziehung.[12]

Liebesbeziehungen involvieren folglich auch Erwartungen und Gefühle, die wir nicht unbedingt mit dem Begriff "Liebe" bezeichnen; nur, wenn wir lieben, trennen wir kaum. Krenn/ Pfaff (²unv.M.) nennen dies "accessoires" der Liebe, auf sie kann Liebe nicht verzichten, jedoch ist es trügerisch, sie für Liebe zu halten, sie in ihrer Bedeutung überzubewerten.[13] Als "accessoires" verbergen sich hinter Liebe u.a. Dimensionen von Herrschaft, Bestätigungserwartungen, sexuelles Verlangen, Angst vor Einsamkeit, Unsicherheiten (vgl. a.a.O. 11). All diese Hoffnungen, Wünsche, Erwartungen zur legitimen Füllung unserer Defizite suchen und finden wir in der Institution Ehe und Familie.

"Unser Bedürfnis durch Herrschen und Beherrschtwerden, Ordnung zu konstituieren, Besitz und Fürsorge, nach Hege, Pflege, Hilfe und Erziehung sind alles sozial- legitime Bedürfnisse, die in sozialen Institutionen bedacht werden, die auch der Liebe, der Sexualität dienen. Die soziale Mischung, die in den Beziehungen, Gruppen und Institutionen entsteht, ist explosiv. Das, was wir Liebe nennen, wird zum Vehikel der Bedürfnisbefriedigung aller anderen legitimen Defizite des Menschen. Sie selbst ist nie gemeint und wird stets, bedingt durch die gesellschaftliche Funktion, verfehlt." (ebd. 2)

Wenn wir Liebe mit ihren "accessoires" verwechseln, d.h. wenn wir die Beziehung in ihrer Art der Gefühle, Ansprüche, ihrer beidseitigen Bedeutung falsch einschätzen, so können wir uns nicht gefahrlos einer gegenseitigen Offenheit ausliefern. Erfahren wir Verletzungen in der Offenheit unserer Liebe, so macht uns die Erfahrung dieser Liebe konfliktfähig; wenn das, was wir Liebe nennen, aber eine Täuschung ist,

dann fehlt uns oft die Kraft, Verletzungen zu ertragen. Wie oft haben wir schon unsere Offenheit bereut, wie verschlossen haben uns diese Erfahrungen schon gemacht? Wieviel Bereitschaft zu lieben haben wir dadurch verloren? Wieviel unserer Fähigkeit zu lieben liegt brach, wurde u.U. nie geweckt?[14]

1.1.2.3. Erfahrungen in Liebesbeziehungen und die Konstituierung von Abhängigkeiten in der Ehe

Als "Objekte der Liebe" werden Frauen auf die Liebe verpflichtet, i.d.S. scheint Liebe "Frauensache" zu sein.

"Die Erschaffung der Innerlichkeit ist in erster Linie Pflicht der Frau - die Frau muß also die entsprechenden Gefühle: Anhänglichkeit, Liebe, Zärtlichkeit, Feinsinn, Taktgefühl in sich selbst und in ihrer Umgebung entfalten und pflegen. Dem gegenüber ist es der Mann, der "in der Welt" lebt; er muß die Aufgaben erkennen und anerkennen, er muß kalkulieren, muß auch zweckrational planen". (Heller 1981b, 291)

Heute ist die strikte Trennung von Familienfrau und berufstätigem Mann aufgebrochen, Frauen partizipieren stärker an den Anliegen der öffentlichkeit - sowohl aus der eigenen Aktivität heraus, als auch aufgrund erkämpfter Rechte. Das entlastet sie jedoch nicht von ihren Aufgaben als Hausfrau und Mutter. Die Mitwirkung der Männer in Haushalt und Familie ist in den meisten Fällen noch sehr begrenzt, die traditionelle Rollenaufteilung zeigt immer noch Wirkung. Trotz vieler Unzulänglichkeiten ist eine finanzielle Abhängigkeit von Frauen in ihren Ehen nicht mehr unabdingbar: der Zugriff psychischer Abhängigkeiten hat sich gleichwohl verschärft (vgl. Tweedie 1982, 219).[15]

Die Forderung nach Monogamie avanciert zu einem Fesselungsmechanismus für Frauen an ihre Ehen (vgl. ebd. 145). Fromm bezeichnet Liebe als "Haltung", als "Charakter- Orientierung", die sich nicht auf einen Menschen als "Objekt der Liebe" beschränken kann (vgl. dens. 1980, 57). Darin schwingen sicherlich Töne "christlicher Nächstenliebe" mit, aber es verweist auch darauf, daß Gefühle der Liebe für mehrere Menschen empfunden werden. In allen unseren intensiven Beziehungen tauchen Liebesgefühle, liebe- volle Gefühle in uns auf.

"Es gibt nicht viele Formen der Liebe. Es gibt nur viele Beziehungen, die Liebe beigefügt erhielten. Oder wie kann man dies ausdrücken: ich liebe - aber manchmal weiß ich nicht, daß dies nicht Liebe sei sondern "liebe- volles" Sorgen, "liebe- volles" Spiegeln in Anderen oder "liebe- voller" Narzißmus, der den Anderen braucht und benützt. Manchmal erfahre ich, wie ich geliebt werde, und doch spür ich Liebe meinerseits nur als Dankbarkeit, Mitgefühl, freudiges Kenntnisnehmen." (Krenn, Pfaff zunv.M., 14f)

Die Vermischungen können wir erst in der reflexiven Aufarbeitung unserer Erlebnisse erkennen, den schmerzhaften Erfahrungen "enttäuschter Liebe", in den Erschütterungen unserer (vermeintlichen) Liebesbeziehungen. Dem wird Widerstand entgegengesetzt: unsere Hoffnungen auf die "wahre, echte Liebe" (vgl. Wyss 1975, 124f), die vermittelten Vorstellungen über Liebesbeziehungen, Illusionen, die der Verbannung von Liebe in private - und das meint vor allem familiale - Beziehungen verhaftet bleiben. Demgegenüber sind Liebesbeziehungen vorstellbar, die sowohl differenziertere Bedeutungssetzungen als auch andere und anders gestaltete Beziehungen zulassen. Hierzu gehört die Integration von Liebesbeziehungen in den eigenen Lebenszusammenhang, der sowohl durch "private" Beziehungen als auch durch Verknüpfungen zu "öffentlichen", d.h. weniger privaten Bereichen bestimmt wird. Dies setzt die Entwicklung eines Bewußtseins über die Eigenständigkeit im eigenen Lebenszusammenhang und Beziehungsgeflecht voraus. Paarbeziehungen, vor allem soweit sie der Ehe- und Familienideologie folgen, verfahren oft anders. Lebenszusammenhänge, Beziehungen werden um das "Paar" herum geschaffen und wahrgenommen; es bildet eine Einheit, die andere Beziehungen aus dem Leben der/ des Einzelnen weitgehend ausschließt.

Die Gefahr scheint in der Symbiose zu lauern, dem Versprechen "nicht mehr allein zu sein", in der Aufgabe des Selbst und der Eigenständigkeit (vgl. Brückner 1983, 77 / Wyss 1975, 21 / Greer 1971, 159, 252). So greifen auch einige Autorinnen auf die Symbiose der Mutter- Tochter- Beziehung zurück, um das Verhalten von Frauen in Liebesbeziehungen zu analysieren (vgl. Friday 1982 / Brückner 1983). Die symbiotischen Liebeserfahrungen mit unseren Müttern prägen unsere Beziehungen, die wir zu Männern aufnehmen. Die erste heterosexuelle Beziehung, die wir miterleben, ist im allgemeinen die unserer Eltern, eine andere ist die zwischen unseren Vätern und uns. Unsere erste Liebesbeziehung sollte - den gesellschaftlichen Ansprüchen entsprechend

– die zu unserer Mutter sein; auch auf unsere Beziehung zum Vater nimmt unsere Mutter Einfluß, z.B. durch die Art und Weise, in der sie uns ihr Bild vom Vater bzw. ihre Beziehung zu ihm vermittelt, wieviel Zeit sie uns läßt, wie "eifersüchtig" sie über unsere Beziehung wacht.

"Wir besitzen ein unvergeßliches Modell von unserer Rolle als Frau, das nicht so sehr durch die Beziehung zwischen unserer Mutter und unserem Vater geprägt ist, sondern noch stärker durch unsere Beziehung zu ihr. Mutter und ich, wir sind das Paar, das wir mit anderen weiterzubilden versuchen. Je mehr wir sie brauchten, desto stärker hat sie uns belohnt. Wenn wir erwachsen sind, ist Abhängigkeit noch immer die Norm, die uns dauernd vor Augen gehalten wird." (Friday 1982, 345)

Und weil diese Belohnung als Liebe bezeichnet wurde, gehören Abhängigkeit und Liebe für uns eng zusammen. Liebe verspricht Anerkennung (bei liebem Gehorchen), Geborgenheit und Sicherheit; Liebe, das ist eine alles umschließende Insel, die Mann und Frau privat zusammenschweißt gegen eine feindliche Außenwelt. Weil wir so sein sollten, wie das Ideal unserer Mutter, leben und lieben wir nach den internalisierten Bildern. Unsere Handlungsmuster orientieren sich an ihren Forderungen, in deren Erfüllung oder in der negierenden Auflehnung.

Wir sind unfähig, den Mann uns gegenüber zu erkennen, weil wir meinen, seine Ansprüche erfüllen zu müssen (und er dies auch von uns erwartet), weil wir uns nicht in selbständiger Unabhängigkeit als Individuen erleben können, uns zur Bewahrung der "Liebe" auf Täuschung und Selbsttäuschung verlegen.[16] Wir verlernen es immer mehr, einem anderen Menschen offen, d.h. relativ erwartungsfrei, zu begegnen; zu den Erfahrungen, die wir mit unserer Mutter gemacht haben, gesellen sich Erfahrungen mit anderen Menschen, explizit mit Männern. Die Nicht-erfüllung von Erwartungen, die wir in jede Beziehung hineinschleppen und die wir uns in ihrem Ursprung nicht bewußt machen, befähigen uns zumeist nicht zur verarbeitenden Reflexion, sondern strapazieren unser Frustrationsvermögen.

Zur Kompensation von Enttäuschungen haben wir eine Reihe von Mechanismen erlernt, die auf Kompromißbereitschaft, Manipulation, Maskierung und Taktierung basieren. Sie zielen darauf ab, den Weg einzuschlagen, der uns am ehesten Ordnung und Sicherheit verspricht. Dadurch wird Liebe verstärkt zum Synonym für Erwartungen, die wir generell an Beziehungen stellen, immer in der Hoffnung auf ihre Erfüllung durch den Anderen. Dies impliziert von vornherein

"schicksalsmäßige", passive Fügung. Die Angst, sich zu stark auf den Anderen einzulassen, findet ihr ergänzendes Gegenüber in der Angst, ihn zu verlieren. Sie wird zum Blankoscheck für die Abhängigkeit in allen Lebensbereichen - vor allem da der Mythos der "privatisierenden" Frau immer noch gilt: Sie schränkt oft die Möglichkeit ihrer finanziellen Unabhängigkeit ein, um sich dem privaten Bereich zu widmen, d.h. die Erwartungen des Mannes noch besser erfüllen zu können.[17]

Liebesbeziehungen sind heute verfälscht, weil sie keine Beziehungen zwischen zwei gleichberechtigten, autonomen Individuen sind; selbst wenn diese rein äußerlich gleichberechtigt organisiert sind, unterliegen sie verfälschenden Zwängen, da beide Beziehungspartner in Abhängigkeit zueinander leben, d.h. emanzipatorische Antriebsfaktoren fehlen. Die Liebe, die Frauen heute leben sollen, dient dazu, sie in Abhängigkeit zu halten. Diese Liebe führt zur Stagnation, zur Institutionalisierung von Rollen, Funktionen, Erwartungen, Macht-Ohnmacht- Erfahrungen, Besitzdenken. Sie unterstützt das gesellschaftlich konstituierte Abhängigkeitsverhältnis zwischen Mann und Frau (vgl. Brückner 1983, 91).

Liebe im Sprachgebrauch scheint eindeutig festgelegt: auf die Eltern-Kind- Liebe, d.h. im normativen Ideal der geschlechtslosen Liebe, und auf die Liebe zwischen zwei Menschen, die im allgemeinen Verständnis die Form der monogamen, heterosexuellen Beziehung aufweist. In der näheren Betrachtung fällt dann auf, daß sowohl die Eltern- Kind-Beziehung erotisch- sexuelle Momente enthält (vgl. A. Balint in M. Balint 1969, 112), so wie auch unsere Beziehungen zu anderen Menschen nicht frei von erotischen Reizen sind.

Ebenso bedarf das Kriterium der Heterosexualität einer Hinterfragung ihres Ausschließlichkeitsanspruches. Erziehung zielt auf heterosexuelle Liebesbeziehungen ab, Mädchenfreundschaften mit lesbischen Erfahrungsinhalten werden als pubertäre Erscheinung gewertet (vgl. Interviewausschnitt in Schwarzer 1984, 122) und unterliegen u.U. Stigmatisierungen. Homosexualität, lesbische Liebesbeziehungen sind zwar nicht mehr so außergewöhnlich, befreien sich langsam aus der Tabuzone, aber sie müssen immer noch mit Ablehnung und Anfeindung rechnen (vgl. The Boston Women's Health Book Collective 1981, Kap. 4, 146ff). Das Bekenntnis zum Lesbentum ermöglichte es Frauen, andere Erfahrungen mit Frauen zu gewinnen, von daher avancierte lesbische Liebe zu einem relevanten Moment in der Frauenbewegung (vgl. Atkinson 1978, 126ff). Die Darstellung der Problemhaftigkeit lesbischer

Beziehungen in einer heterosexuell- orientierten Gesellschaft würde den Rahmen dieser Betrachtung jedoch sprengen, an dieser Stelle dient sie als Hinweis, daß Liebe eben nicht geschlechtsgebunden ist (vgl. Schwarzer 1984, 208). Liebe ist allerdings angewiesen auf Beziehungen, auf emotionale Bedeutungszuschreibungen bzw. auf das Wissen um die Bedeutung des/ der Anderen für mich (vgl. Krenn, Pfaff ²unv. M., 391).

1.1.3. Die Verinnerlichung des Liebesideals transferiert gesellschaftliche Widersprüche ins weibliche Selbst.

Frauen haben sich durch die "Idealisierung von Liebe" als Gefühlsanspruch und nicht als "unbändiges" Lebensgefühl auf ihre liebevolle Rolle beschränken lassen. Aufgrund der traditionellen Rollenaufteilung wirken Frauen für die Gesellschaftsordnung stabilisierend, d.h. jedes Bemühen dort auszubrechen, muß die Gesellschaft als Bedrohung empfinden, deswegen behindert und bestraft sie jedes Streben nach Selbstfindung. Liebe kann ein Weg sein, in der gegenseitigen Unterstützung sich selbst zu entdecken und sich selbst zu verwirklichen.

Auf das Dilemma von Liebe und Autonomie verweist D. Cooper: *"Wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, sich von der an einer klebenden Familie und deren Kopien, den sozialen Institutionen zu befreien, ist die Liebe. Ironischerweise wird jedoch das zu einer solchen Loslösung nötige Maß an Liebe nur erreicht, wenn diese ein gewisses - gewöhnlich als ihr nicht wesenseigen empfundenes - Stadium durchschreitet - das Stadium völliger Achtung vor der eigenen Autonomie und vor der Autonomie aller anderen.*

... (Die Familie / H.B.) spezialisiert sich ... auf die Schaffung von Rollen für ihre Mitglieder, anstatt Vorbedingungen zu schaffen für die freie Annahme der Identität jedes ihrer Angehörigen." (Cooper ²1977, 21)

Die "liebevolle" Frau - und das meint gleichzeitig die brave, angepasste, dem Mann und den anderen verfügbare Frau - bricht nicht aus. Sie wird jedoch zum Beweis einer veränderten gesellschaftlichen Wirklichkeit, die dem Individuum größere Selbst- Entfaltungs-Möglichkeiten verspricht. Der weiblichen Tätigkeit wird ein emotional

besetzter, lebensganzheitlicher Sinn beigefügt. Rollen, die der Wahrnehmung bestimmter Aufgaben dienen, verschwimmen mit der Persönlichkeitsrolle, mit dem Selbstbild. Die Fähigkeit zur Rollendistanz wird dadurch erheblich erschwert. Ein verdrehtes Verständnis vom ganzheitlichen Menschen unterstellt nun eine selbstbestimmtere Chance zur Lebensgestaltung, z.B. im Sinne von "weiblicher Erfüllung". Es ist fraglich, ob sich die Lebenszusammenhänge von Frauen tatsächlich verändert haben, ob sie autonomer in Ehe und Familie leben können, oder ob materialistisch-existentielle Abhängigkeiten nicht schwergewichtig zu emotionalen-psychischen Abhängigkeiten modifiziert worden sind (vgl. Brückner 1983, 74f / Tweedie 1982, 219f).

Die Institution Ehe und Familie hat ihre Tradition nicht abgestreift. Die patriarchalischen Muster der bürgerlichen Familie im 18ten, besonders aber im 19ten Jahrhundert entbehren sicherlich eines zeitgemäßen Anspruchees, trotzdem lassen sie sich mehr oder minder ausgeprägt in Ehen, Familien der Gegenwart entdecken. Was früher gegenseitiges Einverständnis war, aufgrund tradierter Rollenerwartungen, als Autorität, Macht, Verfügungsgewalt erkannt und benannt wurde, ist heute allerdings umgetauft - wenn es überhaupt zur Sprache kommt: Die Frau gehorcht nicht mehr, sondern es wirkt der verinnerlichte Mechanismus "Liebe". Dies entlastet, weil die männliche Macht nicht mehr ständig aktualisiert werden muß, sie muß Männern noch nicht einmal mehr bewußt sein; nur Frauen müssen für ihre Rechte, ihre soziale Partizipation, ihre Beteiligung an Entscheidungsprozessen kämpfen: bzgl. Haushaltsgeld, eigener Berufstätigkeit usw. (vgl. Schwarzer 1984 / Benard, Schlaffer 1980).

Eingefangen durch Mittel der patriarchalischen Macht oder durch eine illusionär- idealisierte Vorstellung von Liebe hat sich der reale Lebenszusammenhang von Frauen nicht verändert - es sei denn aus anderen (ökonomischen) Ursachen heraus -, er ist allenfalls, da individualisiert und privatisiert, schwerer kritisierbar geworden (vgl. Friedan 1970, 16f).

"Der Widerspruch in der Gesellschaft ist zum Widerspruch im Subjekt geworden. Das Ich erscheint nun nicht mehr allein als Widerpart der gesellschaftlichen Umwelt; es trägt auch die gesellschaftlichen Widersprüche als Rollen- Identifikationen in sich. Die Aufklärung der Subjektivität kann die gesellschaftlichen Verhältnisse enthüllen; erst das von seinen inneren Widersprüchen befreite Ich gewinnt jene Stärke

und Autonomie, die es braucht, um seine Bedürfnisse wahrzunehmen." (Parin 1978, 120)

Für Frauen erhält diese Aussage eine besondere Bedeutung. Wenn sie in den tradierten Lebenszusammenhängen eingebunden sind, so verwischen sich ihre Rollen, werden verstärkt verinnerlicht. Männer besitzen real - und unterstützt durch die gesellschaftliche Definition - die Möglichkeit, zwei Rollen annähernd gleichwertig zu leben: die Berufs- und die familiäre Rolle. Daraus erwächst zum einen die Chance, von einer Rolle in die andere zu fliehen, zum anderen können etwaige Rollenkonflikte eindeutig speziellen Lebensbereichen zugeordnet werden, d.h. sie können näher an der Wirklichkeit ausgetragen werden.[18]

Aufgrund ihrer Lebenssituation verlagern sich demgegenüber Konflikte bei Frauen früher in ihr Ich. Rollenkonflikte als Abbild gesellschaftlich widersprüchlicher Anforderungen erlebt das (weibliche) Individuum als jene inneren Widersprüche, von denen Parin spricht.

1.2. Institutionalisierte Wirklichkeit: Weiblichkeitsrollen in Ehe und Familie

Die von uns erfahrene Wirklichkeit ist gesellschaftlich konstruiert. Neben der impliziten Möglichkeit, daß wir als Teil der Gesellschaft diese Wirklichkeit verändern können, orientieren wir uns zumeist doch verstärkt an den bereits vorgegebenen Möglichkeiten, die uns die Richtung für unser Handeln weisen. Wir folgen Regelmechanismen, die unser Verhalten ordnen und kontrollieren. Ohne Normen und gesellschaftlich gültiges Wissen sähen wir uns gezwungen, jede Situation, jede Beziehung neu zu definieren, wir krankten an Orientierungslosigkeit (vgl. Berger, Luckmann ⁵1977, 58 / Heller ²1981a, 137). Die Organisation von Gesellschaft, von gesellschaftlichem Wissen kann durchaus eine Handlungserleichterung für das Individuum bedeuten, z.B. indem wir auf vermittelte Erfahrungen zurückgreifen können; hinter der Routinisierung und Rationalisierung des Alltags verbirgt sich allerdings die Gefahr der bedingungslosen Anpassung.

So betont A. Heller, daß der Mensch lernen muß, "Dinge zu gebrauchen", sich "Umgangs- und Anforderungssysteme anzueignen" (vgl. a.a.O. 26); das impliziert auch, daß der Mensch sich die notwendige Distanz erhält,

um über deren Sinnhaftigkeit und Berechtigung zu reflektieren, aber das *"Alltagswissen verfährt oft **fetischistisch**: es akzeptiert Dinge und Institutionen als 'fertig gegeben'" (ebd. 99).*

Die Eigentümlichkeit von Institutionen zeigt sich in ihrer Tendenz zur Verselbständigung; vom Menschen konstituiert, wird sie zum Beherrscher des Menschen. Berger/ Luckmann sehen in solchen Habitualisierungsprozessen die Vorläufer von Institutionalisierungen (vgl. a.a.O. 56f). Institutionalisierung meint die Typisierung von Handelnden und Handlungen, sie werden "Allgemeingut" und setzen die Erreichbarkeit für "alle Mitglieder der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe" fest, so daß die Typisierungen sich in Rollen manifestieren (vgl. ebd. 78). Schließlich kann dieser Prozeß sich so weit vom Menschen entfernen, daß die durch die Institution begründete "objektive Wirklichkeit" (ebd. 64) den Menschen als Mensch "verleugnet" (vgl. ebd. 96 / vgl. auch Pfaff 1984, 40f).

Die Familie bildet i.d.S. eine gesellschaftliche Institution[19], die ihren Mitgliedern bestimmte Rollen aufzwingt. Die Akzeptanz dieser Rollen kann u.U. durch die/ den Einzelne(n) eher gesteuert werden, als in größeren institutionalisierten Gebilden. Die starke Verflechtung zwischen Rollenträger und fühlendem, beziehungsreichem Familienmitglied birgt verstärktes Konfliktpotential in sich. Dies läßt auf eine Ausnutzung von Chancen hoffen, auf die Auseinandersetzung mit Erwartungen innerhalb der Familie, auf die Durchsetzung eigener Interessen.

Die Realität belehrt uns allerdings häufig eines anderen: Wir verhalten uns aufgrund verinnerlichter Rollenmuster, durch die Erwartungen erfüllt werden; wir ordnen uns männlichen Forderungen und Vorstellungen unter und sei es "nur", indem wir ihre vermeintlichen Erwartungen antizipieren; Unsicherheiten über eigene Bedürfnisse und ihre Zulässigkeit führen uns oft in die widerspruchslose Anpassung an Rollenanforderungen.

Die Übernahme der tradierten Weiblichkeitsrollen wird vorbereitet durch die geschlechtsspezifische Sozialisation. Die Internalisierung der Geschlechterrolle erleichtert die spätere Ausfüllung der familialen Rollen. Von daher erscheint es mir notwendig, einige Vorbemerkungen zur weiblichen Geschlechtsrolle zu machen. Da der Rollenbegriff mit dem sozialen Bereich, in dem er dem Individuum entsprechende Verhaltensanforderungen abverlangt, verbunden ist, habe ich der Betrachtung der Hausfrauen-, Ehefrauen- und Mutterrolle einen Abriß der

Familie als Institution vorangestellt.

1.2.1. Geschlechtsrollenidentität bereitet den Weg in andere Weiblichkeitsrollen

"Mädchen wird die Familie als gesellschaftlich bestimmter Ort für Geborgenheit und Glück vorgestellt. In Einklang mit den kulturellen Normen befinden sie sich nur, wenn sie der tradierten Vorstellung von Weiblichkeit folgen, daß Frauen sich vor allem in der Familie verwirklichen können. Die Ehe oder das 'eheähnliche Verhältnis' ist die Voraussetzung, sich als vollwertiger weiblicher Mensch beweisen zu können. Die romantische Liebe zum Mann, die nur geweckt werden muß, und die naturwüchsige Liebe zum Kind, die in jedem 'normalen' Mädchen schlummern sollen, gehören zu dieser Erwartung an Weiblichkeit. Ohne Mann und Kind ist die Frau ein Mängelwesen - eine Vorstellung, die erst einmal jedes heranwachsende Mädchen beeindrucken muß. Umgekehrt hat die Frau für den Mann sicher eine wichtige, aber längst nicht so zentrale Bedeutung." (6. Jugendbericht 1984, 28)

Die Darstellung dieses "Klischees" habe ich in seiner Ausführlichkeit vorangestellt, weil es zeigt, daß die Zeiten geschlechtsspezifischer Sozialisation längst nicht überwunden sind. Der geschlechtsspezifischen Rollenerwartung stehen die Erfahrungen mit der Realität gegenüber, die Diskrepanz läßt Freiräume zwischen Anpassung und eigenen, weniger konformen Entwicklungen zu, wobei die Gewichtung zwischen den Polen von den weiblichen Vorbildern der sozialisierenden Umwelt abhängt (vgl. ebd. 29).

Die Internalisierung weiblicher Geschlechtsrollenmuster erscheint als bestimmendes Moment im weiblichen Lebenslauf, in der Ausfüllung anderer Rollenzuschreibungen, die sich nicht unbedingt mit den Erwartungen der Weiblichkeitsrolle decken müssen (vgl. Siegert 1977, 18). Die Geschlechtsrollenidentität gerät mit den typischen weiblichen Rollen der Hausfrau und Mutter kaum in Konflikt, als widerspruchsvoller erweist es sich, eine identifikatorische Übereinstimmung mit dem Bild der "Karrierefrau" zu erzielen (vgl. 6. Jugendbericht 1984, 28).[20] Wenn auch gegenwärtig Mädchen sich immer noch stärker in den tradierten Rollenmustern wiederfinden, als daß sie beruflich- höherqualifizierte

Positionen anstreben, so hängt dies sicherlich nicht nur mit einer männerorientierten Arbeitswelt zusammen, sondern auch mit "Vorurteilen" und "Selbstbildern", die während der primären Sozialisation vermittelt werden. Die geschlechtsspezifische Sozialisation wird oft betont, wenn es um den Beweis der Unterdrückung von Frauen, um deren Festlegung auf Weiblichkeitsrollen geht[21]; diese Argumentation bedarf jedoch einer näheren Betrachtung.

Trotz vieler Einzeluntersuchungen scheint die These nachweisbarer geschlechtsspezifischer Unterschiede nicht haltbar. Zum einen vermischen sich in diesen Untersuchungen Eigenschaften, emotionale Zustände mit Ausdrucksweisen, d.h. Verhalten. In der Aggressivitätsforschung wird z.B. ein spezifisches, nämlich männliches Verhalten als aggressiv bezeichnet, so daß weibliche Formen von Aggressivität kaum erkannt werden können (vgl. Schmerl 1982). Zum anderen ist es nicht erwiesen, ob die Ergebnisse nicht aufgrund von sich extrem verhaltenden Minderheiten verfälscht werden, während sich die Mehrheit der Mädchen und Jungen gleich verhält (vgl. Hagemann- White 1982, 138). Im Sozialverhalten sind - so C. Hagemann-White - neben der bereits problematisierten höheren Aggressivität von Jungen allenfalls noch größerer Gehorsam gegenüber Erwachsenen bei zwei- bis fünfjährigen Mädchen, ein häufigeres Eingeständnis von Ängstlichkeit bei Mädchen ab 8 Jahren[22] und ein anscheinend höherer Anspruch auf Dominanz bei Jungen ab 6 Jahren festzustellen.

Der "Bruch" im Verhalten tritt jedoch erst deutlich ab dem ca. 15ten Lebensjahr auf (vgl. ebd. 137), m.E. steht dies in enger Verbindung zu pubertären Erfahrungen, so daß der Zeitpunkt sich möglicherweise etwas verschoben hat. Die Aktivierung internalisierter geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster scheint mit den veränderten Geschlechtsbeziehungen in Verbindung zu stehen, ohne das Bezugssystem waren die vermittelten Sozialisationsinhalte irrelevant, angesichts des männlichen Gegenübers bieten sie nun "hilfreiche" Orientierungen für das Verhalten an. Die zeitliche Verschiebung von Verhaltensvermittlung und Verhaltensanpassung erklärt sich aus der Konkretisierung geschlechtsspezifischer Wirklichkeit.

Erst in diesem Moment erfahren vorher festgestellte Unterschiede ihre stabilisierende Bedeutung. Der Ängstlichkeit der Mädchen steht nun die Dominanz des Jungen als beschützende Kraft gegenüber. Diese Beziehung bildet eine Fortsetzung dessen, was Hagemann- White als den relevantesten Unterschied im Sozialisationsprozeß bezeichnet: Zum Schutz ihrer

"körperlichen und sexuellen Unversehrtheit" werden Mädchen stärker beaufsichtigt als Jungen und dadurch werden sie vermutlich auch "mehr sozialisiert"[22], d.h. Mädchen stehen in einer kontaktreicheren Beziehung zur normativen Erwachsenenwelt (vgl. ebd. 139f).

Mädchen verfügen über eine Unmenge direkt vermittelter Verhaltensanweisungen und indirekt erfahrener Verhaltensmuster für die "neue" Situation, die geschlechtliche Beziehung. Ängstlichkeit, Unsicherheiten, die daraus entstehen, können sich in den Bereich des Vertrauten flüchten. Konflikte resultieren aus der Diskrepanz zwischen weiblichen Rollenerwartungen und der "eigenen Erfahrung mit sich selbst". Den leichteren Weg stellt die Anpassung an die Weiblichkeitsrolle dar (vgl. Hagemann- White 1982, 153f).

Die Anpassung und die Orientierung an Weiblichkeitsklischees verspricht ein "gesichertes" Leben, das mit weniger oder keinen Widerständen der Umwelt zu rechnen hat. Die Verlockung, das Risiko, sich von ihnen einfangen zu lassen, ist groß, weil wir sie verinnerlicht haben und weil sie unsere Gefühle tangieren: als Liebe zum Mann, als Liebe zum Kind.

Wie wirkt sich jahrhundertelange geschlechtsspezifische Erziehung aus? Welche Fähigkeiten wurden gefordert und welche Bedürfnisse gefördert? Welche davon besitzen unsere Sympathie, welche werden von uns als erdrückend empfunden? Inwieweit rufen wir unbewußt verinnerlichte Rollenmuster ab, berufen uns auf sie? Trotz zahlreicher theoretischer und lebenspraktischer Ansätze stoßen wir bei der Beantwortung dieser Fragen auf die Grenze unserer Erfahrungen, noch ist unser Denken und Erleben von den tradierten und institutionalisierten Bedingungen durchsetzt. Sicherlich können wir auf Veränderungen verweisen, Tendenzen aufzeigen, Ausgangspunkt bildet jedoch die herkömmliche Festlegung der Frau auf die häuslichen Rollen als Ehefrau, Hausfrau und Mutter.

"Indem Frauen durch viele Jahrhunderte hindurch die Aufgaben der Haushaltsführung und Kindererziehung zugewiesen wurden, sie mit der beginnenden Industrialisierung dann immer stärker auf die neu entstehende Privatsphäre festgelegt wurden, entwickelten sie - in einem real immer problematischen Korrespondenzverhältnis - über Erziehung zu diesen Tätigkeiten wie tatsächliche Ausübung dieser Tätigkeiten Orientierungen, Situationsdeutungen, Bedürfnisse, die mehr für die Familie, weniger für die berufliche Arbeit qualifizieren (also etwa Einfühlungsvermögen, soziale Sensibilität, Fürsorglichkeit, aber als

Kehrseite davon auch Ängstlichkeit, Unsicherheit in Angelegenheiten der 'Außenwelt'). Die Identität der Frau ist damit entscheidend bestimmt durch das Insgesamt der Tätigkeiten und Beziehungen im familialen Innenbereich, durch die damit verbundenen ökonomischen und sozialen Abhängigkeiten, Chancen und Grenzen in bezug auf Persönlichkeitsentwicklung, Handlungsspielraum usw." (Beck- Gernsheim 1980, 27)

Befreiung von den Zuschreibungen weiblicher Geschlechts-Rollenidentität kann somit nicht ihre generalisierte Ablehnung meinen; in Konflikte geraten wir in der Beziehung zu ihr, in der Auseinandersetzung zwischen ihren Forderungen und den Erfahrungen unserer eigenen Lebenspraxis. Von daher gilt es, in der Auseinandersetzung, im Konflikt unpassende Komponenten dieser Rolle(n) zu entdecken, internalisierte Hüllen, die eigene Bedürfnisse und Wünsche überdecken, abzustreifen. Eine generalisierte Ablehnung läuft Gefahr, Teile unseres Selbst, die in das Rollenstereotyp eingegangen sind, mit abzugeben, sie hieße nicht Verlust der Weiblichkeitsrolle, sondern der Weiblichkeit generell.

1.2.2. Die sichernde Ordnung von Institutionen

Bisher habe ich des öfteren Familie bzw. Ehe als Institution bezeichnet und auf deren institutionellen Charakter verwiesen. Eine derartige Zuordnung ist nicht neu[24]: So spricht etwa H. Schelsky von "institutionellen Restfunktionen", welche zur Stabilisierung der Familie beitragen (vgl. dens. 1954, 21ff). Eine unterschiedliche Bestimmung der Familie als Gruppe bzw. als Institution sieht er als Beschreibung gleicher Sachverhalte bei verschobener Akzentuierung an, wobei er vom Aspekt des institutionellen Charakters der Familie ausgeht (vgl. ebd. 28ff). Hiermit bezieht er sich auf R. König, der die Familie als Gruppe behandelt. Letzterer vermeidet es jedoch nicht, die Familie auch als "soziale Institution" zu bezeichnen (vgl. dens. ²1974, 103). A. Gehlen rechnet die Ehe den "primären Institutionen" der Menschheitsgeschichte zu (vgl. dens. 1975, 205).

An dieser Stelle erscheint es mir notwendig, sich näher mit dem Begriff der "Institution" auseinanderzusetzen: Zum einen, um die gesellschaftliche Bedeutung von Ehe und Familie erfassen zu können, zum

anderen aber auch, um innerfamiliäre Strukturen - abgelöst von individuell- privatistischen Verformungen - beschreiben zu können; letzteres steht in einem besonderen Zusammenhang mit diesem Kapitel, in dem es um die Fangschlingen weiblich familiärer Rollen geht.

Für eine auseinandersetzende Unterstützung habe ich A. Gehlens theoretische Betrachtungen über "Institutionen" gewählt, da er gleichzeitig mit der Beschreibung auch intentionale Gehalte verdeutlicht. Institutionen - so Gehlen - lassen sich als Gebilde beschreiben, die menschliche Verhaltensweisen regeln und verfestigen, so daß sich daraus die Erwartbarkeit bzgl. eines bestimmten Verhaltens ableiten läßt. Ferner manifestieren sich in Institutionen "Rechts-, Eigentums- und Herrschaftsbeziehungen" (vgl. dens. 1961, 70). Institutionen dienen einer routinisierten Bewältigung von Aufgaben des täglichen Lebens: Sie erleichtern das Alltagsleben, indem Handlungen nicht ständig langwierig neu ausgehandelt werden müssen, Entscheidungsprozesse vereinfacht, wenn nicht gar ausgeschaltet werden; effektives Handeln muß daher nicht ständig neu erprobt werden.

Institutionen erscheinen "einmal als die Formen der Bewältigung lebenswichtiger Aufgaben oder Umstände, so wie die Fortpflanzung oder die Verteidigung oder die Ernährung ein geregeltes und dauerndes Zusammenwirken erfordern; sie erscheinen von der anderen Seite als die ***stabilisierenden*** *Gewalten: Sie sind die Formen, die ein seiner Natur nach riskiertes und unstabiles, affektüberlastetes Wesen findet, um sich gegenseitig und um sich selbst zu ertragen, etwas worauf man in sich und den anderen zählen und sich verlassen kann. Auf der einen Seite werden in diesen Institutionen die Zwecke des Lebens gemeinsam angefaßt und betrieben, auf der anderen Seite orientieren sich die Menschen in ihnen zu endgültigen Bestimmtheiten des Tuns und Lassens, mit dem außerordentlichen Gewinn einer Stabilisierung auch des Innenlebens, so daß sie nicht bei jeder Gelegenheit sich affektiv auseinandersetzen oder Grundentscheidungen sich abzuzwingen haben." (ders. 1975, 71)*

A. Gehlen hebt die freisetzende Wirkung dieser Entlastungsfunktion hervor, da es dem Menschen in den sichernden Regelungsmechanismen der Institution gelingt,seine Energien anderen Aspekten seines Wesens und seines Lebens zuzuwenden. Nicht mehr im Stadium über- lebenswichtiger Handlungen verharrend kann er/ sie nun seine Persönlichkeit ausbilden, seine einmaligen, erfinderischen Kräfte einsetzen.

Dies kann nur begrenzt zutreffen, denn es erscheint mir fraglich,

inwieweit "Eigenes" erkannt und umgesetzt werden kann in einem geschlossenen Rahmen, von dem A. Gehlen meint, er würde oft als "überpersönlich", also als fremd und übermächtig empfunden.

"Die Forderungen des Berufs und der Familie, des Staates oder irgendwelcher Verbände, denen man angehört, regeln uns nicht nur in unserem Verhalten ein, sie greifen bis in unsere Wertgefühle und Willensentschlüsse durch, und diese verlaufen dann ohne Bremsung und Zweifel wie von selbst, d.h. selbstverständlich ohne daß eine andere Möglichkeit vorstellbar wäre, also schließlich mit der Überzeugungskraft des Natürlichen." (ebd. 71f)

Wen verwundert es innerhalb eines derartigen manipulativen Kontextes, daß Frauen soviele "natürliche" Eigenschaften zugeschrieben wurden und sie diese auch akzeptiert haben? A. Gehlen spricht in diesem Zusammenhang sogar von der "wohltätigen Fraglosigkeit oder Sicherheit" (vgl. ebd.), die auch im Inneren des Individuums wirkt. Die "geistigen Energien", die seines Erachtens freigesetzt werden, können sich dann keineswegs mehr auf den vorgefundenen Lebenskontext beziehen, vor allem nicht in der Dimension einer kritischen Distanz, die u.U. einen anderen Lebenszusammenhang bevorzugen würde.

Erschütterungen des institutionalisierten Rahmens müssen dann nahezu zwangsläufig zur Verunsicherung der Betroffenen führen, die eher in Desorientierungen ihren Ausdruck finden (vgl. ebd. 72), denn in einer kreativen, selbstbestimmten Nutzung der neuen Situation. Des Wissens um unsere affektiven Entscheidungskriterien beraubt, an die Unterordnung unter Sachzwänge gewöhnt, die unsere eigenen, individuellen Motive überdecken oder gar leugnen, die die ursprünglichen Interessenslagen nach Innen kehren und nicht dem kommunikativen Umweltkontakt aussetzen, vermag der einzelne Mensch sicherlich einige seiner Möglichkeiten, Fähigkeiten und Bedürfnisse nicht mehr wahrzunehmen. Eingezwängt in ein institutionalisiertes Werte- und Handlungsschema wird er sich auch nur mit relativer "Freiheit" in ihm bewegen können, seine Gedanken und Gefühle erweisen sich von vorn herein als kanalisiert, auf ein Wertorientierungsmuster festgelegt.

Institutionen versprechen uns die Sicherung unserer primären Bedürfnisse, die Verselbstandigungstendenzen der Institutionen bilden jedoch personenunabhängige Anforderungen aus, deren Erfüllung und Befolgung sie vom Individuum ohne Berücksichtigung seiner eigenen Interessen einfordern (vgl. dens. 1963, 204). Individuelle Bedurfnisbefriedigung bzw. Motive werden nur berücksichtigt, wenn sie

mit den Zielen der Institution übereinstimmen, Abweichungen wirken kaum bedrohlich, Abweichler erhalten eben keine Chance. Auch A. Gehlen bezieht sich nur auf diejenigen, die den "Austritt" aus der Institution - sofern dies in unserer Gesellschaft überhaupt möglich ist - nicht ver-kraftet haben. Sie werden stigmatisiert, in die Nähe des "Primitiven" gerückt, unfähig ihre Situation psychisch zu ertragen (vgl. ebd. 215). Ihnen fehlt die gesellschaftliche, institutionell-garantierte Stabilität. Oder umgekehrt: **Institutionen sichern die Stabilität der Gesellschaft** (vgl. ebd. 213). Die Regelung menschlichen Verhaltens, Erwartbarkeit und Verläßlichkeit bei Handlungen und in der Bewältigung angetragener, "gesellschaftlich- relevanter" Aufgaben i.w.S. garantieren stabile soziale Beziehungen. Institutionalisierte Regelmechanismen weisen ihre Eigengesetzlichkeit auf, sie erscheinen unwiderruflich und bauen auf die kritiklose Akzeptanz des Menschen, eben auch weil ihm alternative Möglichkeiten versagt bleiben - oder wie A. Gehlen es ausdrückt: den Menschen fehlen letztendlich entsprechende "Kontrollgesinnungen" (vgl. ebd. 223f).

Andererseits erweisen sich Institutionen als bedingt offen gegenüber neuen Gesinnungsaspekten, sie sind durchaus fähig, Veränderungen in sich aufzunehmen, diese für sich zu nutzen. D.h. bisher unberücksichtigte Tatbestände und Erkenntnisse werden von der Institution in ihre Orientierungsmuster involviert, verlieren ihren "neutralen, bis dahin offenen unbewerteten" Charakter und werden gleich im Sinne institutionalisierter Zwecksetzungen kanalisiert (vgl. ebd. 224). Somit erstreckt sich der Zugriff von Institutionen nicht nur auf reglementierte Handlungen i.S. von Verhaltensorientierungen, sondern auch auf Einstellungen, die den gesamten Menschen tangieren, von ihm internalisiert werden. Die Übernahme institutionalisierter Werte bezeichnet A. Gehlen als "echte Erweiterung" der Person (vgl. ebd. 216), ohne dabei auf den Tatbestand unbewußter und kritikloser Akzeptanz hinzuweisen, also einer Art von Selbstaufgabe der Person, der persönlichen Übereignung an überpersönliche Muster, denen Aspekte von Herrschaft/ Macht innewohnen - wie A. Gehlen selbst feststellt (vgl. dens. 1975, 71f).

In seinem theoretischen Verständnis scheint diese Dimension nicht sinnvoll, da es ihm um den Stabilisierungseffekt von Institutionen geht - auch als Sicherungsfaktor zum Erhalt gesellschaftlicher Ordnung. Zur Vergegenwärtigung: Unsere jetzige Gesellschaft jedoch leitet sich traditionell aus einer patriarchalisch- orientierten Herrschaftsordnung

her, m.a.W. unsere Gesellschaft ist zumindest in weiten Teilen eine patriarchalische Gesellschaft. Wenn also beabsichtigt wird, gesellschaftlich determinierte und manifestierte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern aufzudecken und zu bekämpfen, müssen auch vor allem die stabilisierenden Faktoren dieser Gesellschaft kritisch hinterfragt werden.

Ehe und Familie spielen dabei eine bedeutsame Rolle, allgemein in ihrer Bedeutung als Sozialisationsbereich aller gesellschaftsfähigen Individuen (mit Ausnahme einiger weniger, für die äquivalente Institutionen geschaffen wurden, und unter Berücksichtigung ausdifferenzierter Sozialisationsagenturen mit ergänzendem Charakter, wie z.B. der Schule), besonders aber auch für Frauen, denen traditionell die Institution Familie als gesellschaftlicher Handlungsort zugeschrieben wurde, während Männer wesentlich früher in unterschiedlichen Institutionen beheimatet waren.

Die Ehe als "Kristallisationspunkt" anderer gesellschaftlicher Institutionen und Wertorientierungen (vgl. dens. 1975, 219) erlangt eine entscheidende Funktion im gesellschaftlichen Stabilisierungsgefüge. Einerseits wird sie zur Bewahrerin gesellschaftlich- relevanter Zweckbestimmung (vgl. ebd. 219)[25]; andererseits müssen auch die Motive, die innerhalb einer Ehe aktiviert werden, mit dem Merkmal der Institution belegt werden, die Realisierung subjektiver Motive garantierend.

Zu den "subjektiven Motiven" zählt A. Gehlen *"im Falle der Ehe alle die sehr typisch* ***entlastungsbedingten*** *Motive des Vertrauens, der Zuneigung, der Solidarität usw.". (ebd. 220 / Hervorhebung H.B.)*

Zusammenfassend läßt sich über Institutionen feststellen, daß sie menschliche Beziehungen regeln und manifestieren, die Erwartbarkeit bzgl. des Eintreffens bestimmter Ereignisse und Verhaltensweisen sichern. Dies kann sicherlich als Entlastung im täglichen Lebenszusammenhang bezeichnet werden, institutionalisierte - gesellschaftliche - Stabilität verspricht dem institutionell-angepaßten Menschen Sicherheit. Beide Faktoren, Entlastung und Sicherheit, implizieren die Chance, individuelle Energien nicht hierauf, sondern anders einzusetzen, zu entfalten; der durch die Institution(en) vorgegebene Rahmen wird dadurch jedoch nicht gesprengt. Letztendlich bedeutet dies, daß unsere Bemühungen in die Institution einfließen, sie sich entfaltete Ansätze einverleibt. Kreative Kräfte, derart enteignet und unter die "objektive" Zweckrationalität der

Institution gestellt, dienen der Stabilisierung der Institution und eben nicht dem schöpferischen Individuum. Subjektive Motivationen entpuppen sich dann auch allzu leicht als zugelassene "sinngebende" Antriebe, die im institutionellen Zusammenhang längst integriert sind: im Beruf Erfolg und soziale Anerkennung, in der Ehe Vertrauen und Zuneigung. Selbst wenn sie keine oder nur bedingte reale Erfüllung erfahren, tragen sie doch zum Bestreben bei, die angetragene Rolle adäquat auszufüllen. Erfolg kommt der Stabilität, den Funktionsabläufen der Institution zugute, Versagen und Enttäuschung werden vom Subjekt andererseits aber häufig als subjektive, individuelle Defizite erlebt: Kritik trifft nicht die Institution, sondern den einzelnen Menschen: sie ist unfähig, eine gute Mutter zu sein, eine liebevolle Partnerin, eine perfekte Hausfrau; der Mensch hat den/ die "ideale(n)" Partner(in) nicht verdient, seine/ ihre Zuneigung nicht, er selbst ist liebesunfähig usw. Damit bleibt das Ideal, bleibt die Institution Ehe und Familie unangetastet.

1.2.3. Funktionalistische Momente in Ehe und Familie

"(E)s macht aber gerade das Wesen der verinnerlichten modernen Familie aus, daß sie die institutionellen Restfunktionen zum Träger der Verinnerlichung und der neuen Privatheit umbildet, indem sie in diese überbleibsel vorwiegend gesamtgesellschaftlich ausgerichteter Verhaltensweisen die Innerlichkeit, Liebe und Zärtlichkeit und all die Sympathiegefühle einströmen läßt, die sich im personalen Kern der Familie entwickeln." (Schelsky 1954, 21)

Aufgrund der "institutionellen Restfunktionen" wird die Familie - so H. Schelsky - zu einem tragenden Moment gesellschaftlicher Stabilität; ihre eigene - also die familiale - Stabilität hängt vom Erhalt "institutioneller Restfunktionen" und deren Verinnerlichungsgrad ab (vgl. ebd. 24f). Familiale Sicherheit resultiert folglich weniger aus dem emotionalen bzw. affektiven Gehalt der Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern, sondern aus ihren institutionalisierten Aufgaben. Im Zusammenhang mit A. Gehlens Erläuterungen erscheint dies plausibel: Gefühle, subjektive Motive werden den Objektivationen, den objektiven Erfordernissen der Institution untergeordnet, bzw. als ergänzende

Stabilisierungseffekte in die institutionalisierten Verhaltensabläufe integriert.

Eine dementsprechende Analyse findet sich im Werk von R. König (²1974). Ich habe schon darauf hingewiesen, daß einige Funktionen aus dem familialen Bereich ausgelagert worden sind, sie werden in anderen institutionalisierten Beziehungen und Institutionen wahrgenommen, die Familie fungiert besonders als Sozialisationsagentur und als Bereich emotionaler Sicherung, was auch durch die Bezeichnung R. Königs der Familie als "Intimgruppe" impliziert wird (vgl. a.a.O. 69). Die familiale Leistung besteht nunmehr vor allem "im Aufbau der sozial-kulturellen Persönlichkeit" (vgl. ebd. 70). Die Familie erscheint freigesetzt zur Wahrung dieser Aufgabe; das bedeutet einerseits, daß sie aus allgemeineren gesellschaftlichen Zusammenhängen ausgegliedert ist ("Desintegration" / vgl. ebd. 70), zum anderen, daß ihre Funktion und ihr Bestand für die Gesellschaft derart relevant ist, daß diese die Familie unterstützt, d.h. Hilfs- und Schutzinstitutionen ausgebildet hat. Letzteres geschieht insbesondere vor dem Hintergrund "binnendesorganisierter" Familien, d.h. Familien, die ihre Funktionen allein kaum wahrnehmen können, weil sie entweder nicht vollständig sind oder weil die identifikatorische Zugehörigkeit unzureichend ist (vgl. ebd. 86 u. 79). Die funktionsfähige Familie scheint demnach eine bestimmte - nämlich institutionalisierte Regelungen befolgende - Beziehungsstruktur aufweisen zu müssen. Familiale Beziehungen anderer Art - etwa Mutter- Kind- Familien, Vater- Kind- Familien, nicht eheliche Familien - sind zumindest von Störungen bedroht.

R. König meint, daß die "individualistische Familie westlicher Kulturen" die spezifische Familienordnung zugunsten der Ehe zurückdrängt, die Bezeichnung E. Durkheims dieses Typs als "Gattenfamilie" folglich äußerst berechtigt ist.

"Zugleich tritt deutlich hervor, wie allgemein die Meinung vorherrscht, daß dieser Familientypus von außerordentlicher Gebrechlichkeit ist, so daß der Gesetzgeber sich veranlaßt sieht, diesen Zusammenhang durch 'zwingendes Recht' zu garantieren, obwohl es sich doch weitgehend um die Gestaltung persönlicher Verhältnisse handelt. In dieser Form des zwingenden Rechts gelten heute die Regeln über den Inhalt der Ehe, das Verhältnis von Eltern und Kindern, die Vormundschaft usw. Dieser Tatbestand ist wohl der greifbarste Ausdruck für die große Unsicherheit, die auf Grund des Überwiegens der Individualkultur die Ordnungen der Ehe und der Familie bedroht. Wo früher die Sitte

ausreichte, um das Handeln des Menschen in geordnete Bahnen zu bringen, waltet heute das zwingende Recht." (ebd. 89)

Es mag dahin gestellt sein, ob die Sitte nicht ebenso zwingend gewirkt hat, wie das heutige Recht, ob der Zugriff sozialer Restriktionen weniger oder mehr leidvoll von den Betroffenen empfunden worden ist als juristische Maßnahmen. Die Verschiebungen liegen in ihrer Gewichtung sicherlich eher in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen als in einer wirksameren Dimension des Zugriffs. Derartige Akzentverschiebungen belegt R. König an dieser Stelle zumindest nicht eindeutig. Der durch ihn vermittelte Eindruck der Substitution von "Sitte" durch "Recht" muß in dieser Absolutsetzung ebenfalls angezweifelt werden: auch früher existierte eine effektive Rechtsprechung, auch heute sind wir keineswegs frei von sozialen Stigmatisierungsprozessen und von daher zur Anpassung an soziale Normen gebunden, selbst wenn sie nicht rechtlich untermauert sind. Zutreffender scheint eine andere Überlegung: Können wir uns heute normativen Kategorien eher entziehen? Besitzen wir Ausweichmöglichkeiten im institutionalisierten normativ- juristischen Zugriffsfeld?

Eine Theorie, welche den Stabilitätseffekt der Familie (auch hinsichtlich der Gesellschaft) untersucht, läßt derartige Fragen weitgehend unbeantwortet, da sie den Bedrohungen, nicht den Möglichkeiten nachspürt.

So muß die eheliche Beziehung in der Zeugung und Pflege von Kindern ihre stabilisierende Ergänzung finden. Sie können die Anfälligkeit der Gatten-beziehung mindern.

"Die Ehe als soziales Gebilde weist aber immer über sich hinaus zur Familie." (ebd. 95)

Die rechtlich manifestierte Liebesbeziehung impliziert als Zielsetzung die Zeugung und Erziehung von Kindern - anscheinend auch dann, wenn dies mit der Realität nicht immer übereinstimmt. Sie bildet die Basis für eine intakte Familie: ohne Vater, ohne Mutter ist eine Familie von vornherein binnendesorganisiert, kann folglich ihre gesellschaftlich relevante Aufgabe nicht eigenständig erfüllen. Die erotische, personale Liebe - anfängliches Kriterium der Partnerwahl - erweist sich in der Ehe als Störfaktor, mit den Anforderungen des Alltags gerät sie schnell in Konflikt (vgl. ebd. 91f). Kinder und liebevolle Zugehörigkeitsgefühle erweisen sich als Bindemittel von Ehe und Familie.

Daraus folgt m.E. nahezu zwangsläufig, daß die erotische Liebe - einst Motivation, sich in die "Institution Ehe" zu begeben - der familiären Praxis untergeordnet wird. Oder um es mit den Begriffen A. Gehlens zu formulieren: Das subjektive Motiv steht den objektiven Zielsetzungen und Zusammenhängen der Institution gegenüber; es kann nur solange akzeptiert werden, wie es den institutionellen Erwartungen entspricht, während Abweichungen aus der Institution herausführen und zu individuellem Unvermögen werden. Eheliche Liebe kann und darf allenfalls domestizierte erotische Liebe sein. Was der Mensch als Entlastung durch die Institution erfährt - nämlich die Aufhebung der Unsicherheit über Liebespartner/ innen, die Alltag relativierende Leidenschaft, Hoffnung, Sehnsucht u.ä. -, impliziert gleichzeitig seine Integration in einen handlungsfähigen Raum: Die Rückkehr in die Bewältigung von Alltagsproblemen, in die "Kreativität" von Fürsorge und Versorgung. Das Motiv hierfür meinen wir zu kennen: Liebe - unsere Handlungen jedoch werden bestimmt durch die Erwartungen, die sich an die übernommenen, institutionsgebundenen Rollen knüpfen.

1.2.4. Weiblichkeitsrollen zwischen Liebe und institutionalisierten Erwartungen

Berger/ Luckmann sehen in "Rollen" die Repräsentanten institutioneller Ordnung. Sie dienen nicht nur der Wahrnehmung institutionalisierter Verhaltensweisen und Aufgaben, sondern gleichzeitig manifestieren sich in und mit ihnen auch die "sinn"gebenden Inhalte der Institution. Die Übernahme von Rollen umfaßt neben dem Erlernen von routinisierten Verhaltensabläufen und auf institutionelle Aufgabenerfüllung bezogenen Fähigkeiten auch die Aneignung kognitiver Zusammenhänge, Sinnstrukturen und affektiv wirksamer Mechanismen. (vgl. dies. ²1977, 80f)
Die Institution der (Kern-)familie hält für die Frau gleich drei Rollen - als Ehefrau, Hausfrau und Mutter - bereit. (Vergleichbares findet sich wohl kaum in einer anderen Institution!) Aus dieser Dichte von Rollenzuschreibungen in einem einzigen Handlungssystem müßten bzw. könnten sich verschärft Rollenkonflikte entwickeln. In der Alltagspraxis erscheint diese Rollentrennung jedoch eher als eine analytische: - Die Grenzen zwischen den einzelnen Rollen sind fließend, Aufgaben

können nicht immer eindeutig der einen oder der anderen Rolle zugeordnet werden. So kann z.B. Kinderbetreuung auch hausfrauliche Tätigkeiten wie Wäschewaschen, die Zubereitung von Kindernahrung miterfordern. Kochen kann u.U. als internalisierter und erwartbarer "Liebesbeweis" der Ehefrau interpretiert werden.

- Eine Rolle kann dominieren, Z.B. kann der Ehemann in seiner Ehefrau vorwiegend auch die Mutter sehen; in einigen Fällen wird sie auch als solche von ihm angeredet.
- Rollenkonflikte müssen nicht bewußt ausgetragen werden. Manchmal klingen sie jedoch in Gesprächen an, wenn Frauen ihre Zerrissenheit bei verschiedenen, jedoch gleichzeitigen Beanspruchungen formulieren und Überlastungen dadurch erklären.

Auf den ersten Blick erweist sich nur die Hausfrauenrolle als aufgabenorientiert, Ehefrauen- und Mutterrolle scheinen sich eher an den Bedingungen ihrer Beziehungen auszurichten als an alltagsnotwendigen Tätigkeiten, dies trifft insbesondere die Ehefrauenrolle, i.S. von freiwilligen Handlungen zwischen zwei gleichgestellten, sich liebenden und sich anerkennenden Individuen. Dieses Scheinbild und die Entwicklung Liebespaar - Ehe - Familie sind Grund genug, um mit der Betrachtung der Ehefrauenrolle zu beginnen, ihr Hausfrauen- und Mutterrolle im Sinne der beschreibenden, nicht der real- wirksamen Reihenfolge nachzuordnen.

1.2.4.1. Ehefrau - die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben in einer sichernden Beziehung

Die Ehefrau wird seltener in dieser Rolle beschrieben, als in der Verbindung zu anderen weiblichen Aufgaben bzw. im Zusammenhang mit Liebesbeziehungen allgemein. So zeichnet z.B. E. Fromm (1980) ein Bild von Liebe, das sich im Zwiespalt von Geben und Nehmen, von Verschmelzung und Trennung bewegt. Derartige Erfahrungen und Benennungen haben sicherlich die Erwartungen an die liebende Ehefrau mitgeprägt.

In anderen Arbeiten werden spezielle Gruppen von Ehefrauen in ihren Lebenszusammenhängen untersucht. So finden sich auf Rollenstereotype verweisende Aussagen in Untersuchungen über mißhandelte Frauen (vgl.

z.B. Brückner 1983) ebenso wie über unterdrückte Frauen (vgl. Benard, Schlaffer 1980). Die Bedeutung der Ehefrau wird besonders deutlich in Interviews mit Frauen in außergewöhnlichen sozialen Ehebeziehungen, weil sie prominente Künstler oder andere erfolgreiche Männer geheiratet haben (vgl. Benard, Schlaffer 1984). Oft vermischt sich die Darstellung auch mit den Erwartungen und Aufgaben, die an die Hausfrauen- und Mutterrolle gestellt werden (vgl. u.a. Beauvoir 1977 / Brückner 1983). Eindeutige Rollenstereotype finden sich dann möglicherweise in uns überholt erscheinenden Eheberatungsbüchern.

"Ein guter Rat: Liebe Ehefrau, laß den Mann erst wieder zu sich kommen, gönne ihm die Ablenkung der Zeitung, der Zigarre, gönne ihm eine kurze Spanne Zeit zur Entlastung, zum Ordnen seiner Gedanken! Du wirst den Vorteil davon haben. Er braucht eine gewisse Pause für sich allein, ohne daß dir dabei etwas verloren geht. Vermeide aber auf jeden Fall von Beginn eurer Ehe, daß irgend etwas zwischen euch zur Gewohnheit wird." (Felder 1950, 119f)

Hierin drückt sich jedoch eine immer noch gültige Erwartung an Ehefrauen aus. Sie sollen sich auf die Bedürfnisse ihrer Männer einstellen und sich diesen unterordnen.

"Die Identität der Frau leitet sich in starkem Maß von Familien- und Partnerbeziehungen ab. Gesellschaftlicher Status und Lebensgestaltung orientieren sich primär am tatsächlich vorhandenen oder nur figurenhaft in Zukunft oder Vergangenheit existierenden Mann: die Tatsache zum Beispiel, daß die Berufs- und Ausbildungsvorstellungen von Frauen bis zum siebzehnten Lebensjahr zunehmend konkreter, danach aber immer diffuser werden, während bei Männern das Gegenteil zutrifft, illustriert die Erkenntnis dieser Frauen, daß sich ihre Lebensplanung nicht in erster Linie nach den eigenen Ambitionen und Bedürfnissen richten wird, sondern daß sie sich für die Anpassung an einen noch unbekannten Mann flexibel halten müssen." (Benard, Schlaffer 1980, 68)

Ich möchte noch ein Zitat meinen Ausführungen voranstellen, das die Anpassung diesmal aus literarischer Sicht formuliert.

"In diesem Punkt konnte sie wählen, bewußt und absichtlich: ihr Äußeres war Wahl, feinfühlig und taktvoll, dem mittelständischen Vorort und ihrer Stellung als Frau ihres Mannes angemessen. ... Eine Frau, passend für einen Nachmittag im Kreise der Familie gekleidet, ging über den Rasen zurück, vorsichtig, damit das Gras an ihren Schuhen keine Spur hinterließ. Hätte sie wählen können, wäre sie barfuß gegangen ..." (Lessing 1981, 12)

Drei unterschiedliche Zitate, welche die Anpassung der Frau an die Bedürfnisse und den sozialen Status des Mannes thematisieren. Die Forderung nach Anpassung ist sicherlich nichts Außergewöhnliches und beschränkt sich nicht nur auf die Rolle der Frau, trotzdem erscheint sie herausragend, weil es hier nicht um die Anpassung an "objektivierte" Normen, sondern um die Anpassung an einen selbständigen, erwachsenen und keineswegs hilflosen Menschen geht. Anpassung wird nicht an einen entfremdeten Lebenszusammenhang gefordert, sondern in einem konkreten hierarchischen Verhältnis, in der Intimität der Zweier- bzw. Partnerschaftsbeziehung.

Dort fühlen sich Frauen plötzlich als die Mütter ihrer Ehemänner (vgl. Brückner 1983, 59f), als deren Sekretärinnen bzw. deren geistige Mit- und Zuarbeiterinnen (vgl. Beck- Gernsheim 1980, 197f). Es gibt sicherlich keine eindeutige Beschreibng, was Ehemänner von ihren Ehefrauen erwarten, was Ehefrauen erfüllen. Das Rollenstereotyp der Ehefrau ist weder frei vom allgemeingültigen Weiblichkeitsklischee noch in seiner realen Ausprägung bei jeder einzelnen Frau und in ihrem Lebenszusammenhang. Ehefrau- Sein verspricht materielle Sicherheit, emotionale Geborgenheit, möglicherweise die Entlassung aus einer ungeliebten Lohnarbeit. Ehe verspricht immerwährende Liebe - was immer das sein mag -, zumindest Zugehörigkeit (die zwar Abhängigkeit impliziert, wo diese aber "im guten Glauben" geleugnet wird); Ehe verspricht u.U. sozialen Aufstieg und konsumorientierte Etablierung, die über existenzsichernde Versorgungsleistungen hinausgeht.

Es scheint eher der Status der Ehefrau, der Frauen an die Ehe bzw. die Familie bindet, denn ihre Rolle als Hausfrau und Mutter. Die Selbstverwirklichung der Frau als Mutter oder der Erhalt des entsprechenden Sozialisationsrahmens für ihre Kinder mag ein Grund für ihre Beziehung zur und in der Ehe sein, der Grundstein muß sich jedoch in ihrer Wahrnehmung bzw. in ihrer Auffassung über ihre Rolle als Ehefrau finden lassen.

In einer Welt, in der soviel über "Entfremdung" und "Einsamkeit" geredet wird, spielt die Partnerschaftsbeziehung eine wesentliche Rolle zur Produktion von Zugehörigkeitsgefühlen, um Zustände erlebter Isolation zu überwinden (vgl. auch Fromm 1980, 18f). Dies schlägt sich auch nieder im Durkheimschen Begriff der "**Gatten**familie" und dessen Anwendung (vgl. Metral 1981 / König ²1974, 89ff). Am Anfang der Familie steht die Zweisamkeit der Ehe und an ihrem Ende; Kinder bilden im allgemeinen nur eine zeitweise Erweiterung dieser Beziehung, selbst

wenn Ehepaare sich vorwiegend als Eltern definieren und den familiären Zustand aufrechterhalten wollen, z.B. indem sie ihre Kinder an den gemeinsamen Haushalt binden oder an deren Verantwortlichkeit gegenüber elterlichen Bedürfnissen appellieren. Der Einzelne, aus der Ehe entlassen, fühlt sich oft verlassen, allein gelassen. Gerade im emotionalen Bereich scheint es mir manchmal so, als ob sich alles um Zweierbeziehungen zentriert, die schließlich in Ehen besiegelt werden. Es ist auffallend, daß selbst bei denjenigen, die der Ehe kritisch gegenüberstehen - auch aus der eigenen Erfahung heraus -, daß auch in diesen Menschen so etwas wie eine sehnsüchtige Eheillusion in bestimmten Situtionen aktiviert wird. Dieses Modell als Sicherung unserer "intimsten" Bedürfnisbefriedigungen scheint tief in uns verwurzelt; solange wir ihm verhaftet bleiben, bietet es eine Fluchtmöglichkeit - zwischen Hoffnung und Enttäuschung schwankend.

Auch Männer drängen in die Ehe, bedrängen Frauen zur Ehe (vgl. Berliner Frauenhaus 1978, 35, 39). Aus der Tradition heraus existieren jedoch mehr Begründungen für Frauen, sich in der Ehe anders, "häuslicher" einzurichten. Eine dieser Begründungen hängt sich an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf, an der für Ehefrauen sozial nicht zwingenden Teilnahme an der Erwerbsarbeit: Männer verbieten Frauen, einer Lohnarbeit nachzugehen, Ausbildungen zu machen (vgl. Brückner 1983, 98 / Schwarzer 1984, 102, 144), Frauen genießen es, aus dem Arbeitsprozeß ausscheiden zu können (vgl. Beck- Gernsheim 1980, 35 / Wista 8/1978, 480), zumal es in einigen Fällen auch keine finanziellen Vorteile bietet (aus steuerlichen Gründen, aufgrund eines niedrigen Lohnniveaus, aufgrund zusätzlicher finanzieller Belastungen etwa zur Kinderbetreuung - um nur einige Aspekte kurz aufzulisten).

Wenn Frauen andere Einstellungen zum persönlichen Karrieremuster internalisiert haben als Männer, muß gefragt werden, ob Frauen sich nicht auch gern in die Ehefrauenrolle hineinfinden. Karrierewünsche werden dann häufig auf den Mann projiziert, Frauen begnügen sich mit einer unterstützenden Rolle im privaten Hintergrund. Sie orientieren sich schon bei ihrer Berufswahl an ihren späteren Familienaufgaben (vgl. Brandt u.a. ³1976, 88). Die Einstellung zur Notwendigkeit einer Berufs**ausbildung** hat sich verändert (vgl. 6. Jugendbericht 1984, 40), die "objektiven" Bedingungen zur Berufs**ausübung** jedoch nicht - und anscheinend haben sich auch die subjektiven Einstellungen zur Berufs**ausübung** wenig verändert, gegenüber Ehe und Familie tritt sie häufig zurück.

"Wie bereits ausgeführt, nimmt ein erheblicher Teil der verheirateten Frauen nach vorübergehender Unterbrechung wieder eine Berufstätigkeit auf. Bei Frauen, die keine Kinder zu betreuen haben, ist dies aber offenbar nur selten der Fall. Die Erwerbsbeteiligung dieser Frauen ist zu Beginn der Ehe zwar sehr hoch und Teilzeitarbeit spielt bei ihnen, aus naheliegenden Gründen, nur eine geringe Rolle, doch sinkt ihre Erwerbsquote kontinuierlich mit der Ehedauer. Das erscheint erstaunlich und ist wohl so zu deuten, daß es auch heute noch viele Frauen gibt, die lieber zu Hause als berufstätig sind, selbst wenn sie nie Kinder zu versorgen hatten oder keine Kinder mehr zu versorgen brauchen. Umgekehrt ist zu vermuten, daß sehr viele Frauen mit Kindern nur deshalb berufstätig sind, weil sie das Familieneinkommen auch im Interesse der Kinder verbessern wollen oder verbessern müssen." (Wista 8/1978, 476 / Hervorhebung H.B.)

Es ist schwer abzuschätzen, ob Frauen auch weiterhin die scheinbare Geborgenheit der Ehe einer "feindlichen" Berufswelt vorziehen werden oder ob sich nicht schon in der jüngeren Generation das Bild verschoben hat - es gibt sowohl Anzeichen, die dafür als auch dagegen sprechen. Denkbar wäre auch eine Entwicklung, wie sie B. Friedan (1970) beschreibt: ein kurzer Ausbruchversuch, nach dem das "Hausfrauensyndrom" verstärkt wirksam wird. Weiterhin ist zu fragen, ob aufgrund eines langwährenden geschlechtsspezifischen Entwicklungsprozesses Frauen kritiklos männliche Berufseinstellungen übernehmen oder ob eine Veränderung bzgl. Berufs- und Ehe-/ Familieneinstellung stattfindet? Vermutbar sind derartige Tendenzen z.B. auch aufgrund einer stärkeren Familienpartizipation auf männlicher Seite, wobei jedoch konstatiert werden muß, daß hier nur bestimmte (angenehme?) Aufgaben von den Familienmännern übernommen werden, bzw. daß es sich bei einer annähernd gleichberechtigten Aufgabenteilung immer noch um eine Minderheit handelt (vgl. Bopp 1984 / Hoff, Scholz 1985).

Unter diesen Bedingungen fällt es noch schwerer, ein Bild der "Ehefrau" zu zeichnen; die betrachtende Annäherung hat jedoch eine gravierende Frage aufgeworfen: Ist das in der ehelichen Zweierbeziehung implizierte Versprechen für Frauen relevanter als die vielzitierte "Mutterliebe"? Frauen setzen sich zwar oft auch mit der Beziehung zu Männern auseinander, einer der stärksten Kritikpunkte bezieht sich jedoch auf ihre Rolle als Mutter, durch die sie meinen, an die Familie gefesselt zu sein. Die Zuschreibung der Mutterrolle wird häufig in der Analyse geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ins Feld geführt. Dies ist

sicherlich richtig, aber es scheint den Blick auf die Beziehung von Frauen zu Männern zu versperren. Frauen heiraten schließlich nicht aus Liebe zu ihren ungeborenen Kindern, sondern aus Liebe zu ihrem Mann. Der "Aufopferungscharakter", der ihren Beziehungen zu ihren Kindern anhaftet (vgl. Badinter ²1985, 160, 273), spiegelt ihre Beziehung zu ihren Männern wider oder er spiegelt sich darin.

"'Wenn man bewußt seine ganze Kraft in einen Menschen steckt, das zehrt', erklärt sie, 'und von irgendwo muß man die nötige Energie herholen.'
Ihr Mann sah das zunächst nicht ein; er ist sehr possessiv, sagt Christel K. Die Kinder, die sind es auch. Alle beanspruchen sie voll; sie lächelt, manchmal kommt sie sich vor, 'wie ein Knochen, an dem drei Hunde nagen'." (Benard, Schlaffer 1984, 58)

"'Die Zwänge, unter denen ein Mann steht, sind furchtbar. Er soll ein Super- Geldverdiener und Super- Ehemann sein. Eine Frau befindet sich oft in der Doppelrolle einer Ehefrau und einer Mutter und eine Mutter vergibt immer - und vergibt und vergibt.' (Eine geschlagene Amerikanerin)" (zit. in Brückner 1983, 59)

"Ich hatte ihm meinen Körper gegeben. Ich hatte ihm alles gegeben. Ich gehörte ihm." (zit. ebd. 118)

Dies sind Einzelbeispiele betroffener Frauen. Obwohl sie nicht die "durchschnittliche" Ehefrau repräsentieren - Christel K. steht als Ehefrau einem österreichischen Verleger "zur Seite", die beiden anderen Frauen wurden von ihren Ehemännern geschlagen -, liegen ihre Erfahrungen nicht so weit ab von denen anderer Frauen, sie können eher als gravierender und auffälliger, denn als abweichend bezeichnet werden. Bezeichnend ist die Vermischung von Einstellungen mit der konkreten Handlungsebene. Diese Einstellungen - häufig aus Idealen und Leitbildern, die Wunscherfüllungen und Bedürfnisbefriedigungen versprechen, resultierend - bilden Handlungsmotivationen aus, die Frauen stärker an die Institution Ehe binden und sie in konkrete institutionalisierte Zusammenhänge verwickeln, deren reale Dimension durch die Brille der hoffenden und besserwissenden Einstellung interpretiert wird.
"Wir können sogar infrage stellen, ob Frauen, die bekanntermaßen

gewalttätige Männer heiraten, sehr ungewöhnlich sind, da das Repertoire konventioneller Stereotypen durchaus sozial anerkannte Bilder männlicher Schutzfunktionen und besitzergreifender Eifersucht enthält, ebenso wie die Rollenstruktur, wo die gute Frau den Mann vor den schlechteren Seiten seiner Natur bewahrt und er durch die Eheschließung ruhig und seßhaft wird." (Mardsen zit. n. Brückner 1983, 74).

Wir haben Stereotype internalisiert, die uns auf die Rolle in der Ehe vorbereiten, die die affektive Seite unseres Selbst ansprechen; schließlich finden wir uns doch im Dienste dieser Institution, die ihre eigene Realität aufweist, wieder.

1.2.4.2. Hausfrau - gefangen zwischen Arbeit und Berufung

Phyllis Chesler an ihr ungeborenes Kind: *"Kind, deine Mutter und dein Vater leben wie Junggesellen. Meistens essen wir auswärts. Wenn wir zu Hause essen, tun wir es im Stehen." (dies. 1983, 71)*

Auch bei kinderlosen Ehepaaren ist solch eine Lebensweise ungewöhnlich: Hausarbeit fällt immer an und gehört in der Regel zum Aufgabenbereich der Frau. Die Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit richtet sich eher an der Erwerbstätigkeit der Frau und deren beruflichen Qualifikationsgrad aus (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 176 / Hoff, Scholz 1985, 13, 31), als an dem tatsächlich im Haushalt anfallenden Arbeitsaufwand. Unter der Voraussetzung, daß Frauen von Lohnarbeit für Hausarbeit freigestellt sind, leuchtet dies auch ein. Faktisch wird Hausarbeit zum Beruf der Frau - andere berufliche Indizes fehlen ihr jedoch: sie wird weder direkt entlohnt noch sozial anerkannt im Sinne einer statusvermittelnden Wertigkeit. Sie erscheint oft nicht meßbar, weil sie kaum Werte schafft, sondern diese erhält.

Ferner fehlt bei der Bewertung von Hausarbeit ein eindeutiges zeitliches Kriterium: sie ist dehnbar und rationalisierbar (vgl. Schwarzer 1984, 110 / Friedan 1970, 152). Hausarbeit, Hausfrauenarbeit umspannt ein breites Feld von Tätigkeiten: Kinderbetreuung[26], Putzen, Kochen, Waschen - also Hausarbeiten im eigentlichen Sinne, im speziellen Fall wird sie erweitert durch Tapezieren, Gartenarbeit; Frauen stehen als Ansprechpartnerin und Fürsorgerin allen Familienmitgliedern zur Verfügung - um nur einiges zu nennen (vgl.

Pross o.J., 87).

Zehn Gebote für die Hausfrau	
Die Kochkunst	*studieren*
das Schlafzimmer	*sauberhalten*
die Liebe durch den Magen	*gehen lassen*
die Tradition	*pflegen*
die Familienatmosphäre	*reinigen*
Gesprächsstoffe	*reparieren*
die Fassade	*polieren*
die Kinder	*in Sicherheit wiegen*
der Jugend	*ihren Leerlauf lassen*
und die Haustiere	*menschlich behandeln*

(Lieselotte Rauner 1982, 67)

Der Umfang der Arbeiten, die Frauen im Haushalt wahrnehmen, deren Erledigung von ihnen erwartet wird, hängt auch mit der Organisation in jeder einzelnen Familie zusammen. Aufgaben können auf andere Familienmitglieder verteilt werden (vgl. Interview in Schwarzer 1984, 110); so haben Heinemann u.a. festgestellt, daß besonders bei erwerbstätigen Frauen familiale Aufgaben auch eher von Ehemännern übernommen werden (vgl. dies. 1980, 455, 466). Arbeiten können und werden an Dritte übertragen (Haushaltshilfen, Dienstleistungsbetriebe). Die Beschreibung von Hausarbeit erhält erst einen verallgemeinernden Charakter, wenn sie subjektiv- weibliche Lebensumstände und familiale Organisationsspezifika unberücksichtigt läßt. Ein gewandeltes Verständnis von Hausarbeit läßt sich unter veränderten historischen Bedingungen feststellen (vgl. Bock, Duden 1977).

*"**Gesellschaftliche Ansprüche an die Hausarbeit sind also verbunden mit Änderungen der Anforderungen an die Arbeitskräfte im vergesellschafteten Produktionsprozeß.** Diese historischen Veränderungen haben die materiellen und die psychisch- emotionalen Anteile der Hausarbeit unterschiedlich berührt. Ein Teil ihrer Funktionen wurde vergesellschaftet und aus der Familie ausgelagert (Schulen, Alters-, Sozial-, Krankenversicherung; zum Teil in die Produktion von Konsumgütern und Dienstleistungen). Zugleich kamen neue Funktionen hinzu bzw. wurden schon bestehende immer stärker und in anderer Weise gefordert, wie etwa die psychische Versorgung der Familienmitglieder. Die Aufgaben der Familie werden zunehmend durch die wachsenden*

Bedürfnisse nach direkter emotionaler Zuwendung geprägt, die mit der fortschreitenden Zerstörung menschlicher Beziehungen im vergesellschafteten Produktionsprozeß einhergehen." (Diezinger u.a. 1982, 230)

Hausarbeit hat sich im historischen Entwicklungsprozeß auf zwei Ebenen verändert: in der organisatorischen Dimension von der Hauswirtschaft zum Haushalt[27] und in der inhaltlichen Ausprägung:

- Die Auslagerung von Arbeitsprozessen führt zur Teilung von Lohn- und Liebesarbeit, wobei Lohnarbeit produktiven und Liebesarbeit eher reproduktiven Charakter besitzt, letzteres besonders und oft auch nur als formulierte Erwartung. Die Arbeit der Frau orientiert sich nicht an der Erzeugung "lebenswichtiger" Bedürfnisse, sondern wird vor allem auch an der Befriedigung eines ideologisch produzierten Bedürfnisses - nämlich des des "gemütlichen Heimes", der Familienidylle - festgemacht. (vgl. auch Metz- Göckel 1982, 238)
- Die Einführung technischer Haushaltsgeräte ersetzt zum einen fehlende Arbeitskräfte (Hausmädchen, Dienstboten), zum anderen wird Zeit eingespart, die durch die Schaffung neuer Aufgaben für die Hausfrau ausgefüllt wird (vgl. Bock, Duden 1977, 155f).

  Geändert haben sich u.a. die Konsumbedingungen, wobei ich nicht bewerten will, ob "einkaufen" heute oder früher mit weniger Umständen verbunden ist: Wo weniger im Haus produziert wird, muß mehr außerhalb des Hauses erworben werden. Der Warendichte im Kaufhaus und Supermarkt steht die Länge des Anfahrtweges und dem Preisbewußtsein der Zeitaufwand für Preisvergleiche sowie für die Ausschöpfung verschiedener Sonderangebote in verschiedenen Geschäften gegenüber (Faktoren, die z.B. in ökonomischen Analysen immer als Kosten der Informationsbeschaffung bewertet werden). Geändert haben sich außerdem die Einstellungen über Hygiene und zur häuslichen Reinlichkeit. Addiert man die von H. Pross ermittelten Stunden, welche Hausfrauen mit Reinigungsarbeiten durchschnittlich verbringen, so sind dies immerhin 32,5 Stunden von insgesamt 50,5 wöchentlichen Hausarbeitsstunden.[28] Um den normativen Vorstellungen von Sauberkeit und Ordnung zu genügen, wird dieser Arbeits- und Zeitaufwand vermutlich sogar notwendig sein - nur bleibt die Frage, wem die Erfüllung dieser Vorstellungen nützt.[29]

M. French zeichnet in ihrem Roman "Frauen" (1980) ein Bild von amerikanischen Mittelschichtsfrauen, die in einer Vorstadt leben. Die von ihr beschriebene Situation können wir in etwa auch in der

bundesrepublikanischen Realität beobachten. Die Abwechslung, die sich diesen Frauen untereinander bietet, sind gemeinsame Treffen, nachdem sie ihre Hausarbeit erledigt haben, aber auch dann sind Hausarbeit und Familie ihre einzigen Gesprächsthemen. In vielen Fällen, z.B. bedingt durch die Anonymität des Großstadtlebens, fällt dieses Minimum an Gemeinschaftserfahrung auch noch fort, übrig bleibt die Fixierung auf Hausarbeit, die überpräzisierte Erfüllung von Tätigkeiten, die sich beliebig wiederholen und dehnen lassen (vgl. Friedan 1970, 152f).

Hausarbeit erfüllt folglich zwei Funktionen. Zum einen gewährleistet sie, daß Frauen im Haus beschäftigt sind und sich nicht um Probleme kümmern, die außerhalb dieses Bereiches liegen, zum anderen bietet Hausarbeit diesen Frauen gerade so viel kompensierende Erfüllung, Bestätigung und Ausfüllung ihrer Zeit an, daß sie dieser Forderung entsprechen und selten aus dem Haus herausdrängen. Die Aufwendung überschüssiger Zeit (und Kräfte) für überflüssige Hausarbeit wirkt gesellschaftlich stabilisierend. Sie verhindert, daß Frauen über die Gestaltung ihrer Zeit selbst bestimmen - und mit der Zeit haben sie derartige Bedürfnisse zum großen Teil auch verlernt, so werden weibliche Fähigkeiten hausfraulichen Fähigkeiten angeglichen.[30]

Alle Frauen werden mehr oder minder zur Hausfrau erzogen. Selbst wenn sie in ihrer Kindheit nicht zur Hausarbeit herangezogen werden, besitzen sie doch in ihren Müttern eine Identifikationsfigur und internalisieren die Erwartungen, die man(n und frau) an Haus- **frauen** stellt und wie frau sie erfüllt. Heute wird vermutlich eher der normative Gehalt vermittelt, als die konkreten "hausfraulichen" Fertigkeiten, mit der Konsequenz einer noch stärkeren Disqualifizierung dieses Frauenbereiches, da "Nur- Hausfrauen" zwar gelernt haben, nach einem Bild zu leben, aber nicht, ihre Fähigkeiten zu erkennen; sie orientieren sich an Erwartungen, die an dieses Bild geknüpft sind. Sie leben in einer normativ vermittelten Wirklichkeit, die ihnen verspricht, daß sich ihre Erwartungen ebenso erfüllen, wenn sie den Erwartungen der anderen entsprechen. Das Wolkenkuckucksheim der Hausfrauen schwebt im Raum der Privatsphäre und kollidiert mit der Realität des Alltags, in der von Frauen zumeist unproduktive Arbeiten verlangt werden. Zudem finden diese als unqualifizierte und weibliche (Nicht-) Arbeiten kaum gesellschaftliche Beachtung und soziale Anerkennung.

Frauenarbeit ist keineswegs mit Hausarbeit gleichzusetzen, vor allem da geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mehr oder weniger aufgebrochen

wurde. Sowohl in der Hausarbeit als auch in der Berufsarbeit haben sich die Tätigkeitsfelder verändert, aber die eingeforderten und Frauen zugeschriebenen Eigenschaften und Fähigkeiten orientieren sich an einem Frauenbild, das Frauen zu Hausfrauen werden ließ, das durch die Hausfrauenrolle gestützt wurde und sich innerhalb der Gesellschaft manifestiert hat (vgl. Diezinger u.a. 1982, 234).

Hausfrauenarbeit scheint wesentlich mit dem weiblichen Geschlechtsrollenstereotyp verknüpft. Es ist nicht zu leugnen, daß Männer Hausarbeit ebenso gut oder schlecht wie Frauen verrichten könnten; die Realität sieht anders aus. Männliche Beteiligung an Hausarbeit konzentriert sich - wenn überhaupt - auf "angenehme" Arbeiten, wie z.B. Einkaufen[31]. Möglicherweise verhindern Frauen selbst Männern den Zugang zu dieser Arbeit: So lange daran gewöhnt, besitzen sie (berechtigterweise oder auch nicht) die Einstellung, daß "sie das sowieso besser, schneller und sorgfältiger" erledigen könnten. Das männliche Eindringen in den weiblichen Kompetenzbereich - selbst wenn dies Entlastung bedeutet - kann sich nicht ohne Komplikationen, ohne die Verletzung und Veränderung des weiblichen Selbstbildes bzw. des internalisierten Fremdbildes vollziehen. Hausarbeit entbehrt zwar weitgehendst der gesellschaftlichen Anerkennung für den "schaffenden Menschen", aber es ist anzunehmen, daß Frauen - individuell unterschiedlich - Hausarbeit einen sinnstiftenden Gehalt zuschreiben. Sie fühlen sich unentbehrlich, bewerten ihre Arbeit als notwendig sowohl im Rahmen der gesamtfamiliären Arbeitssituation, als auch hinsichtlich ihrer Fürsorge, Zuneigung und Liebe zu ihrem Mann und ihren Kindern.

Bei der Betrachtung über die Anerkennung und Bedeutung von Hausarbeit stellt sich die Frage nach ihrer Entlohnung. Bezahlung schaffte Hausarbeit als Frauenarbeit prinzipiell nicht ab, eventuell wirkte sie sogar stabilisierend (vgl. Schwarzer 1984, 224ff). Die materielle Entlohnung hebt sicherlich die Verklärung solcher Arbeiten als "Liebesdienste" auf. Dies könnte neben materieller Unabhängigkeit auch emotionale Freiräume schaffen. Vergessen wird dabei allerdings häufig, daß soziale Anerkennung nicht nur abhängig von genereller Entlohnung ist, sondern auch von einer gesellschaftlich gültigen Definition über die Qualität dieser Arbeit bzw. den dazugehörigen Qualifikationsgrad.

Lohn für Hausarbeit verändert nicht allzu viel, wenn Frauen ihre Hausfrauenrolle nicht gleichzeitig überdenken. Dann könnte "eigenes Geld" allerdings mehr Freiraum für sie bedeuten und ihre Einstellung

zur Arbeit verändern. Das kann allerdings auch unter der Bedingung geschehen, daß sie eine "unbefangenere" Auffassung über das Familiengeld gewinnen, es für sie auf der realen und auf der Einstellungs- Ebene verfügbar wird, d.h. sie sich von der "Geldverwalterin" zur "Geldbesitzerin" entwickeln.
Dem von Pross ermittelten hohen Zeitaufwand für Hausarbeit steht deren Flexibilität gegenüber. Wenn Hausarbeit wirklich gedehnt werden kann, kann frau auch viel Zeit einsparen, um diese mit dem auszufüllen, was ihr wirklich wichtig erscheint. Wenn Hausarbeit tatsächlich so vielfältig ist und Frauen andere Fähigkeiten als Männer stärker entwickelt haben, wenn sie annehmen, daß sie sensibler wahrnehmen, emotionaler, zwischen- menschlicher reagieren, warum sollten sie sich dann nicht einmal in den Mittelpunkt ihrer aufmerksamen Betrachtung setzen und versuchen, sich selbst zu entdecken? Es gilt an den Verhältnissen etwas zu verändern, die auch Hausarbeit zu einer für das Subjekt oft sinnlosen, entfremdeten Arbeit werden ließ, die in ihrer Kompensations- und Anpassungsfunktion so dominant sein kann, daß Frauen ihre Lebensaufgabe darin erblicken. Die Krisen, die Frauen erleben, die Leere, die sie oft empfinden und beschreiben (z.B. wenn ihre Kinder sich abnabeln, das Haus verlassen), verweisen auf den illusionär täuschenden Charakter dieser Annahme.

1.2.4.3. Mutter - zwischen ideologischen Anforderungen und Alltagspraxis

*"**Sterben alle Frauen bei der Geburt, um als Mütter neu geboren zu werden?** Bedeutet dein Kommen meinen Tod? Warum bekomme ich dich? Glaube ich, daß du immer für mich dasein wirst? Glaube ich, daß nur du, ein ungeborenes Kind, mein wahrer Geliebter, mein Ehegefährte bist, daß der Tod uns scheidet? **Ja, das glaube ich.***
*Warum bekomme ich dich? Habe ich Angst, daß ich es bereuen würde, **nicht** Mutter zu werden? Haben sie mich endlich: die, die sagen, daß alles andere für eine Frau nebensächlich und unbefriedigend ist?" (Chesler 1983, 10)*
Tagebuchfragen einer engagierten, emanzipierten Frau, die vermuten lassen, wie sehr sie in der zukünftigen Mutterschaft aufgehen konnte:

heute allerdings reflektiert und aufgeklärt. Daß P. Chesler Schwierigkeit mit der Schwangerschaft hat und später vor allem mit der Kindbetreuung - die überwiegend von ihrem Mann und einer Kinderfrau übernommen wird -, das wird auf den nachfolgenden Seiten des Buches deutlich.

Trotzdem: diese Pathetique bei einer Repräsentantin der Frauenbewgung gleich auf der (realiter) zweiten Seite hat mich schon erstaunt - Futter meiner Vorurteile: Wenn Du als Frau keine Mutter bist, dann bist Du keine Frau und eine gute Mutter bist Du nur, falls Du (die überhaupt existierende ?) Mutterliebe mit Hingabe und Aufopferung verwechselst. Das klingt nicht gerade freundlich, zeigt aber die Verschiebung an, die sich im Laufe der letzten Jahrhunderte im Verständnis der Frau bzw. in der Mutter - und - Kind - Beziehung vollzogen hat.

Frau- Sein bedeutet zwar auch im 16ten/ 17ten Jahrhundert Mutterschaft, angesichts der Vielzahl der benötigten Kinder könnte u.U. das Bild einer "permanenten Schwangerschaft" entstehen, weibliche Arbeit war aber nicht identisch mit (hauptsächlich) mütterlichen Leistungen hinsichtlich Kinderpflege, -betreuung und später verstärkt auch (geforderter, d.h. gesellschaftlich intendierter) Erziehung. Mütter mögen ihre Kinder geliebt haben oder auch nicht, Mutterliebe und Mutterpflichten waren jedoch nicht miteinander verknüpft: wer es sich leisten konnte, überließ die Kinder der Fürsorge und der Obhut Dritter: Ammen, Gouvernanten, Hauslehrern (vgl. Badinter ²1985).

"Seit dem 18. Jahrhundert zeichnet sich allmählich ein neues Bild der Mutter ab, dessen Züge in den folgenden zweihundert Jahren immer deutlicher werden. Die Epoche der Liebesbeweise ist angebrochen. Der Säugling und das Kind werden zu den bevorzugten Objekten der mütterlichen Zuwendung. Die Frau opfert sich bereitwillig auf, damit ihr Kleines an ihrer Seite ein besseres Leben hat." (ebd. 160)

Die Mutterpflichten erweitern sich im Laufe der Zeit. Zuerst umfassen sie "nur" die Pflege des Kindes, z.B. Stillen, Wickeln, Gesundheitsfürsorge, im 19ten Jahrhundert wird der Mutter dann auch eine erzieherische Verantwortlichkeit übertragen, aufgrund des psychoanalytischen Einflusses avanciert die Mutter des 20ten Jahrhunderts schließlich zur "'Hauptverantwortlichen' für das Glück" ihres Kindes, für sein "Unbewußtes", für seine Wünsche (vgl. ebd. 189).[32]

Die Sensibilisierung für kindliche Bedürfnisse weist allerdings in die Richtung von "Schuldzuschreibungen" bei Fehlentwicklungen, d.h. der

Verantwortlichkeit für zukünftige Verhaltens- und Handlungsweisen von Mutters Kind. In der Umkehrung bedeutet das Eingehen auf die kindliche Erlebnisebene jedoch auch die Chance der Mutter, sich ihren ursprünglichen Bedürfnissen, ihrer ursprünglichen Erlebnisfähigkeit wieder anzunähern. Was mancher Mutter - und nicht nur Mutter - als Flucht in die kindliche Lebenswelt erscheint, wirkt in anderen Beschreibungen "beglückend", lustbesetzt - und dies sind nicht etwa (nur) die Mütter, denen wir den Stempel der vollkommeneren und d.h. oft auch einer etwas "tüdeligen" Mütterlichkeit aufdrücken, sondern auch feministisch- reflektierte Wissenschaftlerinnen, die "Mütterlichkeit" neu entdecken (vgl. z.B. Ortmann 1983, 41).

Mutter- Sein bedeutet - vor allem für nicht- erwerbstätige Frauen - den ständigen Kontakt zum Kind. Gerade in isolierten "Wohnsilos" zeigt sich die Gefahr, daß Kinder am Tage über große Zeiträume hinweg die einzigen Kontaktpersonen für die Mutter sind. Die Mutter- Kind- Symbiose, die sich aus biopsychischen, lebenssichernden Bedürfnissen des Kindes herleitet und der in ihrer Fixierung auf die Mutter als einzig mögliche primäre Bezugsperson schon eine gesellschaftlich determinierte Komponente zwingend zugeordnet wurde, erfährt in der Isolation eine Verstärkung, die auch der Mutter ohne Kind ihre Lebensfähigkeit nimmt: Sie ist angewiesen auf dessen Ansprache und Beachtung. Seine Bedürfnisbefriedigung wird zur Intention ihrer Handlungen. Mutterliebe beweist sich in ihrer "Fürsorge" für das Kind, nicht die Gefühle sind ausschlaggebend, sondern die "aus Liebe verrichteten" Dienstleistungen. So berichtet P. Chesler z.B. von ihren Erfahrungen als Berufstätige, die ihre mütterlichen Verpflichtungen an Dritte überträgt, von ihren liebenden Gefühlen, von ihrer Sehnsucht, wenn sie etwa auf Reisen von ihrem Sohn getrennt ist, und den Erwartungen, die an sie als Mutter gestellt werden. Sie beschreibt das Unverständnis ihrer Mutter, für die Mutterliebe sich nur in mutter(ver)pflichtender Arbeitsteilung ausdrückt, und die Annahme anderer Pflegepersonen, daß sie als intuitiv besserwissende Mutter ständig befragt werden müsse; dadurch bekommt sie wieder verantwortliche Kompetenz zugeschrieben (vgl. dies. 1983, 174f, 203f, 125, 147).

T. Ziehe schreibt, daß die Tätigkeit als Mutter zweierlei beinhaltet: *"Sie ist Liebesarbeit und Hausarbeit, also Arbeit am Subjekt und Dienst an den Dingen. Aber dies nicht parallel oder bereichslogisch gesehen, hier Liebesarbeit, dort Hausarbeit, sondern eigenartig ineinander verschränkt. Die Liebesarbeit der Mutter muß durchs Nadelöhr der*

Hausarbeit, die Arbeit am Subjekt drückt sich aus in dem Dienst an den Dingen. Das heißt, die Liebesarbeit findet statt im Medium einer Feinorganisierung von Alltäglichkeit - zum Zwecke der Reproduktion." (vgl. dens. 1984, 46)

Die Arbeit, die Frauen im Haus bewältigen sollen, wird hiermit einmal mehr zum Liebesdienst, zur Arbeit aus und für Liebe, die Liebe verpflichtet und ist gleichzeitig der ideelle Lohn. Die enge Verknüpfung von Liebe und Arbeitsleistung, von Liebe und Verpflichtung bewirkt eine Verstümmelung der Liebe. Die Sorgen und Pflichten des Alltags überdecken und töten die Lust der Liebe. M. Balint bezeichnet zwar die körperliche Annäherung für Mutter und Kind als gleichermaßen lustvoll (vgl. dens. 1969, 112) und in der Schilderung von P. Chesler tauchen Spuren einer Erotik des Kindes auf (vgl. dies. 1983, 139, 162), aber auch die Berührungen durch die "seidenweichsten" Kinderhände unterliegen strikten Tabuisierungen: sowohl im Bereich dessen, was real zulässig ist, als auch im Erlebnisbereich, der sich gegen manche erotischen Gefühle sperren mag. Dem weiblichen Körper werden Funktionen zugeschrieben, bzw. er wird auf diese reduziert: Gebärfähigkeit, Stillvermögen - die Körpergefühle sind jedoch sekundär. Dies setzt sich im Verhalten und Verhältnis zu älteren Kindern fort.

P. Chesler stellt die Frage - ich habe sie anfangs zitiert -, ob alle Frauen bei der Geburt ihrer Kinder sterben? Und sie werden als Mütter wiedergeboren! Es drängen sich Bilder auf: die geschlechtliche Frau, deren Körper in patriarchalisch- sexistischer Manier nur allzu leicht in inhaltsleerer und objekthafter Attraktivität erstarrt, *und* das der Mutter, einer fruchtbaren und wärmenden Höhle, einer liebevollen, pulsierenden Krake. Dieser Körper signalisiert anpassungsfähige - zwar keine absolute, aber eine den Notwendigkeiten entsprechende - Beweglichkeit. In ihm verbirgt sich der Funktionalismus heutiger Zeit und das Sinnbild der Urmutter, der Erdmutter des Matriarchats. Beide Auffassungen, sowohl die patriarchalisch orientierte, die die Mutter "entsexualisiert", ihre erotischen Gefühle negiert, als auch die matriarchalisch orientierte, die Erotik durch genußreiche Fruchtbarkeit ersetzt, verleugnen bzw. reduzieren die "geschlechtliche" Frau (vgl. auch Moeller- Gambaroff 1984, 28). Nicht die Geschlechtlichkeit wird zum Zugehörigkeitsmerkmal des Geschlechts "Frau", sondern die Mutterschaft.

Diese währt von nun ab lebenslänglich, schwört sie auf ihr Kind ein. Sie ist immer daran gebunden, aber sie muß es gehen lassen, wenn es

flügge wird; die ideologische Mutterschaft überdauert die reale. Das kann zu Mißverständnissen führen: Sich immer noch als Mutter fühlend, sieht sie sich plötzlich arbeitslos, weil kinderlos. Zuvor wurde von ihr verlangt, ständig ansprechbar zu sein, diese Art von Kommunikation wird jetzt mit dem Heranwachsen der Kinder verdrängt, denn Hilfsbereitschaft wird oftmals als Einmischung gedeutet. Die Kinder "überflügeln" sie, andere Instanzen haben deren Sozialisation übernommen - und bauen, wie die Schule, auf mütterliche Zulieferdienste, z.B. in puncto Hausaufgabenhilfe (vgl. Pross o.J., 84) - bis diese schließlich in anderen Lebenszusammenhängen stecken, in denen Mutter nicht mitreden kann und/oder darf. Die Mutter wird ihrer Kinder enteignet.

Dies mag nicht so tragisch sein, es gibt genügend Mütter, die ihre "neugewonnene" Freiheit genießen, es gibt aber auch solche, die sich leer und im Stich gelassen fühlen. In all ihrer emotionalen Verwobenheit fällt es ihnen schwer, Mutterschaft als Beruf zu begreifen, aus dem sie jetzt in Vorruhestand oder Rente geschickt worden sind - allerdings weder mit einer Abfindung noch einer monetären Rente. Im akuten Augenblick scheinen sie immer wieder rückrufbar. Hinter der Ideologie der Mutterschaft verbirgt sich auch die Latenz des möglicherweise doch noch Gebraucht- Werdens.

Wer sagt denn, daß frau das wirklich will, daß frau ihre Kinder bedingungslos liebt? Ebenso wie andere Beziehungen bedarf die Beziehung zu den eigenen Kindern einer Entwicklung, einer Entfaltung der Gefühle, sie ist angewiesen auf situative Erlebnisse, auf die Begegnung, auf den intensiven und fruchtbaren gegenseitigen Kontakt, auf das Erleben und Erkennen von Gefühlen. Wo dies nicht bewußt werden darf, muß vertuscht, gelogen, verdrängt werden, müssen fremde Maßstäbe und Bewertungen entliehen werden. Die unreflektierte Mutterschaft ist immer eine entfremdete. Schlagworte wie "Mutterhaß" im Gegensatz zur "Mutterliebe", Kindesmißhandlung und -tötung drängen sich mir auf - extreme Formen dieser Entfremdung oder nur die wahrnehmbare? Das Spektrum zwischen Fixierung, liebevoller Vereinnahmung einerseits und empfundener Belastung, Überforderung andererseits enthält -zig Nuancierungen, ebenso die wahrnehmbaren Auswirkungen physischer und psychischer Art auf beiden Seiten, Störungen im sozialen Erscheinungsbild der Mutter, im Sozialverhalten des Kindes.

Die "Mutterideologie" verhindert, daß die wahre Beziehung zwischen Mutter und Kind erkannt werden kann, sie suggeriert den Müttern, daß

sie ihre Kinder lieben müssen, - und da diese auf Fremdurteile angewiesen sind, weil sie sich selbst und ihren Wahrnehmungen nicht trauen dürfen, balancieren sie zwischen Anspruch und Wirklichkeit, verzweifeln im Widerspruch von (an-)erkannten und diffusen Gefühlen, vermitteln den Zerfall von bedürfnisorientiertem und normativem Handeln.[33]

1.2.4.3.1. Mütterliche Übertragungen auf ihre Töchter

Der symbiotische Charakter der Mutter- Tochter- Beziehung wird von einigen Autorinnen als Erklärungsmuster für die späteren Beziehungen von Frauen zu Männern angeführt (vgl. Friday 1982, 363ff / Brückner 1983, 129ff). Da die Mutter so entscheidend für die weibliche Biographie zu sein scheint, muß dieser Aspekt bzgl. der Tradierung bzw. der Verinnerlichung der Mutterrollenattribute berücksichtigt werden. Nachweislich hängt die geschlechtsspezifische Sozialisation auch von anderen Erziehungsinstanzen ab: peer groups, Schule, Fernsehen u.a. (vgl. Scheu 1984, 97ff / Schmerl 1982, 30). Von daher ist es weniger einsichtig, daß gerade in der Mutter- Tochter- Beziehung der Mutter solch eine gravierende Rolle zufallen soll. N. Friday sieht in ihr das Vorbild für die Ausfüllung des Weiblichkeitsbildes, der lebbaren Beziehungen - z.B. die zum Vater (vgl. dies. 1982, 267, 345). Wesentlicher, so meine ich, wirkt sich jedoch die permanente Einmischung von Müttern in das Leben ihrer Töchter aus. Sie projizieren ihre Einstellungen, Wunschvorstellungen auf die Tochter und erwarten von ihr, daß sie dementsprechend handelt und lebt. Die Identifikation erschwert echte, authentische Beziehungen (vgl. ebd. 22). In der Rebellion erleben Töchter die Mutter als eine ständige Fremdbestimmung, abweichendes Verhalten wird stets begleitet durch ein (verinnerlichtes) schlechtes Gewissen.

"Mutter bedeutet Hemmung; Dinge und Menschen, die sie nicht mag, haben die Bedeutung von Leben und Aufregung angenommen." (ebd. 208)

Gleichzeitig bietet sie jedoch Schutz und Geborgenheit an. Zum Mutterrollenstereotyp gehört es, daß sie ihre Kinder immer wieder aufnimmt, ihr ganzes Leben lang für sie sorgt. In der Umkehrung verlangt sie, daß diese ihr zur Fürsorge auch bereitstehen, diese

annehmen. Der Mutter wird die Verantwortung für das Unbewußte und die Wünsche des Kindes abverlangt (vgl. Badinter ²1985, 189), die Symbiose steht den individuellen Loslösungsversuchen entgegen. Hinter dem mütterlichen Wunsch, die Tochter solle es einmal "besser machen bzw. haben" als sie (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 189ff) verbirgt sich gleichzeitig auch die Erwartung an die einzuschlagende Richtung und an die Partizipation am töchterlichen Leben. Ein derartiger Erwartungsdruck fängt beide ein. Töchter lernen in dieser Beziehung vor allem, Geborgenheit und Sicherheit (Rückversicherung) zu erwarten und im Gegenzug - wenn auch manchmal rebellierend und negierend - Erwartungen zu antizipieren und sie im verunsichernden, akuten Moment auch zu erfüllen.

"Ich beginne einzusehen, daß nichts, was ich je tun könnte, meine Mutter zerstören wird. Ich kann so sexuell, so frei, so verschieden von ihr in meiner Arbeit und in meinem Leben sein wie ich will, aber trotzdem eine Beziehung zu ihr haben. Sie wird viel echter sein als die Beziehung zu der mythischen alliebenden Mutter, nach der ich mich unbewußt gesehnt habe.

Ich habe immer das Gefühl gehaßt, daß ich vollkommen sein müsse, um mir die Liebe und Achtung meiner Mutter zu erhalten. Ich mußte ihr das zeigen, was sie sehen wollte, und nicht die Person, zu der ich mich im Laufe der Jahre, in denen ich getrennt von ihr gelebt hatte, entwickelt hatte. Jetzt weiß ich, daß ich mir durch diesen Pakt jede Möglichkeit verbaut habe, ich selbst zu sein, ob ich nun in ihrer Nähe war oder nicht. Und habe ich nicht das gleiche auch mit ihr gemacht?

Wir schaffen uns unsere eigenen Gespenster." (Friday 1982, 404)

Der sichernde Charakter symbiotischer Liebe, das meint oft auch entsexualisierter Liebe, scheint bei Frauen besonders in bezug auf ihre eigene Schwangerschaft bzw. Niederkunft in den bewußten Vordergrund zu rücken. Als Opfer bietet sich die eigene Mutter, der Ehemann und später das Kind an. So beschreibt P. Chesler ihr Bedürfnis, während der Schwangerschaft bei ihrer Mutter Unterstützung zu finden (vgl. Chesler 1983, 153f). N. Friday spricht in diesem Zusammenhang von einem verstärkten Mutter- Tochter- Gefühl, da die eigene Mutter plötzlich verständlicher wird (vgl. Friday 1982, 422). P. Chesler findet die ersehnte Unterstützung im Vater ihres Kindes, er ist ihr "Mutter, Vater, Bruder, Schwester" (vgl. dies. 1983, 26), die familiale Geborgenheit löst die sexuell- orgiastische Erlebnisfähigkeit langsam ab, während der Schwangerschaft noch standig sexualisiert, verliert sie

nach der Geburt das sexuelle Interesse (vgl. ebd. 120, 138). Das muß nicht so sein, aber es erscheint angesichts informeller Gespräche und angesichts einer ethnologischen Notiz bei M. Balint nicht allzu abwegig. Er führt rituelle Beischlafpausen nach der Geburt zwar ausschließlich auf das körpererotische, symbiotische Mutter- Kind- Verhältnis zurück (vgl. dens. 1969, 113), es könnte aber auch - gerade übertragen auf unsere Kultur, in der ein derartiger Ritus nicht existiert - auf eine starke Identifikation mit der Mutterrolle hinweisen - und die schließt in unserer Kultur sexuelle Gefühle aus.
Frauen übernehmen von ihren Müttern den emotionalen Gehalt der Erwartungen, die sich mit der Mutterrolle verbinden. Mutter- Sein meint heute nicht unbedingt, das Kind selbst ständig zu versorgen, sondern dafür zu sorgen, daß es versorgt ist. Dabei erhält das "Gefühl mütterlicher Verantwortlichkeit" eine herausragende Bedeutung, das "ideologisierte Muttergefühl" bleibt existent, obwohl sich manche Voraussetzungen im weiblichen Lebenszusammenhang verändert haben mögen. In besonderem Maße trifft dies erwerbstätige Mütter, die Beruf und Familie vereinbaren wollen bzw. müssen. Messen Frauen der Mutterschaft heute tatsächlich die Bedeutung eines zentralen Lebensinhaltes bei und/oder leben sie verstärkt andere Interessen? Da Frauen zunehmend erst ihr "eigenes Leben" leben, günstigere Lebenskonstellationen zu schaffen versuchen, bevor sie sich für ein Kind entscheiden, spricht Beck- Gernsheim von einem "historisch neuen Verständnis von Mutterschaft" (vgl. dies. 1984, 141); da sich der Kinderwunsch im allgemeinen meist lebensbiographisch verschiebt (vgl. ebd., 85), kann es sich hierbei u.U. auch nur um eine zeitliche statt um eine grundsätzlich einstellungsmäßige Veränderung handeln.

1.2.4.3.2. Die Wandlung der Mutterrolle im Zeichen weiblicher Erwerbstätigkeit

In Anbetracht der steigenden Zahl berufstätiger Mütter (vgl. Müller 1983, 17f) stellt sich die Frage, ob Mütterlichkeit im Leben von Frauen inzwischen nicht einen anderen Stellenwert eingenommen hat?[34]
"Durch zwei Jahrhunderte Mutterschaftsideologie und die immer weitgehende 'Verantwortlichmachung' der Mutter haben die Einstellungen

sich grundlegend gewandelt. Selbst dann, wenn sie arbeiten, sind die Frauen des 20. Jahrhunderts ihren Kindern unendlich viel näher und mehr um sie besorgt als einst. Es erweist sich jedoch erneut, daß die Mutterschaft nicht immer die erste und instinktive Sorge der Frau ist, daß das Interesse der Mutter vorgeht, daß Frauen, die frei von wirtschaftlichen Zwängen sind, aber persönliche Ambitionen haben, nicht immer - bei weitem nicht mehr - beschließen, diese Ambitionen, und sei es nur für einige Jahre, zum Wohle des Kindes aufgeben. Folglich ist das mütterliche Verhalten offenbar nicht so einheitlich, daß man von einem Mutterinstinkt oder einer mütterlichen Haltung 'an sich' sprechen kann." (Badinter ²1985, 279f)

Dahinter verbirgt sich die Diametralität, die eine umfassende Aussage erschwert bzw. widersprüchlich erscheinen läßt. Zum einen erweist sich der liebesidealistische Gehalt der Mutter- Kind- Beziehung als gesellschaftsimmanent, zum anderen orientieren sich Frauen verstärkt nach außen. In einigen Fällen stellt sich dies als "Doppelbelastung" zwischen Beruf und Familie heraus, in anderen als Chance, sich weitere Lebens- und Interessensbereiche zu erschließen (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 172 - 183).

Badinter führt die Wahrung eigener Interessen auf die verbesserte Bildungs- und Ausbildungssituation von Frauen zurück (vgl. a.a.O. 280), in dem von Kurbjuhn/ Pust angeführten Abschnitt wird das Zusammenwirken von Bewußtsein und beruflicher Qualifikation deutlich. Während die in deren Studie befragten Schreibkräfte in ihren Familien die traditionelle Aufgabenteilung bewahrt haben und dies auch ihren Einstellungen entspricht, lebten die Verwaltungsangestellten sowohl hinsichtlich eines gleichberechtigteren Austausches über die eigene Interessenslage und Lebenswelt als auch in der Respektierung der Bedürfnisse des anderen eher in partnerschaftlichen Beziehungen.

Auf die Beschäftigung mit den Kindern wirkt sich die veränderte Einstellung jedoch anders aus. Berufstätige Frauen befreien sich zwar eher von den Zwängen der Hausarbeit, nutzen die freigesetzte Zeit jedoch häufig zur Beschäftigung mit ihren Kindern. Die Kinderbetreuung, -erziehung wird überwiegend als den eigenen Bedürfnissen entsprechend gewertet.

Ein Teil der Frauen äußerte Schuldgefühle wegen ihres Zeitmangels.

"Ihr eigentliches Leben können sie noch am besten in der Familie gestalten, dort vermögen sie ihre persönlichen Bedürfnisse zu entdecken und zu verwirklichen. Die freie Zeit wird durch intensive Beschäftigung

mit den Kindern genutzt, neue Vorstellungen und Qualitäten von Erziehungsaufgaben können sich entwickeln und zur Anwendung gelangen. Familiäre Aufgaben sind neben der Belastung auch Bereicherung für die Frau. Das gleiche gilt für die Beziehung zum Ehemann oder Partner: Der Spielraum für die Entwicklung auch neuer gemeinsamer Bedürfnisse wird größer, stellt eine Bereicherung der Lebenserfahrung dar und ermöglicht die Aufhebung der familiären Arbeitsteilung und damit eine Annäherung an die persönliche Gleichstellung." (Kurbjuhn, Past 1983, 181)

Hier scheint allerdings der hoffende Wunsch ein wenig mitdiktiert zu haben, denn an anderer Stelle schreiben die Autorinnen, daß der überwiegende Teil der Hausarbeit von den Frauen übernommen wird, daß oft die notwendige Energie für Familienaufgaben und aktive Freizeitgestaltung fehlen, daß sie öfter Erziehungsarbeit leisten als ihre Ehemänner (vgl. ebd. 158f, 161, 179). Und so verweisen sie auch selbst auf die Diskrepanz zwischen den sich neu eröffnenden Möglichkeiten und der Bewahrung herkömmlicher Verhaltensmuster (vgl. ebd. 182).

Veränderte Lebensbedingungen haben bzgl. der Mutterrolle kaum eine Einstellungsänderung gebracht. Es ist sicherlich zutreffend, daß Frauen ihren Lebenslauf anders und in mancher Hinsicht auch bedürfnisorientierter ausrichten. Das hat "jedoch nur" zur Folge, daß sie die Geburt ihres Kindes verschieben (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 45, 87). Berufstätige Mütter sind ferner gezwungen, ihren Alltag anders zu organisieren, daß hat möglicherweise zu veränderten Erziehungsgewohnheiten, zu größerer Selbständigkeit der Kinder geführt, es hat jedoch nicht an der "natürlich" liebesgemäßen Verantwortung der Mutter gegenüber ihrem Kind gerüttelt.

Dieser Aspekt scheint mir nicht deshalb so wichtig, weil Mütter ihre Kinder nicht lieben sollen, sondern weil diese Liebe keine eroberte ist, sie legt die Frauen, selbst bei veränderten gesellschaftlich-familiären Bedingungen, weiterhin fest. Sicherlich gibt es viele Stimmen, die den "Mutterinstinkt", eine "naturgegebene Mutterliebe" anzweifeln. Das hat aber nur äußerst bedingt zu einer Sprengung der herkömmlichen Familie - einschließlich ihrer traditionellen Arbeitsteilung - geführt. Badinter stellt fest, daß "Mutterliebe" angesichts der sprießenden väterlichen Liebe und seiner (emotionalen) Verantwortlichkeit nichts spezifisch "Weibliches" mehr ist (vgl. Badinter ²1985, 297, 295). Die Umsetzung auf der Handlungsebene erfolgt jedoch nicht: immer noch bleiben die Frauen zuhause bzw. schränken ihre

Berufstätigkeit ein[35], immer noch nehmen und wünschen sie den Mutterschaftsurlaub (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 170), der der Idee der intensiven Fürsorge für das neugeborene Kind entspringt, immer noch bleiben überwiegend sie am Krankenbett des Kindes und damit ihrem Arbeitsplatz fern (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 161).

"Das zeigt, daß die große Mehrheit der Männer die Teilung der familiären Aufgaben akzeptiert, nicht aber die Vertauschung der traditionellen Rolle." (Badinter ²1985, 294)

Das impliziert nicht die Abschaffung dieser erstarrten Rollenmuster, sondern eher die Gunst des Mannes, diese zeitweilig außer Kraft zu setzen und sie im Notfall zu reaktivieren. Auf Seiten der Frauen hat das dazu geführt, Lösungen zu suchen, um Beruf und Kinderwunsch bzw. Mutterschaft miteinander verbinden zu können (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 160f, 139ff). Das führt nicht aus der Familie heraus, sondern in sie hinein - und es verschafft dieser einen neuen Deckmantel. Jener wird gepriesen als neugewonnener Freiraum, um sich auch im Beruf zu "verwirklichen". Die Institution Familie hat sich einmal mehr dem gesellschaftlichen Wandel angepaßt, allerdings ohne ihre Abhängigkeiten aufzuheben. Im Gegenteil: die neue Beschwörung liebevoll- emotionaler Beziehungen und partizipierender Veranwortlichkeiten vernebelt weiterhin ihren funktionalen, systemstabilisierenden Charakter.

1.2.5. Beispiel einer Synthese: ein literarisch entworfenes Frauenbild

In Anlehnung an R. König (²1974) habe ich die Familie als Ehepaar mit Kindern beschrieben, d.h. ich habe die Konstellation zugrunde gelegt, die als "normal" angesehen werden kann, die am häufigsten gelebt wird[36]. Die Vermischung von Funktionalität und Emotionalität in den drei Frauenrollen verstärkt die verinnerlichte Wirkung der erwarteten weiblichen Eigenschaften und Handlungsmuster, Frauen bleiben den Rollenstereotypen weiterhin verhaftet.

Verhalten sich Frauen nur mütterlich ihren bzw. allen Kindern gegenüber? Werden hausfrauliche Fähigkeiten nur im familiären Haushalt aktiviert? Bleibt das ehefrauliche Potential an den Status der Ehefrau gebunden? Sind familiale Rollen der Geschlechterrolle immanent, sind sie als "Lebensweise" vom Subjekt verinnerlicht? Inwieweit wird diese

Rollenübernahme zum sehnsuchtsvollen Antriebsmotor weiblicher Handlungen und Lebensplanung?

Für die Synthese dieser Rollen in der Person einer einzelnen Frau finden sich im Alltagsleben zahlreiche Beispiele. Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang werden oftmals an der Erwerbstätigkeit von Frauen festgemacht. Der teilweise "Austritt" aus der Familie garantiert jedoch weder eine Veränderung innerhalb familialer Organisation noch die Verdrängung "typisch weiblicher" Eigenschaften und Fähigkeiten, die vor allem den oben beschriebenen Rollenmustern dienen. Im Gegenteil wird unterstellt, daß diese auch in die Erwerbsarbeit einfließen.

"Frauen übernehmen nicht viel von den 'männlichen' Mustern des Denkens und Handelns, wenn sie nur zeitweise 'männliche' Arbeit ausüben. Sie behalten viel eher jenes 'weibliche' Arbeitsvermögen bei, das von der grundsätzlichen Zuweisung zur Hausarbeit bestimmt ist; sie bringen viele dieser anderen, dieser 'nicht- beruflichen' Orientierungen in die berufliche Arbeit ein, wodurch sie anders als Männer berufliche Anforderungen wahrnehmen und anders darauf reagieren." (Beck- Gernsheim 1980, 30)

Von einem "durchschnittlichen" bürgerlichen Frauenleben, das plötzlich einen Bruch hin zur Erwerbstätigkeit und familialer Unbhängigkeit erfährt, erzählt D. Lessing in ihrem Roman "Der Sommer vor der Dunkelheit" (Ausgabe 1981). Das Bild der Mutter, Kate, wird bestimmt durch ihre Beziehung zu den Kindern, sie ordnet sich ganz deren Bedürfnissen unter. Mit den Kindern gibt sie selbstverständlich ihr bisheriges Leben, ihr Studien- und Berufsziel auf. Beim ersten Kind können noch bestimmte Lebensgewohnheiten, die der Unabhängigkeit eines vorfamiliären Lebens entstammten, aufrechterhalten werden. *Ein* Kind konnte z.B. noch überall hin mitgenommen werden, sie fühlte sich in ihrer Freiheit nicht beschränkt. Beim zweiten Kind wird das Leben umorganisiert: Das Ehepaar ordnet sich den üblichen Vorstellungen über Familienleben unter.

"Mit einem Kind waren sie ein junges Ehepaar gewesen, das den närrischen Konventionen, den Forderungen der Gesellschaft noch strahlend, ohne Zwang Tribut zollte. Beim zweiten Kind hatten sich die Akzente verschoben. ... Und bald hatten sie ein Haus, eine Hypothek, ein kleines Auto, eine Putzfrau, die regelmäßig kam, ein Leben, das regelmäßig ablief, alles wegen der Kinder. Es war erstaunlich, wie lange dieses Paar in dem Glauben lebte, all die unwesentlichen Dinge in

seiner Umgebung, Auto, Haus und so weiter, hätten mit ihnen selbst überhaupt nichts zu tun - sie wären nicht ihretwegen da, sondern nur wegen der Kinder." (a.a.O. 85)

Zu einem großen Teil stimmt dies, da Kate von nun an für ihre Kinder "da ist": sie paßt sich dem neuen Rahmen an, wird zur Hausfrau und Mutter mit all den damit verbundenen Fertigkeiten, die sie sich schnell aneignet. Sie diszipliniert sich, vergißt das junge Mädchen, das sie einmal mit ihren Bedürfnissen nach Zuneigung, Anerkennung, mit ihren Fähigkeiten für Sprachen war. Trotz der bildungs- und interessenbezogenen Privilegierung versinkt Kate in ihre Familienaufgaben und macht sich abhängig von den Bedürfnissen und Zuwendungen ihrer Kinder; als diese älter werden, aus dem Haus gehen, hält die entstehende Leere Kate den Spiegel vor.

"Es war ganz natürlich, daß sich die Kinder nur noch soweit für ihre Mutter und deren Probleme engagierten, wie das alle normalen Erwachsenen tun. Aber sie fand, daß die Kinder sich ihr gegenüber pausenlos defensiv verhielten, und zwar in Situationen, in denen sie, Kate, versucht hatte, solche Verteidigungsmechanismen überflüssig zu machen. Sie war von ihrer Umwelt immer wieder in Verhaltensschablonen zurückgedrängt worden, denen sie sich längst entwachsen glaubte." (ebd. 88)

Unerwartet bietet ihr ein Bekannter ihres Mannes einen Job als Dolmetscherin an. Sie wird zur Organisatorin und Reisenden in Sachen "Welternährung". Im Zuge des neuen Lebensstils wird ihr äußeres Erscheinungsbild jugendlicher und eleganter, eingefordert werden ihre in der Familie erprobten Fähigkeiten: Organisationsvermögen, Liebenswürdigkeit, Hilfsbereitschaft, Fürsorge, Kontaktbereitschaft und Anpassung an andere Menschen.[37]

In den privaten Beziehungen dieser Zeit wird sie letztendlich immer wieder zur Mutter. Nach Beendigung ihrer beruflichen Aufgabe fährt sie mit einem jungen Amerikaner nach Spanien, von der Geliebten sieht sie sich mehr und mehr in die Rolle der mütterlichen Fürsorgerin gedrängt. Allein zurück in England durchlebt sie eine schwere Krankheit; ergraut und abgemagert, erholt sie sich in der Wohnung einer jungen Frau. Sie beginnt von sich zu erzählen, bis ihre Gedanken und ihr Reden nur noch um ihre Familie kreisen. Die junge Frau hat in Kate ähnliche Gefühle geweckt, wie sie sie auch ihren Kindern gegenüber verspürt. Sie entscheidet sich, nach Hause, zu ihrer Familie zurückzukehren, den "Sommer vor der Dunkelheit" hinter sich lassend.

D. Lessing schreibt nicht, ob Kate aufgrund dieser Erfahrungen ihr Verhalten in ihrer Familie verändert hat, sicherlich sind ihr verschiedene Zusammenhänge bewußter geworden. Berufliche Eigenständigkeit, das Leben allein und mit anderen (bedeutsamen) Menschen haben sie schließlich wieder in die Familie zurückgeführt.
Welche Relevanz besitzen Berufsausbildung und berufliche Erfahrungen für Frauen, wenn sie sich dann doch für ein Leben als Familienfrauen entscheiden? Oder entscheiden sie sich heute verstärkt für den Beruf, suchen nach Alternativen, ihn mit der Familie zu vereinbaren? Diese Problematik soll im nächsten Punkt dargestellt und diskutiert werden.

1.3. Abhängige Lohnarbeit - ein Weg zur unabhängigen Lebensgestaltung ?

Die bisherigen Ausführungen haben sich an einem Frauenbild orientiert, das Frauen besonders in ihrem tradierten Lebenszusammenhang und den dementsprechenden Rollenstereotypen unterworfen zeigt. Einer derartigen Argumentation werden gesellschaftliche Veränderungen entgegengehalten: sowohl ein wachsendes emanzipatorisches Bewußtsein von Frauen als auch - als gesellschaftlich wahrnehmbares Phänomen - die Verbesserung der Schul- und bedingt auch der Berufsausbildung, sowie eine veränderte Einstellung bzgl weiblicher Erwerbstätigkeit.
In Anbetracht der tatsächlichen beruflichen Situation von Frauen erweisen sich solche Hinweise jedoch als vordergründig. Bislang haben sie kaum zu hinreichenden Veränderungen geführt. So halten Frauen und Männer im Alter von 15 - 30 Jahren zwar einen sicheren Arbeitsplatz gleichermaßen für wichtig (vgl. 6. Jugendbericht 1984, 40), Mädchen besuchen heute allgemeinbildende Schulen länger als früher, schließen im Durchschnitt besser ab als Jungen. Trotzdem verteilen sich die Ausbildungsstellen jedoch immer noch zu einem Drittel auf Mädchen und zu zwei Dritteln auf Jungen, wobei Mädchen durch einen überproportional hohen Anteil an minderqualifizierten Kurzausbildungen nochmals benachteiligt sind.[38] So scheint es kaum verwunderlich, daß Mädchen vollzeitschulische Ausbildungen bevorzugen (vgl. auch Krüger 1985) 1980 besuchten 233 400 weibliche, aber nur 118 600 männliche Jugendliche Berufsfachschulen. Es zeigt sich bei Frauen verstärkt die Tendenz, aufgrund höherqualifizierter Bildungsabschlüsse "lediglich" die

beruflichen Zugangsbedingungen hochzuschrauben. (vgl. 6. Jugendbericht 1984, 18f) Ein höheres Bildungsniveau bedeutet somit nicht unbedingt einen sozialen Aufstieg, sondern vermutlich eher größere, u.U. extrafunktionale Anforderungen im Beruf - mit gleichbleibendem, zumeist niedrigem Sozialprestige.

Bildung und Beruf - so lauteten schon um die Jahrhundertwende Forderungen, an die sich emanzipatorische Hoffnungen knüpften, die Unabhängigkeit und die Befreiung der Frau aus dem häuslich- familialen Gefängnis versprachen (vgl. Brandt u.a. ³1976, 17f / Schmidt- Harzbach 1977, 34 / Kramer 1981, 19). Diese Vorstellungen sind sicherlich berechtigt, wenn frau sie in Richtung finanzielle Unabhängigkeit, freie Entscheidung über ihren Lebenszusammenhang - auch als Wahl und Arrangement zwischen Beruf und Familie - weiterdenkt. Dem gegenüber steht jedoch die gesellschaftliche Realität, die Frauen in ausbeuterische Arbeitsverhältnisse zwang und zwingt (vgl. Friedrich Engels 1977, 164 / Koepcke 1979, 14), sie zu "Zu- und Nebenverdienerinnen" werden läßt, die aufgrund fehlender sozialer Dienstleistungen weibliche Lohnarbeit in Hinblick auf das Familienbudget unrentabel werden läßt, ihnen zu einigen Berufen den Zugang versperrt oder zumindest erschwert. Folglich muß weibliche Berufstätigkeit mindestens unter dem Aspekt ökonomischer Notwendigkeit (und Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft) und ob ihrer emanzipatorischen Wirksamkeit betrachtet werden.

In Zusammenhang mit der traditionellen Weiblichkeitsrolle in Haushalt und Familie erhält Berufstätigkeit im weiblichen Lebenszusammenhang eine andere Bedeutung als im männlichen, zumindest scheint sie in ihrem Lebenslauf anders dimensioniert (vgl. Diezinger u.a. 1982, 238). Die Zeiten traditioneller Arbeitsteilung zwischen weiblicher Haus- bzw. Familienarbeit und männlicher Lohnarbeit hinterlassen deutliche Spuren in der innerfamiliären und in der öffentlichen Diskussion über die Partizipation des Mannes an der familial- häuslichen Arbeit, über Aufgabendifferenzierung und -ausdifferenzierung, über die "Doppel-belastung" von Haushalt und Beruf.

Hiermit verbinden sich zwei Fragestellungen bzgl. der Emanzipation der Frau oder, um es adäquater zu formulieren, bzgl. ihrer veränderten Lebenslage: Inwieweit wirkt weibliche Erwerbstätigkeit sich verändernd auf den familialen Lebensbereich aus? Inwieweit verändert die Möglichkeit weiblicher Berufstätigkeit die Einstellung von Frauen hinsichtlich ihres Selbstbildes, ihres Rollenverständnisses, ihrer

Lebensplanung? Frauen, die zumindest finanziell unabhängig sind - so könnte mann/ frau meinen -, gestalten auch ihre Beziehungen anders, unabhängiger.

1.3.1 Die Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben - zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt

Das Ideal der im Haus tätigen Frauen, der "Nur-Hausfrauen", schwirrt als wirksames Frauenrollenstereotyp sicherlich in manchen Köpfen herum und dient als Einstellungs- "hilfe" über und gegenüber Frauen. Eigenschaften, die Frauen generalisiert zugeschrieben werden, resultieren zumeist aus diesem Tätigkeitsfeld. In der idealisierten Vorstellung des aufsteigenden Bürgertums deutete sich die Manifestierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung an, sie stand und steht der gesellschaftlichen Praxis jedoch gegenüber (vgl. Fischer u.a. 1977, 92) *"Die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit zeigt im Hinblick auf ihren Anteil zwischen 30% und 40% seit 100 Jahren eine deutliche Stagnation. 1882 waren 37% aller Frauen zwischen 15 und 60 Jahren erwerbstätig."* *(Brandt u.a. ²1976, 60)*

Für 1983 wird die weibliche Erwerbsquote mit 34,6% der gesamten weiblichen Bevölkerung angegeben, geändert hat sich allerdings der Anteil in der entsprechenden erwerbstätigen Lebensphase: zwischen 15 und 65 Jahren hatten sogar 50,7% der Frauen Anteil am Erwerbsleben, das entspricht einem Anteil der Frauen von 38,9% an allen Erwerbspersonen (vgl. Statistisches Jahrbuch BRD 1984, 96f)

Das Ideal der "Nur-Hausfrau" spiegelt folglich nur bedingt die gesellschaftliche Realität wider, zumal die Zahl der erwerbstätigen verheirateten Frauen seit 1907 stetig angestiegen ist (vgl. Brandt u.a. ²1976, 61). Die Fixierungen auf die "typischen" Frauenrollen hat weniger zu einer umfassenden Verbannung der Frau ins Haus geführt, denn zu einer Unterprivilegierung weiblicher Berufe und Berufstätigkeit. Dadurch unterliegen Frauen noch anderen Arbeits- und Arbeitsmarktbedingungen als Männer:

- Arbeiterinnen arbeiten "zu 94% als Un- und Angelernte in untergeordneten Positionen", die entsprechende Zahl bei Angestellten liegt bei 72% (vgl. Diezinger u.a. 1982, 227).

- Oftmals stehen Frauen in "ungeschützten Arbeitsverhältnissen", C. Möller schätzt sie auf ca. 3 Mill. (vgl. dies. 1983, 10).
- Die Berufswahl entspricht den Orientierungen einer geschlechtsspezifischen Sozialisation. 1980 wurden zwei Drittel der im dualen System ausgebildeten Frauen "Verkäuferin, Friseurin, Hauswirtschafterin, Bekleidungsnäherin" (vgl. 6. Jugendbericht 1984, 19), bei den Anlernberufen im kaufmännischen und gewerblichen Bereich dominieren ebenfalls die des Bekleidungsgewerbes und der der Bürogehilfin (vgl. Brandt u.a. ³1976, 90).
- Diese geschlechtsbedingte Tendenz setzt sich auch bei höherem Ausbildungsniveau in einer Bevorzugung von "Hege- und Pflegeberufen" (vgl. ebd. 91), die in der Tradition weiblicher Berufstätigkeit stehen[39], fort.
- Das Frauenrollenstereotyp manifestiert sich nicht nur in einem Überhang in bestimmten Berufen, in denen mitunter "typisch weibliche" Fähigkeiten miteingefordert werden, sondern es führt auch zu schlechteren Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt, da bei Frauen wegen ihrer Familienaufgaben eher als bei Männern Diskontinuität im Verlauf des Erwerbslebens unterstellt wird (vgl. Diezinger u.a. 1982, 234).

Zum Mitverdienst, zum Nebeneinkommen wird Frauenlohnarbeit erst unter diesen Bedingungen. Wenn Frauen aufgrund eines "Familienrollenstereotyps" in schlechtere Berufspositionen gedrängt werden als Männer - wobei es in dieser Hinsicht unwesentlich ist, ob dies durch schlechtere (Aus-) bildung oder schlechtere Vermittelbarkeit weiblicher Erwerbstätiger begründet ist - liegt es auf der Hand, daß sie weniger verdienen als Männer[40], daß sie lediglich zu- verdienen. Wenn deshalb die Arbeitsbedingungen eher ausbeuterische als befriedigende sind (vgl. Brandt u.a. ³1976, 119 - 152), ist es Frauen nicht zu verdenken, daß sie in den ihnen zugestandenen und ein "besseres Leben" versprechenden Bereich fliehen: in die Familie und die damit verbundene Arbeit. Nur aufgrund der finanziellen Lage bleibt vielen Frauen dieser Weg versperrt.

"Wenn sich die ökonomischen Motive zur Erwerbstätigkeit auch unterschiedlich im Bewußtsein der Betroffenen darstellen (was häufig als "Konsumzwang" interpretiert wird), so läßt doch allein schon die Durchschnittsrechnung eines Mehrpersonenhaushalts erkennen, daß 2 Personen erwerbstätig sein müssen, will man eine dem gesellschaftlichen Durchschnitt entsprechende Lebensführung verwirklichen". (Brandt u.a. ³1976, 168)

Die ökonomische Notwendigkeit schlägt sich auch im Anstieg der erwerbstätigen Mütter - zwischen 1950 und 1971 immerhin um 351% - nieder. Viele Mütter unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit gar nicht mehr oder allenfalls kurzfristig (vgl. Müller 1983, 17f). So geben auch über 90% dieser Gruppe ökonomische Gründe und nur 5% "Freude am Beruf" als Motiv für ihre Erwerbstätigkeit an (vgl. Brandt u.a. ²1976, 170f).

Das Drittel der weiblichen Bevölkerung[41], das am Erwerbsleben partizipiert, ist in der Mehrheit ebenso aus ökonomischen Gründen dazu gezwungen wie der Anteil der männlichen Erwerbspersonen. Wenn die angebliche Versorgungsinstanz "Familie" die finanzielle Absicherung der Frau so wenig gewährleistet, trifft das Motiv der Existenzsicherung auf ledige, geschiedene und verwitwete Frauen in eben diesem Maße, wenn nicht verstärkt zu (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 58).[42] Trotzdem werden Frauen weniger als Erwerbstätige gesehen, ihre Arbeitsmarktchancen berücksichtigen immer noch eine verstärkte Familienorientierung, d.h. Frauen präferieren angeblich eher familiengebundene Aufgaben als berufliche Wertorientierungen.

Daraus resultiert:

- Frauen werden - entsprechend der Bewertung ihrer Erwerbstätigkeit als "Zuverdienst" und ihrer antizipierten Absicherung durch den "ehe"männlichen "Ernährer" - in die "ökonomische Reserve" gedrängt, um dann in "gesellschaftlichen Notsituationen" und in Situationen produktiver Engpässe wiederbeschäftigt zu werden. Vor dem Hintergrund geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung gilt dies jedoch nicht für alle Tätigkeitsfelder. (vgl. Diezinger u.a. 1982, 236)[43]
- Frauen erweisen sich in ihrer Arbeitsplatzwahl familiengebundener. Durch den (besserverdienenden) Mann und durch die Kinder sind sie ortsgebunden; so läßt eine zeitgebundene Versorgung der Kinder z.B. kaum längere Wege zur Arbeitsstelle zu. Aufgrund dieser Festlegung wechseln Frauen gleichzeitig mit dem Arbeitsplatz oder nach einer Unterbrechung der Erwerbstätigkeit öfter auch den Beruf. (vgl. Heinemann u.a. 1980, 557)[44]
- Mögliche Ausfallzeiten durch Schwangerschaft oder Krankheit der Kinder wirken sich negativ auf die Beschäftigungschancen von Frauen aus, ebenso wie Argumente hinsichtlich körperlicher Schwäche, Schutzmaßnahmen bzgl. Arbeitszeit und Schichtarbeit sowie Vorschriften bzgl. getrennter Räumlichkeiten. Viele dieser Hemmnisse werden dann außer Kraft gesetzt, wenn ein Bedarf an weiblichen Arbeitskräften besteht, z.B. bei Krankenschwestern, für die kein

nächtliches Arbeitsverbot gilt, obgleich deren Arbeit auch jene physische Kraftanstrengung erfordert, die Frauen für andere - "typisch männliche" - berufliche Qualifikationen so oft abgesprochen wird. (vgl. Demmer u.a. 1983, 25)

Die hier zugrunde gelegte Meinung, die sich angesichts von Gleichberechtigungsideen und eines sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandels nicht immer als zulässig erweist, schlägt sich auch im Selbstbild von Frauen und in entsprechenden Identitätsanalysen nieder. *"Für den Mann ist der Verkauf seiner Arbeitskraft auf dem Markt Grundlage der Sicherung seiner Existenz und die soziale Integration durch seine Berufskarriere zugleich die Sicherung seiner sozialen Identität. Für Frauen hingegen ist Berufsarbeit nicht in gleicher Weise identitätsstiftend wie für Männer und nicht in gleicher sozialer Identität verbunden wie Hausarbeit ... Definitionen weiblicher Berufstätigkeit als Mitverdienen, als Voraussetzung ökonomischer Unabhängigkeit, als Verwirklichung eines Interesses an der Arbeit, als Mittel zur Teilnahme an öffentlicher Kommunikation etc. können von den Frauen je situationsspezifisch eingesetzt werden." (Diezinger u.a. 1982, 239)*

Die Diskussion über die identitätsstiftende Kraft von Hausarbeit bzw. Erwerbsarbeit umfaßt ein widersprüchliches Spektrum: klingt bei Diezinger u.a. die Möglichkeit an, daß weibliche Identität eher über die traditionelle Hausfrauenrolle gewonnen werden kann, streitet Menk dies ab, indem sie von "Identitätslosigkeit" spricht (vgl. dies. 1976, 94f). Letzteres verbindet sich mit dem Befund der Studie von Heinemann u.a., Hausfrauen seien stärker als erwerbstätige oder arbeitslos gemeldete Frauen in ihrem Selbstwertgefühl verunsichert (vgl dies. 1980, 316).

Sie sprechen jedoch nicht von Identitätslosigkeit, sondern unterscheiden zwischen der traditionellen und einer an "moderne" Berufsanforderungen angepaßten Geschlechtsrollenidentität. Die Übernahme einer Geschlechtsrollenidentität erweist sich als situationsspezifisch, wobei die traditionelle Geschlechtsrollenidentität nicht nur bei Hausfrauen festzustellen ist, sich aber spätestens mit diesem Status einstellt (vgl. ebd. 287, 536). Bemerkenswert ist die Feststellung, daß alleinstehende Frauen ein besonders niedriges traditionelles Geschlechtsrollenverständnis aufweisen, d.h. das Weiblichkeitsstereotyp realisiert sich vor allem im Zusammenhang mit familialen Bindungen (vgl. ebd. 290).

Letzteres verbirgt sich meist unausgesprochen in allen Versuchen, die sich besonders mit weiblicher Lohnarbeit beschäftigen: dem Unterfangen, den weiblichen Lebenszusammenhang - nämliche Familie oder zumindest eine intensive Partnerbeziehung - mit der Erwerbstätigkeit zu vereinbaren. Von der Arbeitsmarkt- Seite her drückt sich dies z.B. in Teilzeitarbeits- Angeboten aus; auf der Seite feministischer Forschung im Klagelied über "Doppelbelastung" und der Suche nach Alternativen. Bevor ich auf die Frage nach einer möglichen emanzipatorischen Wirkung von Erwerbsarbeit eingehe, möchte ich an dieser Stelle noch kurz das Phänomen "Teilzeitarbeit" erwähnen..

1.3.2. Teilzeitarbeit - zwischen Fraueninteresse und ökonomischem Zwang

Laut einer Mitteilung der Deutschen Hausfrauengewerkschaft fallen jährlich fast ebenso viele Hausarbeitsstunden (rund 50 Milliarden) an wie in der Wirtschaft (52 Milliarden / vgl. FR 19.3.1985). Hausarbeit wird überwiegend von Frauen geleistet; das wirkt sich auch auf das ihnen zur Verfügung stehende Zeitbudget für andere Tätigkeiten, für Erwerbsarbeit aus: die wöchentliche Lohnarbeitsstundenzahl von Frauen liegt durchweg niedriger als die der Männer.[45]
Teilzeitarbeit wird zumeist als die Chance für Frauen angesehen, Familie und Beruf miteinander vereinbaren zu können. Seit Beginn der 60iger Jahre wird eine ständige Zunahme von teilzeitbeschäftigten Frauen verzeichnet, im Mai 1981 waren es 30,3% aller erwerbstätigen Frauen (vgl.Müller 1983, 18). Inzwischen jedoch kann eine Veränderung innerhalb des Stellenbedarfs bei Frauen festgestellt werden: 83% der erwerbslosen, früher teilzeitbeschäftigten suchen eine Vollzeitarbeit (vgl. Böttger 1983, 53). Das mag auch durch die Erfahrung begründet sein, daß Teilzeitarbeit oft stärker belastet, d.h. die Nutzung der Arbeitskraft für den Betrieb effizienter ist - im Gegensatz zum Entlastungseffekt für die Arbeitnehmerin (vgl. Brandt u.a. ³1976,62).
Teilzeitarbeit, definiert als Arbeit mit weniger wöchentlichen Arbeitsstunden als der tarifvertraglich geregelten, aber mit tariflicher Absicherung und Sozialversicherungspflicht, ist für den einzelnen Betrieb in ihrer ökonomischen Effizienz begrenzt. Lukrativer erscheinen dann oft andere Beschäftigungsformen, die institutionali-

sierte sozialpolitische Ansprüche weitgehend ausschalten, d.h. Arbeitgeber ihrer sozialen Verantwortung entheben. Geringfügige Beschäftigungen und Aushilfstätigkeiten zählen zu den typischen Beschäftigungsformen für Frauen. Sie erzeugen ein Bild von Nebenverdienst zur relevanteren Lohnarbeit des männlichen Ernährers. Hierbei können die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung (bei bis zu 19,9 Stunden wöchentlicher Arbeitszeit) und zur Kranken- und Rentenversicherung (bei weniger als 15 Stunden) eingespart werden. Immer stärker werden auch auf Kapovaz (kapazitätsorientierte variable Arbeitszeit) beruhende Beschäftigungsverhältnisse eingegangen; dies betrifft besonders den Einzelhandel. Charakteristisch für diese Form sind keine festgelegten Arbeitszeiten und mehr oder minder die Abrufbarkeit der Beschäftigten nach dem betrieblichen Spitzenbedarf bei garantierten Arbeitsstundenzahlen (vgl. Möller 1983, 8f). Durch die Ausbreitung derartiger Beschäftigungsverhältnisse findet eine indirekte Verkürzung der Gesamtarbeitszeit statt, die vor allem Frauen betrifft und die im Gegensatz zu einer direkten Arbeitszeitverkürzung keine finanziellen Einbußen für die Arbeitgeber mit sich bringt (vgl. Müller 1983, 10).

Die Forcierung weiblicher Teilzeitarbeit sehen manche Frauen auch durch die Einführung neuer Technologien gegeben. Die Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt durch die Verbreitung neuer Technologien bedürften jedoch einer differenzierteren Betrachtung, da sie nicht ausschließlich ein frauenspezifisches Problem darstellen. Frauenspezifisch werden sie auf zwei Ebenen: Zum einen, indem auch frauenspezifische Arbeitsbereiche betroffen sind, zum anderen, indem Frauen geneigt sind, in der Diskussion Technologiefeindlichkeit und Machtgläubigkeit zu demonstrieren. So werden in frauenwissenschaftlichen Beiträgen zur Frauenerwerbstätigkeit die möglichen Folgen der beginnenden Rationalisierungswelle im Verwaltungs- und Dienstleistungssektor erahnt[46], die Einführung neuer Informations- und Kommunikationstechniken lassen Entlassungen und einen steigenden Bedarf an niedrigqualifizierten Arbeitskräften bzw. ein weiteres Auseinanderklaffen der beruflichen Qualifikations- Schere erwarten. Ferner deutet sich eine Verlagerung des Arbeitsplatzes an: Heimarbeit am Computer (vgl. Böttger 1983, 55 - 62). Regelungen, die Bildschirmarbeit auf 4 - 6,5 Stunden täglich begrenzen, verweisen auf die Forcierung von Teilzeitarbeit (vgl. ebd. 65, 52). Treffen diese Analysen zu, so werden gerade auch mit zunehmender weiblicher

Teilzeitarbeit schlechtere Arbeits(markt)bedingungen für Frauen manifestiert: sie bleiben Mitverdienerinnen, Aufstiegsmöglichkeiten bleiben ihnen weitgehendst verschlossen.[47]

Derartige Auseinandersetzungen mit dem Thema versperren den Blick für die Möglichkeiten und Entwicklungstendenzen, die sich gesamtgesellschaftlich erschließen. Überwiegend (?) von Männern werden inzwischen die Konsequenzen für gesellschaftliche Strukturen durchdacht, werden Fragen nach Umorientierungen bzgl. der Bewertung von Arbeit, nach der Umstrukturierung von Arbeitszeit und materieller Versorgung gestellt. Unser Verhältnis zu Maschinen, die Determination unserer Lebensbedingungen werden untersucht, mögliche Veränderungen nicht nur in Bezug auf berufliche Qualifikationen, sondern auch bzgl. unserer Lebensqualifikationen und zwischenmenschlicher Beziehungen werden aufgezeigt (vgl. z.B. Bamme u.a. 1983). Kern/ Schumann haben das veränderte Verständnis von Arbeitskraft und Qualifikation aufgewiesen, das in der Industrie zu verzeichnen ist: Der Arbeitsplatzvernichtung steht eine "wachsende Wertschätzung von Qualifikationen und fachlicher Souveränität" gegenüber (vgl. dies. 1985, 386, 389). Die Verweigerung einer differenzierten Auseinandersetzung mit veränderten Arbeitsbedingungen und der Aneignung veränderter Qualifikationen, der Aufbau eines Schreckgespenstes "neue Technologie" beweist (leider) nicht nur das defizitäre Technikverständnis von Frauen, sondern unterminiert ihre Chancen, auf dem Arbeitsmarkt gleichzuziehen, am gesellschaftlichen Wandel aktiv zu partizipieren.

Der "düsteren" Zukunftsperspektive steht neben einigen realen Tendenzen, vor allem des Anstiegs des Bildungsniveaus bei Frauen, die Vorstellung der selbständigen, unabhängigen, selbstbewußten Frau, einer emanzipatorischen Entwicklung durch die Unabhängigkeit des Berufes entgegen.

1.3.3. Frauenerwerbstätigkeit - Sprungbrett zur Emanzipation ?

Das Thema der Frauenerwerbstätigkeit, der Arbeitssituation von Frauen umfaßt mannigfache Aspekte, eine umfassende Analyse wird in dieser Arbeit jedoch nicht intendiert. Als Einstimmung sollte die vorangegangene Betrachtung genügen. Frauen, die am Erwerbsleben teilhaben, unterliegen nicht nur eben solchen problematischen Bedingungen wie ihre männlichen Kollegen, sondern auch jenen, die aus einer tradierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung resultieren, so wie - immer noch nicht auszuschließenden - Diskriminierungstendenzen.
Gegenstand dieser Arbeit ist jedoch - ausgehend von der Situationsbeschreibung - die Frage nach dem gesellschaftlich-immanenten Veränderungspotential. Hierher gehören emanzipatorische Gleichberechtigungsforderungen. Oft diffamiert als pure Gleichmacherei, als konkurrierender Verdrängungsprozeß auf männlichem Territorium, verbergen sich hinter solchen Bestrebungen andere Hoffnungen: die Veränderung der weiblichen Lebenssituation, die Überwindung von Abhängigkeitsverhältnissen.
Agnes Heller urteilt über einen feministischen Kampf gegen Männer als eine Umkehrung der traditionellen Geschlechtertrennung. *"Wenn wir das Bedürfnis haben, gegeneinander zu kämpfen, kann das niemals bedeuten, daß wir gleich sind. Stattdessen sollten wir Frauen Ausdrucksformen finden, in denen sich unsere Gleichheit und Gleichberechtigung manifestiert, um vermittels dieser unserer Praxis an einem gemeinsamen Kampf teilnehmen zu können." (dies. 1981c, 205)* Gemeint ist hierbei eine Verbesserung menschlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen.
Die Situation berufstätiger Frauen kann gegenpolig beschrieben werden. Der eigene Beruf, das eigene selbstverdiente Geld bieten in einer geldwirtschaftlich und konsumorientierten Gesellschaft einen hohen Grad an (materieller) Unabhängigkeit an, auf der Ebene des Selbstverständnisses kann dies sicherlich freier für die Wahrnehmung und Umsetzung eines bedürfnisorientierten Handelns machen. Damit will ich diejenigen nicht- erwerbstätigen Frauen keineswegs ausschließen, die sich in ihrer familialen Lebenswelt unabhängig und selbständig fühlen, d.h. sich selbst- entprechend und i.S. gesellschaftlicher Anforderungen lebenspraktisch handeln. Finanzielle Selbständigkeit impliziert jedoch eine größere Unabhängigkeit innerhalb "privater" Beziehungen zu einem Lebens- und Liebespartner, zum "Familienversorger". Das Image der

Zuverdienerin, die im Vergleich niedrigeren Löhne (vgl. Müller 1983, 19) unterminieren diese Tendenz.

Abgesehen davon, daß Beziehungen zumeist verstärkt psychische, immaterielle Abhängigkeiten innewohnen, drängt sich die Frage auf, ob Lohnabhängigkeit nicht doch nur auf ein weiteres Abhängigkeitsverhältnis verweist, Erwerbstätigkeit generell weitere Anpassungsleistungen verlangt, ohne Freiräume zu schaffen? Sinkende Krankmeldungen angesichts steigender Arbeitslosenquoten, die Bereitschaft, unterqualifizierte Arbeitsstellen anzunehmen (vgl. Heinemann u.a. 1980, 571), erwecken den Eindruck einer lohnabhängigen Unterordnung unter entfremdete sozial- ökonomische Zwänge; das öfter gebrauchte Schlagwort der "Doppelbelastung" der Frau zwischen Haushalt und Beruf unterstellt dies verstärkt für den weiblichen Bevölkerungsanteil.

Emanzipation durch (Lohn-)arbeit erweist sich unter diesen Aspekten als fragwürdig. Die Forderung nach gleichen Berufschancen für Frauen ist - dem Gleichberechtigungsprinzip folgend - absolut berechtigt, gleichzeitig jedoch gilt es - gemeinsam mit Männern - die Arbeitsbedingungen zu hinterfragen und gegebenenfalls für ihre Veränderung zu kämpfen. Die Forderung von A. Heller geht darüber hinaus: sie impliziert die Einbringung eines "typisch weiblichen" Anteils in die Arbeitswelt. Die Kritik, gerade dieser Gesellschaftsbereich sei von Männern geprägt und erschwere den Frauen den Zutritt, deutet auf ein Aktivierungspotential hin, weibliche Fähigkeiten und Bedürfnisorientierungen am Arbeitsplatz durchzusetzen. Feministische Wissenschaft z.B. wird nicht "unwissenschaftlich", auch wenn sie z.T. andere Fragestellungen aufwirft und indem sie bestimmte Forschungsmethoden und Darstellungsweisen bevorzugt. Wissenschaftlerinnen sind durch ihren Bildungsgrad, das Wissen um Durchsetzungs- und Umsetzungsmöglichkeiten privilegiert; der Freiraum in höherqualifizierten Berufen, selbständiger zu arbeiten und somit seltener vorgeschriebenen Handgriffen und Handlungsanweisungen zu folgen, hat sicherlich die Aktivitäten von Frauen unterstützt, sich in Gruppierungen zusammenzuschließen, eigene Tagungen durchzuführen, Projekte zu initiieren u.ä.m. Ich möchte richtungsweisend ein Zitat aus Beck- Gernsheim anführen, um zu verdeutlichen, daß es um Veränderungen innerhalb der Arbeitswelt, am Arbeitsplatz gehen muß und nicht nur um emanzipatorische Veränderungen durch Lohnarbeit.

"Wenn wir die Frauen in alle Hierarchiestufen der Universität (der

Berufswelt insgesamt) bringen wollen, müssen wir etwas viel Radikaleres unternehmen als das, was die meisten Pläne zur Durchsetzung von Gleichberechtigung je im Sinne hatten: wir müssen die heute vorherrschende geheime Koalition zwischen der Universität (der Berufswelt) und ihrer Dienstleistungsinstitution Familie aufsprengen ... Wenn wir diese Veränderung schaffen, werden wir in die akademische Welt (und die sonstige Berufswelt) einige Werte einbringen, die früher den besonderen Bereich der Frauen ausmachten. ... Es sind ja nicht einfach die Frauen, es sind einige der 'weiblichen Werte', die unterdrückt und verdrängt wurden. Uns fehlen nicht einfach Rollenmodelle, die mehr oder minder zufällig weiblichen Geschlechts sind, sondern uns fehlen Beispiele für dieses andere Ethos." (Hochschild zit. in Beck- Gernsheim 1980, 256).

A.R. Hochschild weist ferner darauf hin, daß als erster Schritt die Reflexion darüber notwendig ist, welche "weiblichen" Werte Frauen bewahren, im Arbeitsbereich verankern wollen. Es existieren Attributionen, die inzwischen als "typisch weiblich" gelten, die Frauen unter den geschlechtsspezifischen Bedingungen der Arbeitsteilung eher als Männer gepflegt haben. Unter diesem Aspekt bedeutet emanzipatorische Frauenarbeit auch den kooperativen Austausch derartiger Fähigkeiten, Perspektiven und Bedürfnisse.

Kennzeichnend für viele feministische Betrachtungen über die Erwerbstätigkeit von Frauen ist die enge Verbindung von Beruf und Familie. Herrscht im traditionellen Gesellschaftsbild die Meinung vor, Frauenarbeit, d.h. Familien- und Hausarbeit, sei die notwendige Ergänzung zur Lohnarbeit des Mannes, so spricht E. Beck- Gernsheim von der Notwendigkeit, dem berufstätigen Mann (Menschen) familiale Hintergrundsarbeit abzunehmen (vgl. a.a.O. 101), und sie sucht nach Möglichkeiten, Beruf und Familie in einer Person/ in der Frau zu vereinbaren. Mit dieser Intention zitiert sie A.R. Hochschild an einer anderen Stelle. Sie beschreibt, wie diese ihr Kind ins Institut - ihren Arbeitsplatz - mitnimmt. Darin spiegelt sich weniger die belastete Notwendigkeit als die privilegierte und dennoch kaum zugelassene Möglichkeit wider, die sich aufgrund der Rahmenbedingungen an ihrem Arbeitsplatz bietet (vgl. ebd. 144f).

Diese Versuche bilden die Lebenspraxis von Frauen ab, denn selbst Frauen, die nach einer Veränderung der weiblichen Lebenswelt streben, stellen die Familienorientierung nicht infrage - d.h. jedoch nicht, daß es keine Frauen gäbe, die Kritik und Ablehnung äußerten. Die

Bestrebungen, institutionalisierte oder zumindest bindende und dauerhafte Beziehungen einzugehen, verschieben die Pole Abhängigkeit/ Unabhängigkeit auch bei erwerbstätigen Frauen hin zur Abhängigkeit. Eigenständigkeit im Beruf und finanzielle Unabhängigkeit sind sicherlich Voraussetzungen für eine emanzipatorische Veränderung weiblicher Lebenspraxis, sie bieten allerdings keine Garantie auf Erfolg - von daher müssen Hausarbeit und Beziehungs- bzw. Familienorientierung innerhalb der Betrachtung weiblicher Erwerbstätigkeit mitberücksichtigt werden.

1.3.4. Über die Vereinbarkeit von Hausarbeit und Erwerbsarbeit

*"Denn Berufsarbeit ist nur die historische neue - und damit zunächst ins Auge springende - Form der Existenzsicherung. Aber sie kann die Existenzsicherung nie alleine tragen, sondern bleibt immer angewiesen auf einen weiten Bereich anderer Anforderungen, Tätigkeiten und Aufgaben, die außerhalb und jenseits der Berufsarbeit sich stellen: auf etwas, was man (da ein entsprechender Begriff bisher fehlt) **'private Alltagsarbeit'** nennen könnte." (Beck- Gernsheim 1980, 50)*

E. Beck- Gernsheim vertritt die Auffassung, daß ohne die "private Arbeitsleistung" die Berufsarbeit nicht realisierbar sei, daß das Ausmaß geleisteter Erwerbsarbeit abhängig ist von der sich im privaten Schattendasein vollziehenden Arbeit. Im Klischee formuliert bedeutet dies: männliche Berufsarbeit ist angewiesen auf weibliche Haus- und Familienarbeit, Männer werden sozusagen weitgehendst freigestellt von unbezahlter Alltagsarbeit. Angesichts einer geringeren Wochenstunden-Arbeitszeit von erwerbstätigen Frauen trifft dies auch bei einem höheren Anteil weiblicher Berufstätiger zu. Frauen erscheinen im Zwielicht bezahlter und unbezahlter Arbeit, Männer klar auf der Seite der bezahlten Arbeit.

Beide Arbeitsbereiche weisen eher Zwangscharakter, Entfremdungsmerkmale auf (vgl. auch Bennholdt- Thomsen 1983, 212), als daß sie im Individuum emanzipatorische Kräfte freisetzten. Gerade bei niedrig qualifizierten Berufen lockt die traditionelle Hausfrauenrolle, der Rückzug in die Familie erscheint für diese Frauen zumindest als das "kleinere Übel" (vgl. Beck- Gernsheim 1980, 35).[48] Hieraus läßt sich als Gefahr

formulieren, daß Frauen leicht in die ihnen vorgegebenen Rollenidentitäten fliehen können; möglicherweise verbirgt sich dahinter jedoch auch die Chance, sich zwischen den Arbeits- und Lebensbereichen entscheiden zu können. Um die eigenen Fähigkeiten wissend, verlockt die Möglichkeit, sich fremdbestimmter Abhängigkeiten weitgehendst zu entziehen, dem einen das andere entgegensetzen zu können.

Im realen Lebenszusammenhang scheint oft weniger Entscheidungsfreiheit zu herrschen: aufgrund der gegebenen Strukturen meint die Entscheidung für die Familie meist auch die Entscheidung für die Abhängigkeit, zumindest für die finanzielle. Sowohl angewiesen auf materielle Mittel und auf soziale Anerkennung - die immer noch verstärkt aus dem Beruf, der Berufstätigkeit resultieren und per Wortbedeutung verständlicherweise nicht aus "privaten" Leistungen -, als auch angewiesen auf die Zuneigung und emotionale Beachtung von bedeutsamen Mitmenschen - was sich eben gerade auf "private" Leistungen bezieht und sich in der Institution Familie oft genug als ein konstruiertes bzw. sozialdefiniertes Scheingefühl herausstellt -, kommen wir nicht umhin, eine zerteilte Welt in uns zusammenzufügen.

Diese Möglichkeit wird auch in einigen Frauenbiographien dokumentiert: Die Veränderung der Frau hin zur Berufstätigkeit unter der Voraussetzung, sich auf diese Welt einzulassen, diese nicht als Notwendigkeit, als Zwischenstation zu bewerten, sondern sich darin auch zu engagieren, wirkt sich auch auf das sozial- familiale Umfeld der Frau aus.

"Heute ist Christa Winterfeld volltags berufstätig. Kinder und Mann haben sich inzwischen nicht nur damit abgefunden, sie sind sogar stolz darauf. Mehr noch: sie sind erleichtert. Die Kinder sind heute selbständiger, weil die Mutter weniger Zeit hat und weniger Grund zum 'Beglucken'. Der Mann fühlt sich freier, weil er finanziell nicht mehr allein verantwortlich ist für die Familie." (Schwarzer 1984, 108) Den Haushalt hat sie inzwischen rationalisiert, an der Bewältigung der Aufgaben sind alle beteiligt.

Hausarbeit wird von erwerbstätigen Frauen durchschnittlich mit weniger Zeitaufwand erledigt als von "Nur"- Hausfrauen, letztere können sich die Vereinbarkeit von Haus- und Berufsarbeit kaum vorstellen (vgl. Heinemann u.a. 1980, 177). Das Stereotyp der "ausgelasteten" Hausfrau wird hier voll internalisiert, der Rückzug auf die traditionelle Rollenidentität wird zur existentiellen Legitimierung.

Andererseits ist es nicht zu leugnen, daß vor allem die

Kleinkinderbetreuung zeit- und arbeitsintensiv ist, diese - immer noch im größeren Ausmaß - Frauenarbeit legt die Annahme einer schlecht zu verwirklichenden Partizipation in beiden Arbeitsbereichen nahe. Z.T. läßt sich diese Vermutung an den diversen Versuchen ablesen, diese Zwickmühle mittels Forderungen bzgl. einer Umgestaltung der Erwerbsarbeit und/ oder einer verbesserten öffentlichen Kinderbetreuung zu durchbrechen. Abgeschwächt wird sie durch die Realität: begründete früher die Heirat eine Unterbrechung bzw. die Aufgabe weiblicher Erwerbstätigkeit, so hat die Geburt eines Kindes diesen Entscheidungsfaktor statistisch verdrängt, aber: immer mehr Mütter bleiben berufstätig oder kehren noch innerhalb der ersten zwei Jahre in den Beruf zurück (vgl. WiSta 2/1977, 89f / Müller 1983, 17f).[49]

Abgesehen von ökonomischen Gründen - der Notwendigkeit einer gemeinsamen Familien-Finanzierung, einer Arbeitsmarktsituation, die zum Kampf und zum Erhalt von Arbeitsplätzen zwingt - könnte auch eine Einstellungsänderung zu dieser Tendenz beitragen: die Einsicht in die Bedeutung einer finanziell unabhängiger machenden Arbeit und das Interesse, einen eigenen Bereich nicht aufzugeben, was auch der intendierten Situation gerade bei höherqualifizierten weiblichen Berufstätigen entspricht (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 73f). Haushalt und Familie müssen der Berufstätigkeit von Frauen folglich nicht entgegenstehen. Ihr Einfluß auf die weibliche Lebensplanung ist jedoch unverkennbar, die Familienorientierung fließt in ihre Berufsentscheidungen ein: bei der Berufswahl, im Bewußtsein über ihr berufliches Engagement (vgl. ebd. 76, 84, 93f).

*"Frauen sind geradezu **angewiesen** darauf, daß irgend etwas dazwischen kommt, was den normalen Ablauf stört, die Zuweisung zur Familienrolle aufbricht. Geht alles nur seinen üblichen Gang, dann ziehen sie sich frühzeitig aus der Berufstätigkeit zurück oder bleiben irgendwo im unteren bis mittleren Bereich stecken. Um da herauszukommen, brauchen Frauen viel mehr als bloß Zufälle. Sie brauchen oft die ganz unerwarteten, aller Wahrscheinlichkeit widersprechende Ereignisse, die die Normalbedingungen außer Kraft setzen und die Verhältnisse grundlegend verrücken - **Ausnahmesituationen** eben." (Beck-Gernsheim 1980, 157)*

Diese Ausnahmesituationen müssen aber nicht immer nur durch das Entgegenkommen anderer und ihren Glauben an uns geschaffen werden. Die Widerstände, die sich aus dem traditionellen Frauenbild ergeben, sind groß. Auf der einen Seite versperren sie Frauen den Zugang mit

Argumenten wie "die potentielle oder reale Mutterschaft sei zu unsicher", auf der anderen Seite versinkt das weibliche Engagement in internalisierter Hoffnungslosigkeit, in eben der Übernahme jener Klischeevorstellungen, möglicherweise hinkt diese sogar der Realität hinterher.[50] Der sich abzeichnende, allerdings sich langsam vollziehende Wandel ist u.U. auch noch nicht ins weibliche Bewußtsein gerückt. Um es überspitzt zu formulieren: Warum orientieren wir uns nicht an der Frau, die Berufskarriere gemacht hat, anstatt an der Hausfrau und Mutter? (Es ist klar, daß auch nicht alle Männer Wirtschaftsboß werden, ebenso wenig wie wir Prinzessin.) Wir müssen nicht unbedingt den Mann heiraten, der zuhause seine "Pascha- Allüren" ausleben will.[51] Vielleicht ist es nur bequemer, die Unsicherheiten der Unabhängigkeit nicht zu leben?[52]

1.3.5. Berufskarriere - Zuflucht in eine neue Rolle oder Suche nach einer autonomen Identität ?

Weiblichkeit, weibliche Attribute werden auch dort von Frauen verlangt, wo sonst angeblich "männliche" Leistungskriterien vorherrschen; besonders in Frauenberufen werden - ungeachtet einer rationalistisch geprägten Arbeitsumwelt - "extrafunktionale Qualifikationen" mit abgerufen (vgl. Diezinger u.a. 1982, 234 / Cadura- Saf 1982, 207). Die Grenzen sind jedoch fließend. Inwieweit gehören einige "typisch weibliche" Eigenschaften tatsächlich zu bestimmten Berufsbildern? Wo verkehren sich Ausgrenzungen in den Verlust von Weiblichkkeit oder Menschlichkeit am Arbeitsplatz? Es spielt sicherlich unter dem Aspekt von Leistung keine Rolle, ob eine Sekretärin gut aussieht und Kaffee kochen kann, Kontaktbereitschaft und kommunikative Flexibilität mögen allerdings in manchen Positionen erforderlich sein; eine hilfsbereite Krankenschwester kann oft mehr Gesundungswillen wecken als ihre perfektionierte, kenntnisreiche Kollegin.[53] Unser Bestreben sollte folglich nicht auf Verweigerung abzielen, sondern darauf, die Anerkennung solcher Qualifikationen innerhalb des Berufsbildes zu erkämpfen. Für Frauen bedeutet dies, sich ihre Fähigkeiten und deren Bedeutungen bewußt zu machen.
Aus dem Blickwinkel eines traditionsorientierten Bewußtseins scheinen

Frauen weniger in der Berufswelt verankert. Obwohl realiter auch dort partizipierend, zielt ihre Lebensorientierung auf einen anderen Bereich, auf andere Rollen ab. So werden sie zu "Mitläuferinnen", zu Mitverdienerinnen, ohne ihre Position, ihre Zugehörigkeit erkennen zu können, und die sie - i.S. patriarchalisch- kapitalistischer Ausbeutung, der situativen Verfügbarkeit eines Arbeitskräftepotentials (vgl. Diezinger u.a. 1982, 235f , 239 / Eckart 1982, 27) - auch nicht erkennen dürfen. So gesehen entbehrt die berufstätige Frau einer eigenen Rollenidentität: Dies impliziert Chance und Gefahr zugleich. Weniger festgelegt, muß sie sich aktiv um Orientierungen, um die Findung eines Selbstbildes kümmern und/ oder sie überträgt vorgegebene Muster auf ihr Selbst, indem sie der Geschlechtsrolle verhaftet bleibt oder sich Indizes männlicher Berufsrollen entleiht. Der Weiblichkeit, ihrem Charme und ihrer Raffinesse, ihrer "liebenswürdigen" Mütterlichkeit steht die rationalistische Konkurrenz, "männliche Berufssicherheit" gegenüber.

Letzteres heißt nicht, daß Männer keine Schwierigkeiten hätten, nie an ihre Grenzen stießen; das Bild impliziert es jedoch in dieser Art. Da Frauen oft zusätzliche Leistungen vollbringen müssen, um in die Positionen ihrer männlichen Konkurrenten aufzusteigen (vgl. Benard, Schlaffer 1984, 170 / Beck- Gernsheim 1980, 215, 243), verwundert es kaum, in welchem Maße sie sich oft anpassen und ihre Identität als Frau verdrängen. Unter diesen und ähnlichen Gesichtspunkten scheint die berufsorientierte, finanzielle Unabhängigkeit teuer erkauft, die hoffnungsvolle Alternative erstarrt auf fremdem Territorium, sie steht in der Gefahr einer angepaßten Unterordnung unter fremdbestimmte Mechanismen, die der individuellen Entfaltung ebenso entgegenstehen wie die Fixierung auf die Weiblichkeitsrolle.

*"Berufsarbeit bedeutet zunächst also eine **Entwicklung** der Person in ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten. ... Berufsarbeit (bedeutet) immer auch ein **Abschneiden individueller Entwicklungen und Fähigkeiten**, sie verlangt eine tiefgreifende Einengung und Einseitigkeit des Lebens. Denn alles, was nicht zur Berufsarbeit gehört, wird unter dem Druck der beruflichen Anforderungen tendenziell storend. Verdrängt werden müssen deshalb viele konkret- sinnliche Lebensäußerungen - Momente wie Spontanität, Gefühl, Neugierde, Phantasie (sofern sie nicht unmittelbar berufsbezogen verwertet werden). Immer wieder aufgeschoben werden muß die Entwicklung eigener, breiter angelegter Interessen und Fähigkeiten, die den Rahmen der beruflich geforderten Kenntnisse sprengen. Und*

abgegeben werden muß schließlich auch die private Alltagsarbeit, zumindest zu einem großen Teil." (Beck- Gernsheim 1980, 76f)

Wer 6, 8 oder mehr Stunden am Tag erwerbstätig ist, kann von den beruflichen Anforderungen nicht unberührt bleiben; daraus resultieren allgemeinere Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen, auf das Recht einer den eigenen Interessen entsprechenden Berufswahl und -gestaltung. Im Hinblick auf eine angestrebte Selbständigkeit und zumindest relative Unabhängigkeit kann die Frage nicht lauten: weibliche Berufstätigkeit - ja oder nein?, sondern: welche Bedeutung messen Frauen ihrem Beruf bei?

Aufgrund des individuellen Gehaltes von Bedeutungszuschreibungen können an dieser Stelle allenfalls Tendenzen, Beispiele aus der weiblichen Lebenspraxis aufgezeigt werden. So sind laut E. Beck- Gernsheim verheiratete Frauen, die zudem noch im Beruf erfolgreich sind, zufriedener als "Nur"- Hausfrauen und auch als erfolgreiche Alleinstehende (vgl. a.a.O. 184); das mag mehrere Gründe haben: zum einen unterstelle ich ein starkes menschliches Bedürfnis nach emotionaler Geborgenheit, das im Berufsbereich nicht befriedigt wird, das aber in der ehelichen Beziehung implizit zugesichert wird, zum anderen erfüllt die verheiratete Frau eher gesellschaftliche Erwartungen bzgl. ihrer Geschlechtsrolle (vgl. ebd. 168). Dennoch sind Frauen, die in der Berufshierarchie aufgestiegen sind, oft ledig, bzw. wenn sie verheiratet sind, bekommen sie im Vergleich zu anderen Frauen weniger Kinder, gar keine und/ oder zu einem späteren Zeitpunkt (vgl. ebd. 198). Die Berufskarriere ist voll in ihrem Lebenskonzept berücksichtigt und spielt dort eine gravierende Rolle.

Das Verhalten und die Einstellung gegenüber Männern bleibt vom weiblichen Berufsengagement nicht unberührt. Beruflicher Erfolg verheißt eine unabhängigere Position in unseren Beziehungen, allein schon weil die soziale Anerkennung nicht nur von einem einzigen Menschen abhängt, vielleicht auch weil sie gesellschaftlich-generalisierten Kriterien folgt. N. Friday gibt zwei Beispiele, die den Faktor "Psyche", "emotionale Abhängigkeit" betonen. In dem einen geht es um eine Journalistin, die, aus Angst, wieder alten Abhängigkeiten zu verfallen, sich kaum noch als bindungsfähig erweist und von daher in die Arbeit flieht. Die andere Frau fühlt sich von ihrem männlichen Bezugspartner durch ihren Erfolg abgetrennt, zeigt Einsamkeitsgefühle und Verlustängste (vgl. Friday 1982, 343f).

Berufstätigkeit als Feld, das sich Frauen erst noch aneignen müssen,

bedarf sicherlich noch vielfältiger, kritisch- reflexiver Anstrengungen. Ausgehend von einer kurzen Skizzierung der Situation weiblicher Erwerbstätiger habe ich versucht, einige Tendenzen, Gefahren und mehr oder minder individuelle Lösungsversuche aufzuzeigen. Wenn Frauen ihre Lebenswelt verändern wollen, werden sie nicht umhinkommen, sich mit der Beziehung zwischen weiblichem Selbstbild, Geschlechtsrollenidentität und Berufstätigkeit auseinanderzusetzen. Die Konsequenzen, die solch eine Entwicklung auf die Beziehung zu uns und zu anderen zeitigen, können den Rahmen der Spekulation kaum verlassen, auch wenn sie auf schon praktizierten, gesellschafts- immanenten Beispielen beruhen.
Ich möchte dem Dargestellten ein Zitat von N. Friday hinzufügen, in dem sie zu Aktivität und Reflexion auffordert, weibliche Unabhängigkeitsbestrebungen forcierend.
"Eine der großen Anklagen in unserer Zeit lautet: Frauen werden behindert, weil 'die Männer uns keine Chance geben'. Zuweilen stimmt das. Sehr häufig sind es weder die Männer noch die Gesellschaft, die uns behindern. Wir tun es selbst. Wenn das Ziel von Frauen Selbständigkeit ist, müssen wir verstehen, weshalb wir es aus Gründen, die in uns selbst liegen, erreichen oder nicht - ohne die bequeme Entschuldigung männlicher Böswilligkeit." (a.a.O. 343)

1.4. Die trügerische Sicherheit familialer Beziehungen

"Wenn Sie nicht heiraten wollen, haben Sie dann keine Angst, später allein zu sein?"
Diese Frage wird vermutlich nicht nur mir, sondern auch anderen Frauen gestellt. Ehemann, Kinder sind zur einzigen Alternative avanciert, dem Leben in dieser "beziehungslosen", anonymen Welt einen emotionalen Gehalt zu geben. Jetzt jung, möglicherweise gut aussehend, findet sich immer noch ein (männliches) emotionales "Wärmepolster".
"Am schlimmsten dran - darüber herrscht Einigkeit unter allen Altersforschern - sind nicht die Menschen, die immer schon allein gelebt haben, sondern im Gegenteil die kurzfristig Verwitweten. Das sind international mindestens doppelt so viele Frauen wie Männer über Fünfundsechzig, in der Bundesrepublik wohl noch mehr. Erst recht geht es diesen Frauen dann schlecht (übrigens auch finanziell), wenn sie ihr

Leben lang nur auf den Partner und auf die Familie fixiert waren." (Schreiber 1978, 129)

Familie und insbesondere die Ehe bilden also keineswegs die Lebensversicherung für Zweisamkeit und Geborgenheit. Zwar werden die meisten Ehen durch den Tod des Partners/ der Partnerin gelöst, aber Scheidungen werden mehr und mehr zur realistischen Möglichkeit, den Fesselungen einer enttäuschenden Ehe zu fliehen. So wurden in der BRD 1982 insgesamt 118 483 Ehen gerichtlich gelöst, davon wurden jedoch nur 37 161 Anträge von den Männern, aber 71 101 von den Frauen und 10 221 von beiden Partnern gestellt (vgl. Statistisches Jahrbuch BRD 1984, 79).

Frauen müssen zumindest im Alter damit rechnen, des Schosses der ehelich- familialen Geborgenheit verlustig zu gehen. Den Behauptungen zum Trotz, der Platz der Frauen sei in ihren Familien, scheinen sie sich in dem neuen Stadium der "Bindungslosigkeit" auch noch besser zurecht zu finden als Männer (vgl. Kloehn 1982, 33f). Die Gründe, Ehen zu schließen und an ihnen - selbst mit gewalttätigen Männern - festzuhalten, können folglich kaum auf eine sonstige teilweise "Lebensunfähigkeit" zurückzuführen sein, sie sind vielmehr zu einem großen Teil in antizipierten, idealisierten Vorstellungen (auch verinnerlichter Ängstlichkeit) zu suchen (vgl. Metz- Göckel 1979, 423). Im Widerspruch zu ihren tatsächlichen Fähigkeiten fürchten sich Frauen vor den Ungewißheiten nach einer beendeten Beziehung, verspüren Existenzängste (vgl. Brückner 1983, 109).

"Je weniger Entfaltungsmöglichkeiten Frauen gelassen werden, desto mehr setzt sich ihre gesellschaftliche Ohnmacht in private familiale Macht um, desto mehr wird das Leben ihrer Kinder zu ihrem Leben. Sie werden die Besitzerinnen privaten Glücks, der Quell aller Emotionen und des Trostes. Sie sind die Gebenden, die anderen bekommen und werden damit zu Bittenden oder Fordernden, immer aber Abhängigen. Diese Rolle der Frau, andere emotional zu retten und durch "Liebe" zu wirken, legt sie auf ein Leben durch andere fest und konstituiert wiederum ihre eigene Abhängigkeit." (Brückner 1983, 171)

Liebe wird zum Synonym emotionaler Abhängigkeiten. Im Zwielicht der Abhängigkeiten wird das, dessen wir bedürfen, nämlich emotionaler Anerkennung, Geborgenheit, Zärtlichkeit, emotionalen Verständnisses, Wärme usw., teuer erkauft, es wird zum routinisierten Geschäft, per Ehevertrag geregelt. Liebe und alle liebevollen Gefühle verbinden sich derart mit familialen Beziehungen, daß sie nur noch Erwartungen sein

können, die Freiheit der Spontaneität, des unerwarteten Gebens, des gegenseitigen Austausches geht verloren, wird den Anforderungen des Alltags, den Regeln der Institution Ehe und Familie untergeordnet.

"Oft hat die Gesellschaft genuine Gefühle zu bändigen versucht, durch die Gewalt einer Ordnung, die in Stil, Disziplin und Etikette bestand. Die Sitte einer Tradition, die Maske einer Rolle wurden soziales Stützkorsett für konditionierte Gefühle. Die Gesellschaft abstrahierte, objektivierte und verallgemeinerte Gefühle zu Begriffen, die als Gefühlsmasken mit einem allgemeinen Sprachskelett gekoppelt, die Orginalität vernichteten, insbesondere in Zeitaltern, in denen das Funktionalnetz der Ratio dichter und dichter wurde. Gebändigte Gefühle kosten einen hohen Preis, nämlich den Preis der Lebendigkeit, der Wärme und letzten Endes der Echtheit. Die Gesellschaft erhält Ordnung und zahlt mit mangelnder Innovation, Kreation und Wandlungsfähigkeit."
(Krenn, Pfaff "unv.M., 375)

Zugleich mit den ersten Erfahrungen von Liebe setzt auch der Zugriff der ordnenden Gewalt ein. Liebe bedeutet weniger mit der Mutter bzw. dem Kind in Beziehung treten als die "Pflicht zu lieben", die Mutter soll ihr Kind lieben, das Kind die Mutter. Etwaige Haßgefühle z.B. dürfen gar nicht erst aufkommen. Liebe wurde domestiziert, unter diesem Begriff wird alles subsummiert, was in der Familie stattfindet bzw. stattzufinden hat.[54] Damit sind zugleich auch die Formen festgeschrieben, in denen Liebe erlebbar wird. M.E. wird durch den Wust von familiären Ansprüchen, die sich um den Begriff "Liebe" sammeln, das ursprüngliche Liebes- Gefühl immer mehr verwischt. Mit Liebe verbindet sich alles, was innerhalb dieser Beziehungen Ausdruck findet. Deswegen reden wir oft von Liebe, wenn wir Abhängigkeit oder Sicherheit oder ... meinen, deshalb können wir nicht mehr unterscheiden, werden unsicher, wenn wir Macht als Macht gefühlsmäßig wahrnehmen, und kehren schnell wieder zur erlernten Begrifflichkeit zurück. Wir haben gelernt, uns und unseren Gefühlen zu mißtrauen.

Wenn wir Glück haben, bleibt ein diffuses Gefühl der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit zurück. Wir leben zwar so, wie wir es erhofften, vordergründig stimmt dies sogar mit unseren Gefühlen überein: schließlich heirateten wir aus Liebe und lieben unsere Kinder - aber diese Gefühle sind längst in der Routine des Alltags untergegangen, Hausarbeit und Erziehung leisten wir vielleicht noch aus Liebe, aber für Liebe bleibt keine Zeit. Hausarbeit ist selten ein adäquater Ausdruck für Liebe.

Diese jedoch ist notwendig im Rahmen gesellschaftlicher Aufgabenteilung, im Zeichen der Liebe ist sie kostenlos. Deswegen dient manchmal das, was wir Liebe nennen, nicht uns, sondern der Institution Familie, manchmal spüren wir, daß unser Handeln doch nicht mit unseren Gefühlen übereinstimmt.

"Das Gefühl für die eigene Wirklichkeit und Bedeutsamkeit - d.h., daß man selbst die wirklichste aller Wirklichkeiten ist -, dieses Gefühl ist abhanden gekommen und damit auch das Bewußtsein, daß ich es bin, der alles Tun und Lassen zu verantworten hat. Der Staat, die Institutionen und das System der Bürokratie hat mir allzu oft eingeflüstert, daß sie das Recht habe, daß sie die Verantwortung trage, daß sie die sachlich neutrale Wahrheit vertrete; allzu oft ist das passiert, so daß nun kein Ich mehr da ist, an das Verantwortung, eigene Beurteilung und Bewertung gebunden werden kann. ... Der Mensch fühlt sich als Opfer unpersönlicher machtvoller Mächte, vergißt sich selbst und stürzt sich ohne jedes Selbstgefühl - nur aus Angst vor Ablehnung und Vernichtung - in die aufopfernde Identifikation mit den Institutionen." (Pfaff 1981, 31)

Sich selbst verloren habend, erscheint die Ehe und Familie als sichernder Platz im Labyrinth sozialer Beziehungen. Das verinnerlichte Bild über das Wesen und Sein der Familie bietet uns Handlungsanleitungen an, es erschließt die Möglichkeit, sich auf Weiblichkeitsrollen zurückzuziehen. Nur so fühlen wir uns sicher, nur dort sind wir aufgehoben (im doppelten Sinn der Wortbedeutung). Das unbekannte Äußere erhält die Chance, zum drohend Befremdlichen zu werden. Der enge Kreis familialer Beziehungen bietet eine scheinbare Sicherheit, weil er mit der Angst vor der unbekannten, der anonymen Beziehungswelt einhergeht und unsere Unsicherheiten und Unselbständigkeiten in einem eher latenten Zustand hält. Sie sind jedoch nicht abgebaut, sondern sie werden gerade dann reaktiviert, wenn der Sicherungsfaktor Familie in Frage gestellt wird. Wenn wir ausbrechen wollen, erwachsen unsere Ängste zum drohenden Wächter. Es ist oft genug unsere Angst, die uns zurückhält, uns zur Anpassung an Normen und Gewohnheiten zwingt.

"Das authentische Selbst wird nicht geboren. Es wird erobert. Ständig droht die Regression in die Angst. Wenn man sich durch irgendeine Kindheitsbegrenzung daran hindern läßt, etwas zu tun, was man für richtig hält, wird man verhindert. Unsere alten, infantilen Bedürfnisse nach Symbiose breiten sich immer wieder wie Unterholz im Dschungel aus;

man muß darum kämpfen, sich das Gebiet zu erhalten, das man letzte Woche, letzten Monat, letztes Jahr erobert hat." (Friday 1982, 294)

N. Friday leitet das symbiotische Bedürfnis aus der töchterlichen Beziehung zur Mutter her, an ihr orientieren sich alle unsere nachfolgenden Beziehungen - auch und vor allem die zu unseren Liebespartnern. Die "ewig" parate Entschuldigung - den Ursprung unseres Verhaltens immer und nur in den Erfahrungen unserer Kindheit zu suchen - erschwert u.U. die Offenheit, andere Faktoren, andere bedeutsame Erlebnisse zu erkennen. Der Rückgriff auf die Sozialisation ist im Hinblick auf Veränderung, auf das Bestreben nach Unabhängigkeit hilfreich, wenn er einen reflexiven Bewußtseinsprozeß durchläuft, der die späteren Erfahrungen nicht negiert.

Liebesbeziehungen weisen das Merkmal von "symbiotischer Verschmelzung" und vom Erleben des "Ge- trennt- Seins" auf (vgl. Fromm 1980, 31).[55] Die gerade zu Anfang einer Liebesbeziehung intensiven Gefühle, unsere Sensibilisierung der Erlebnisfähigkeit verlocken, sich von der Beziehung vereinnahmen zu lassen. Wir erhalten die Chance, uns in einem "neuen" Kontext wahrzunehmen, einen anderen Menschen zu erleben, das Neue in der Absicherung des Bekannten, der vertrauten bzw. Vertrauen erweckenden Beziehung zu genießen.

Die Entdeckung des "anderen, neuen" Menschen geht einher mit dem Versprechen der Kontinuität der Liebe. Wir lassen uns auf den anderen nicht aufgrund eines originären Vertrauens ein, sondern aufgrund der Erwartung, die uns Verschmelzung verspricht. Er kann mich nicht enttäuschen, weil wir eine Einheit bilden wollen, er ist Ergänzung und Spiegelbild. Die abstrakten Erwartungen, die wir mit dem Begriff der Liebe verbinden, versperren den Blick für die Realität, obwohl und gerade weil wir die neue, ungewohnte Situation geniessen, sichern wir uns mit einem Gefühl ab, das Geborgenheit verspricht.

In uns wühlt die Angst vor Verlust und Enttäuschnug. Mit jeder weiteren "enttäuschten Liebe" wächst sie, weil wir seltener das Neue als das Alte suchen und das Vertraute wiederfinden wollen. In einer Welt der Anonymität, der Massenkommunikation, des Massenkonsums herrscht die Oberflächlichkeit der Begegnung, sind wir darauf angewiesen, Fixpunkte zu finden. Das "geschwächte Selbst" kann solch ein Fixpunkt nicht sein, wir suchen ihn im anderen, in der Symbiose und Umklammerung. Die Selbstaufgabe verführt zur Passivität; statt etwas zu erschaffen, wollen wir das Erreichte festhalten. Gewöhnt an die Regelmäßigkeit, die gesellschaftlich institutionalisierte Verhaltensweisen versprechen,

schaffen wir nicht unsere Welt durch die Erfahrung von uns zur Welt - wir setzen weder uns in den Mittelpunkt, noch setzen wir sie in Beziehung zu uns -, sondern wir lassen uns einfangen von einer "konstruierten Welt" (Berger/ Luckmann ⁵1977), gebaut auf vermittelte Bewertungen, statt im Vertrauen auf unser Erlebnisvermögen.

Der Mangel an Selbst- Vertrauen raubt uns den Mut unserer eigenen Befähigung, jede Konfrontation mit dem Ungewohnten ängstigt uns, weil wir nicht gewohnt sind, nach eigenen Handlungsmustern zu leben, sondern weil wir Leben konsumieren. Das "second hand life" des Fernsehens, das erkaufte Image der Mode lassen uns zwar überleben, sie lassen uns aber nicht mehr erleben.[56] Wir kaufen Leben ein, indem wir uns unseres Lebens berauben lassen. Hinter der Frage, was werden die Leute sagen, verbirgt sich sogleich die Antwort: wenn ich mich "so und so" verhalte, werden sie "das und das" sagen; bin ich nett, brav, höflich und zuvorkommend, werden sie mich für liebenswert halten. Warum *ich liebenswert bin*, werde ich dadurch allerdings nicht erfahren.

Der Modus von Anpassung und Belohnung veräußert das Selbst, an seine Stelle treten Hüllen, es bleibt die Identifikation mit den zugeschriebenen und übernommenen Rollen auf der Bühne "Gesellschaft". So stark an Rollenerwartungen gebunden, muß ich in der ständigen Angst leben, den Text zu vergessen. Die "Angst vor dem Neuen" (Hoffer 1968) ist auch die Angst vor der Selbstentdeckung: was bleibt, wenn ich einzelne Hüllen abstreife?[57] Der Rahmen der sichernden Ordnung, dem wir uns überlassen, vermittelt uns gleichzeitig ein Gefühl der Unsicherheit, insbesondere auch über unsere Fähigkeit, ohne diesen Rahmen zurechtzukommen.

"Unzufriedenheit und Angst gehen vor allem aus dem im Alltagsleben herrschenden Mangel hervor. Angst ist hierbei einerseits Ausdruck realer Furcht (vor allem vor der Verschlechterung der ökonomischen Situation), andererseits Ergebnis verdrängter Wünsche nach autonomer Entfaltung von Fähigkeiten, nach Individualisierung und nach persönlicher Anerkennung. Das Geregelte, Ritualisierte des Alltagslebens entwickelt sich vor dem Hintergrund der Angst vor Katastrophen, vor Schulden, vor dem finanziellen Chaos, vor dem Gefühl des 'überrolltwerdens' durch Unordnung, Staub und Schmutz, vor dem 'Nicht- fertig- Werden' mit der Situation." (Prokop 1976, 86f)[58]

Im Dienste der Familie oder des Chefs zu sein, bedeutet gleichzeitig, sich einer routinisierten, institutionalisierten Welt zu überantworten, die nicht nur bestimmte Arbeitsrollen ausdifferenziert hat, sondern

auch ein "Bild der Frau" entwarf, das Unterordnung und die Anerkennung ihrer Ohnmacht impliziert. Das treibt sie zu einer perfektionistischen Einstellung hinsichtlich geltender Erwartungen und Anforderungen.
Angst wird zum Hemmfaktor von Veränderungen, sie wird oftmals nicht durch die konkrete Situation, eine tatsächliche Bedrohung hervorgerufen, sondern sie wird antizipiert, sich an einem starren Denk- und Handlungsschema von Erwartungen orientierend. Der Ausbruchwunsch aus dieser geordneten Welt wird selbst zur wirksamen Bedrohung.

2. Hemmung und Entfaltung weiblicher Sexualität in einer repressiven Lebenswirklichkeit

Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Frauen und Männern manifestiert sich in den jeweiligen Rollenzuschreibungen. Die Institution, der diese Rollen weitgehendst zugehören,- für Frauen vor allem die Familie - bleibt ihrer Tradition verhaftet: einer Entwicklung, die ihre ursprüngliche patriarchalische Machtordnung nicht leugnen kann. Die Präsenz der Familie in dieser Gesellschaft hält folglich eine Ordnung aufrecht, die die Unterprivilegierung von Frauen festschreibt. Nicht nur ihnen verspricht die Familie in deren institutionellem Charakter Geborgenheit, Sicherheit und Schutz - ihnen jedoch werden diese Eigenschaften als Bedürfnisse zugeschrieben. Frauen sehen sich doppelt gefangen: in jenen internalisierten geschlechtsspezifischen Erwartungen und in den real wirksamen Rollenerwartungen.

Das Abhängigkeitsverhältnis in der Familie, das ich immer noch als Ausdruck eines patriarchalischen Machtanspruches bewertet wissen will, wird überdeckt durch andere existierende gesellschaftliche Gegebenheiten: dies sind zum einen die Möglichkeiten, die diese Gesellschaft in ihrer ökonomischen, d.h. auch bzgl. ihrer Lohnarbeits-Orientiertung bietet, zum anderen die familiären Verflechtungen von unbezahlter Arbeit und Liebe. Ersteres könnte nicht nur eine materiell unabhängigere, sondern auch eine bewußtseinsmäßig unabhängigere Basis für Frauen beinhalten, letzteres untergräbt eben die emotionale und damit die real existierende Unabhängigkeit von Frauen. Liebe ist nicht mit Geld zu bezahlen!? War es früher möglicherweise die existentiell-materielle Versorgung, so wird sie heute - wo möglich und ansonsten als schmuckes Beiwerk und zur Repräsentation - zur Liebe, zur "emotionalen" Versorgung.

Liebe, dermaßen eingestrickt in Abhängigkeitsverhältnisse, kann sich nicht entfalten, ist verdammt, von Alltagsroutine und -problemen verschüttet zu werden, als bezeichnender Deckmantel wirkungslos von den "Liebenden" und deren Gefühlen abgetrennt zu werden. Liebe bezeichnet nunmehr eine Beziehungsform - nämlich die Ehe und, Kinder einschließend, die Familie - aber kaum mehr differenziert wahrgenommene Gefühle.

Da Liebe doch so hoch bewertet und als Argument für Beziehungen zwischen Mann und Frau allgemeingültig zu sein scheint, da Liebe in

aller "Munde" ist, überall thematisiert und besungen, warum erspüren wir nicht diesen Trugschluß Liebe = glückliche Beziehung = Ehe = Familie? Warum weigern wir uns, diese Diskrepanz zwischen dem Begriff "Liebe", unseren Gefühlen und den "Rollen"erwartungen, die ihr folgen, zu erkennen? Die Kritik an der Institution "Familie" bliebe stecken, fragten wir nicht nach dem, was sie trotzdem attraktiv erscheinen läßt, was sie uns außer der "Konservierung von Liebe" verspricht.

Von daher scheint es sinnvoll, sich dem Zusammenhang von Angst, Gewalt und Sexualität zuzuwenden. Wenn Familie Geborgenheit, Sicherheit impliziert, liegt der Schluß nahe, daß sie unseren Ängsten und Unsicherheiten entgegenwirkt. Die Angst vor gewalttätiger Sexualität unterscheidet Frauen von Männern. Auch jene mögen Angst vor Repressionen und Gewalt empfinden; die Angst vor Vergewaltigungen bleibt jedoch "Frauenmonopol". W.-D. Narr spricht von einer "Art Geschlechtergesellschaft der Angst", die durch männliche sexuelle Gewaltübergriffe erzeugt wird: eben dieser Angst sind Männer nicht ausgesetzt (vgl. dens. 1985, 161). Er verweist in seinem Aufsatz auch auf die allgemeinere Wirksamkeit repressiver Mechanismen, die dieser Gesellschaft, repräsentiert durch den Staat, immanent sind und denen auch Männer unterliegen. Die "Fixierung gesellschaftlicher Ungleichheit" trifft auf der untersten Ebene die Frau und (ihre) Kinder:

"Die Nähe der Familie, abgetrennt von funktionierender Kommunalität, vermag deswegen dann als die Balance der Harmonie zu funktionieren, wenn die Frauen und Kinder entsprechend botmäßig sich verhalten." (ebd. 169)

Welcher Willkür diese "Verhaltensregeln" unterworfen sind, beweisen tagtäglich gewalttätige Ehemänner. (vgl. u.a. ebd.). Diesem Zusammenspiel von Angst, Gewalt und Sexualität gilt es im folgenden nachzuspüren. Der erste Abschnitt (2.1.) dient der Verdeutlichung des Zusammenhangs von Angst und Anpassung, um die Verbindung zur Institution "Familie" bzw. zur Übernahme institutionalisierter Rollen nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Angesichts einer Vielzahl von Publikationen über die Themen "Gewalt gegen Frauen" und "weibliches Sexualverhalten"[1] habe ich mich in den weiteren Ausführungen zwangsläufig beschränkt, denn es geht im Wesentlichen nicht um eine Rezeption erkannter und bekannter Sachverhalte, sondern um die Frage, welche Hemmfaktoren und welche Entfaltungsmöglichkeiten für Frauen in diesem Rahmen existieren. Positive Wendungen bedeuten von

daher keineswegs eine Nivellierung männlicher Gewalt - diese ist und bleibt bedrohlich. Manchmal sind sie eher ein Strohhalm, der uns Frauen "über Wasser halten könnte", manchmal sind sie Kletterseile, um dem Sumpf von Gewalt, Angst und "verstümmelter" Sexualität entrinnen zu können. Es mag auch sein, daß sich dahinter ab und zu der wünschende Gedanke verbirgt, Männer nicht so ernst zu nehmen, wie unsere Angst es uns lehrt und wie sie es uns durch gewalttätiges Verhalten (im weitesten Sinne) tagtäglich glauben machen wollen.

2.1. Vorgreifender Exkurs: Zur Dimensionierung von Verhaltensmöglichkeiten durch Angst

Frauen wird der "potentielle Opfergedanke" suggeriert, dem Klischee entspricht der männliche Beschützer bzw. der männliche Gewalttäter. Das heißt nicht, daß Frauen nicht gewalttätig sein könnten, sondern die Möglichkeiten der Gewaltanwendung (zumindest zum größten Teil und die der Gegenwehr) werden aus ihrem Handlungsspektrum ausgeklammert und wegdefiniert.[2] Das Zusammenwirken von Angst, dem fehlenden Bewußtsein über die eigene Stärke, von Gewalt und Sexualität beeinflußt unsere Beziehungen zu anderen. Unbekannte und Unbekanntes lösen in uns Vorsicht und Ängste aus, die uns daran hindern, andere Lebensmöglichkeiten zu entdecken, Neues auszuprobieren, wir erleben uns als festgelegt auf Bekanntes und Bekannte, die uns Vertrauen, Schutz und Geborgenheit versprechen.

"Angst ist Mode, und unsere Gesellschaft lacht sich ins Fäustchen. Angst regiert die Welt, Angst schafft Leichen überall im Dasein. Angst ist ansteckend. Angst ist 'in'. Angst ist willkommen: sie erlaubt Selbstmitleid, Passivität, Trägheit. Angstmachen ist üblich. Wer aber seine eigene Angst erspüren und dann sogar damit umgehen kann, dem kann seine Angst zum Mut verhelfen, zum Mut des Anfangens." (Krenn/ Pfaff 1984c, 29)

Angst und Anpassung stehen in einem engen Zusammenhang. Die Übernahme weiblicher Familienrollen bildet einen Versuch, Angst und Unsicherheit in der Geborgenheit der Institution, des Vertrauten und des "Überschaubaren" zu überwinden. Die weibliche Angst - das klang an - weist eine spezifische Komponente auf, die über eine Vermischung von

Gewalt und Sexualität erzeugt wird. Bevor ich dem anhand konkreterer Beispiele nachgehen will, möchte ich - einer Arbeit von R. Schicha (1982) folgend - den Einfluß von Angst auf Verhaltensmöglichkeiten kurz umreißen.

R. Schicha geht davon aus, daß jeder Mensch versucht, *"die schon in der menschlichen Existenz angelegte Erfahrung von Angst, Hilflosigkeit und 'Allein - gelassen - werden' gegenüber einer fremden, ungewissen und unverständlichen Umwelt"* (a.a.O. 241) zu überwinden. Diese Versuche unterteilt er in drei Lösungswege:

Die **erste Möglichkeit** läßt sich als Unterordnung unter eine "externale Autorität" benennen. Dieser Typus flieht die Auseinandersetzung mit seinen Ängsten, indem er sich einer "scheinbar sicheren Welt" (ebd. 179) überantwortet. Hierin verbirgt sich auch eine "bedingungslose" Anpassung an Institutionen. Unsicherheit, Ängste werden dort nicht aufgelöst, sondern um den Preis der eigenen Interessen und Bedürfnisse begibt mann/ frau sich in eine "Lebensform", in der die eigenen Ängste - scheinbar und per definitionem - verdrängt werden können; sie verspricht, eine Enklave des Vertrauens und der Geborgenheit innerhalb einer sonst beängstigenden Welt zu sein. Ihr Zugriff auf die Person wird übermächtig, ohne die Sicherheit der Institution fühlt diese sich hilfloser (als zuvor), die Angst wird diffuser und als "Angst vor der Angst" (ebd.), vor der bedrohlichen und unbekannter werdenden Umwelt wahrgenommen.

"Indem er sich selbst aber eine Maske aufsetzt, die geforderte Rolle spielt und seine eigenen, ursprünglichen Motive immer mehr unterdrückt, vermehrt er seine Unsicherheit und Hilflosigkeit, denn die Wahrscheinlichkeit, ein Gefühl von Integrität, eigener Stärke und Einflußmöglichkeit zu entwickeln, wird geringer, je mehr er sich anderen, außer ihm liegenden Einflüssen und Mächten beugt." (ebd. 232)

Dieser "Lösungsweg" bildet eine Extremform, die selten in dieser "Reinheit" gewählt wird, die aber als Verlockung wirkt, denn tendenziell ist er in der **zweiten Möglichkeit** vorhanden. Auch hier wird Sicherheit angestrebt. Als entwicklungshemmend erweist sich nicht die absolutistische "externale Autorität", sondern die "internalisierte". Sie läßt Ansätze zu eigenen Handlungen und Entscheidungen zwar zu, wirkt letztendlich aber doch als bestimmendes Korrektiv. Zum einen legen Internalisierungen die Richtung von Problem- bzw. von Konfliktlösungen fest, zum anderen bieten sie die Möglichkeit, krisenhafte Momente zu beenden, sie in abgesicherte Bahnen zu lenken,

in denen Lösungen vorgegeben sind. Diesen vermutlich "normalen", d.h. häufigsten Weg kennzeichnet R. Schicha durch das Zulassen von Fragen und Zweifeln hinsichtlich eigener Bedürfnisse und realer Lebensbedingungen; sie werden jedoch weder ausgehalten noch durchlebt (ebd. 180). Hier deuten sich Bewußtmachungsprozesse an, die jedoch nicht in konkrete Handlungen umgesetzt und in der eigenen Lebensrealität verankert werden. Der "inkonsequente Umgang mit der Angst" (ebd.) und dem eigenen Handlungspotential ("positive Aggression") scheint allenfalls Unbehagen auszulösen, möglicherweise "ungefährliche" Veränderungen; eine kritische, selbst- bestimmtere Akzeptierung von Normen, sozialen Verhaltensmustern u.a. ebenso wie die Konstitutierung alternativer Handlungsmöglichkeiten werden nicht wahrgenommen.

Der **dritte Lösungsweg** bemüht sich gerade um diese Auseinandersetzung. Hierbei begnügt der Mensch sich nicht mit dem Zulassen von Zweifeln und Fragen, sondern er trägt auch Konflikte aus. Er versucht eigene Interpretationen und Handlungsmöglichkeiten, die nicht unbedingt den "internalisierten" Mustern widersprechen müssen, zu finden. Dieser Weg impliziert die Offenheit für Neues, für Veränderung - auch der einmal bewußt als "richtig" anerkannten Entscheidungen. Es geht um die Überwindung der Angst, nicht um deren Kompensation durch angebotene Sicherheiten. Dies bedeutet auch das Akzeptieren von Angst, um, daraus folgend, verschiedene Alternativen zu überdenken und in Handlungen zu erproben. Die Überwindung von erschwerten Bedingungen, von unbekannten und riskanten Einflüssen und die ausgehaltene Konfrontation mit neuen Wegen - auch dann, wenn sie sich als Umwege oder Sackgassen erweisen - bedeutet eine Stärkung des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten. Nur aufgrund dieser Erfahrung ist es möglich, sich von Angst nicht beherrschen zu lassen, sondern sie anzuerkennen und sie ggf. als Ausgangsmoment für Veränderungen zu nutzen.

"Statt sich von der grundlegenden Angst und Unsicherheit in einer immer wieder unüberschaubaren und überraschenden Welt überwältigen zu lassen und sich vorschnell in (nur scheinbar) sichere und berechenbare autoritäre Strukturen oder Systeme zu 'stürzen', wird diese Angst zunächst zugelassen; der Einzelne versucht, zumindest konsequent und beharrlich, Ambiguitäten, ambivalente Gefühle und Widersprüche auszuhalten und seinen Definitionen d.h. Entscheidungen entsprechend zu handeln. Nur durch die Abwesenheit von äußeren und inneren Zwängen bzw. durch die ständig unternommenen Bemühungen, seine Unabhängigkeit trotz

einschränkender Einflüsse zu verwirklichen, kann es gelingen, in einer produktiven Form auf andere Menschen zuzugehen, sie zu lieben und zu akzeptieren ohne sie dabei zu unterdrücken, zu kontrollieren und auf ihre 'Kosten' seine Interessen durchzusetzen." (a.a.O. 183)

Dem Denkmuster R. Schichas verhaftet bleibend, stellt sich die Institution Ehe/ Familie als der äußere sichernde Rahmen, die "äußere Autorität" dar, die sich hinter den Weiblichkeitsrollen verbergenden Erwartungen und Normen, die ideologischen Gehalte von "Liebe" bilden ein internalisiertes Regulativ. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensrealität bedarf der skeptischen Darstellung institutionell angebotener Handlungs- und Lebensmöglichkeiten, sowohl, um die Schlingen der Sicherheit zu erkennen, als auch, um ihre Geltung für das eigene Wollen, eigene Bedürfnisse zu bestimmen. Es hat sich angedeutet, daß Unsicherheiten durch die Ehe/ Familie um den Preis von Unterordnung und Anpassung an die geforderten Rollen verschoben werden. Die Bedeutung von Angst, die diese Sicherheit "wünschenswert" erscheinen läßt, muß hinterfragt werden, um sie eben möglicherweise als den oben beschriebenen Ausgangspunkt für Veränderung erkennen zu können. Die Überwindung anerzogener und internalisierter Angst muß die Institution tangieren, die diese Angst konserviert, indem sie Schutz und Sicherheit verspricht.

Anpassung wird oftmals über einen suggestiven Begriff von Liebe verschleiert. Einer Welt selbstentfremdeter und instititutionalisierter Verhaltensmodi steht die Sehnsucht nach einer "selbstgestalteten Insel" gegenüber, unsere emotionalen Wünsche scheinen in der Liebesbeziehung in Erfüllung zu gehen. Unsere Täuschung liegt nur allzu oft darin, daß wir uns mit dieser Liebesbeziehung in eine institutionalisierte Form pressen (lassen): in die Familie.

Sie verspricht uns die Entlassung aus unserer Einsamkeit, Sicherheit und Geborgenheit, sie bietet uns - so nehmen wir hoffend an - Schutz vor einer "feindlichen", undurchsichtigen Außenwelt, in der wir uns schutzlos und verloren fühlen. Unter dem Schutz von Liebe und Familie, meinen wir, unsere diffusen Ängste überwinden zu können.

"Die produzierte Angst aber ist nichts anderes als ein Teil der Herrschaftsstrategie, die Zweifel, Haß, ohnmächtige Wut gegen mich selbst, Unglauben, Mißtrauen gegen meine Gefühle und Träume sät. Das Urmißtrauen gegen eigenes Vermögen, eigenen Mut und eigene Bedürfnisse zu produzieren, ist die bewußte und in der Ordnungsfunktion immanent vorgegebene Voraussetzung der Gewaltordnung." (Pfaff 1981, 17)

Der Zusammenhang von Angst und Gewalt erhält für Frauen deshalb eine besondere Bedeutung, weil Gewalt gegen Frauen stark mit Sexualität, d.h. sexuellen Übergriffen verknüpft ist. Schon in der Kindheit und Jugend wird ihnen dieser Zusammenhang vermittelt. Sie werden vor männlicher Gewalt gewarnt, werden aufgefordert, Dunkelheit zu meiden, unbekannten Männern zu mißtrauen. Die vermittelten Erfahrungen über männliche Gewalttätigkeit sind zumeist gekoppelt an unsere sexuelle "Keuschheit" und Verletzlichkeit. In der Realität lassen sich diese Informationen leicht überprüfen, kleinere verbale Verstöße hat vermutlich jede Frau erlebt. Sexualisierende Aussprüche werden als bedrohlich empfunden, weil wir ihnen nichts außer unseren Ängsten vor antizipierten Gewalttaten entgegenzusetzen haben. Wie leicht ist es dann, Berichte und Zeitungsnotizen nachzuvollziehen?

Die enge Verbindung von Gewalt und Sexualität muß tief im Inneren verletzen, sexuelle Gewalt kann ihre Spuren nicht nur am Körper, an der äußeren Hülle hinterlassen, denn Sexualität meint Körperlichkeit, das Zusammenspiel von kognitiver Wahrnehmung und (in diesem Fall) weiblichem Erleben. Weibliche Sexualität - in einem anderen Maße als die der Männer tabuisiert - ist ein integriertes Moment weiblicher Selbst- erfahrung. Die repressiven Normen, die weibliche Sexualität kanalisieren, unterstützen die verletzende Wirkung sexueller Gewalt, sie intendieren geradezu eine gleichzeitige Zerstörung des Selbst. Die Beispiele, die schon während der primären Sozialisationsphase gegeben werden, verstärken unsere Bewertungen: sie zeugen von weiblicher Unterlegenheit, von Ohnmacht, von Schwäche. Sie vermitteln keine Möglichkeiten der Selbst- verteidigung: die Handlungsanleitungen zielen vielmehr auf Fluchtverhalten, passive Hingabe und Anpassung ab; sie suggerieren Angst.

2.2. Deformierungen sexuellen Erlebens

Machtvolle Systeme, die von Angst als Anpassungsmechanismus profitieren, sind an der Erhaltung dieser Angst interessiert, nur so können ihre Sicherheitsversprechen wirken (vgl. Schicha 1982, 261). W.-D. Narr schlägt die Brücke zwischen männlichem Machtanspruch, Vergewaltigung und Staat (vgl. dens. 1985, 172, 166); A. Schwarzer bewertet weibliche Sexualität als einen Ausdruck weiblicher Ohnmacht in der geschlechtlichen Machtbeziehung (vgl. dies. 1977, 182); M. Foucault schließlich spricht vom Interesse des Staates, Sexualität zu kontrollieren (vgl. dens. 1977, 39).

Sexualität erscheint in derartigen Aussagen deformiert durch machtvolle Interessen, losgelöst von der "lustvollen" Erfahrung der sexuell Erlebenden, sie wird zum "Werkzeug". Sexualität - ihr Spektrum ist breit, von der erotisierten Empfindung über sexualisierte, stimulierte Berührungen bis zum Orgasmus reichend - wird sicherlich selten als von mehr oder minder "abstrakten" Mächten beeinflußt erlebt, zumeist nehmen wir sie als (Re-)aktion in unseren Beziehungen zum eigenen Körper, zu anderen Menschen, als stimulierende Reize wahr.

Ihre Beziehung zu machtvollen, kontrollierenden Faktoren wirkt eher unterschwellig mit: in unserer internalisierten Einstellung zu Sexualität, ihrer "erlaubten Normalität", in unseren Interpretationen erotisch- geladener Ereignisse und des Rahmens, in dem wir Sexualität zulassen. Sexualität weist eine recht eigenartige Färbung auf, denn wir erhalten laufend "verdrehte" Informationen über unsere eigentlich intimsten Erlebnisse und Gefühle. Oft bleiben sie in Andeutungen stecken, sind generalisiert. Negativ kann das umschlagen, indem wir diese unzulänglichen Bewertungen übernehmen. Wir beginnen Sexualität nicht mehr zu erleben, sondern zu konsumieren, und vermeintlich eigenes Unvermögen zu kompensieren. Der Pornofilm wird erlebnisintensiver als der gewohnheitsmäßige Trott zuhause; unbefriedigte Sexualität versucht sich hoffnungsverloren an äußerlich- sexuellen Attributen.

Wir drücken uns in sexualisierten Andeutungen aus, werden offen damit in den Stadtzentren z.B. durch Sex- shops, Illustriertentitel konfrontiert. Manchmal haben wir sogar den Eindruck, daß frei über Sexualität gesprochen wurde; bei einer näheren Betrachtung stellt sich dann jedoch heraus, daß es in derartigen Gesprächen nicht direkt um eigene sexuelle Erfahrungen geht, die thematisierten "Berührungen"

vielmehr auf die wissenschaftlich rationalisierende Ebene verlagert werden; es wird theoretisiert über Verhütung, über gesellschaftliche Phänomene, Tendenzen, die "angeblich freiere Jugend" usw.. Darunter mischen sich stark stereotypisierte Bewertungen, Beispiele von Gehörtem und Er- lesenem (vgl. Foucault 1977, 46). Sexualität ist in unserer Gesellschaft ein Thema, über das viel geredet wird, indem eigentlich darüber geschwiegen wird (vgl. ebd. 49).
Diese "zwiespältige" Umgehensweise mit Sexualität kann unser sexuelles Erlebnisvermögen nicht unberührt lassen. Es geht nicht darum, uns von diesen Einflüssen freizuhalten, sondern uns diese und unseren "Bewußtseinsstand" darüber bewußt zu machen, Sexualität als Liebesgefühl, als "Trieb", als Kampf, in ihrer Vielfältigkeit und in ihren subjektiven und gesellschaftlich determinierten Begrenzungen begreifen zu lernen.

2.2.1. Die normative Manipulation sexuellen Verhaltens

Normen werden in der Familie und in anderen Bezugsgruppen vermittelt, in neuerer Zeit verstärkt auch über die Medien der Massenkultur (vgl. Scheu 1984, 97- 106 / Schmerl 1982, 30, 35 / Rolff 1983, 162f). Gleichzeitig wird in der Familie auch der Umgang mit diesen Normen erfahren, z.B. in welchem "konkreten" Rahmen Sexualität gelebt oder auch versteckt, in welchen Zusammenhängen sie zu begreifen und zu interpretieren ist. Gerade bei Sexualität wird die Diskrepanz deutlich: Es wird Verhalten, das Handeln in sexuellen Beziehungen gelernt in Beziehungen, in denen Sexualität tabuisiert ist. Unser Verständnis von Sexualität wird früh gespalten, weil sie zum einen an die sichernde Familie mit deren Intention der Fortpflanzung (vgl. Foucault 1977, 131, 166) und deren "ideologischem" Liebesbegriff gebunden wird, während wir zum anderen unseren Körper lustvoll erleben und erfahren wollen.
"Die zeitgenössische Familie ist nicht als eine soziale, ökonomische und politische Allianz zu verstehen, die die Sexualität ausschließt oder zumindest einengt und auf die nützlichen Funktionen einschränkt. Die Familie hat vielmehr die Sexualität zu verankern und ihren festen Boden zu bilden. ... Die Familie ist der Umschlagplatz zwischen Sexualität und Allianz: sie führt das Gesetz und die Dimension des

Juridischen in das Sexualitätsdispositiv ein und transportiert umgekehrt die Ökonomie der Lust und die Intensität der Empfindungen in das Allianzsystem." (Foucault 1977, 131)

Einerseits fließen die sozialen, machtpolitischen Bewertungen, Reglementierungen in die Sexualvermittlung mit ein - allerdings eher so, daß wir sie nicht als Setzungen erkennen, sondern sie für "natürlich" halten, also in starkem Maße internalisieren -; zum anderen wird Lust, die Intensität der Empfindungen - alles das, was wir dann noch für uns erleben könnten - für das "machtbesetzte" System nutzbar gemacht. "Ursprüngliche" sexuelle Empfindungen werden immer stärker in unser Inneres, in den Bereich der Phantasie verbannt (vgl. Friday 1980) und/ oder verlernt. Zu diesen Empfindungen gesellen sich im Lebensverlauf Informationen aus dem gesellschaftlichen Erfahrungsbereich (z.B. über Vergewaltigungen, exemplarische Momentaufnahmen in Liebesfilmen/ -romanen bis hin zu pornographisch/ erotischen Angeboten, Prostitution, subkulturelle Erscheinungen usw.) und die sich damit vermischenden Erinnerungen an selbst Erlebtes in sexuellen bzw. sexualisierten Beziehungen, erotisch stimulierten Begegnungen. Letzteres wird häufig ignoriert, um nicht mit der normativen Ordnung in Konflikt zu geraten.

Normen geben uns mehr oder minder grobe Handlungsorientierungen, sie arbeiten mit indirekten Verboten, ziehen Grenzen, die jedoch nicht eindeutig festliegen, sondern noch individuelle Entscheidungs- und Handlungsspielräume lassen (Heller 1981b, 178). Wir unterliegen zwar der normativen Verbindlichkeit, aber die Unsicherheit über deren volles Ausmaß verschleiert ihren tatsächlichen Einfluß auf unser Verhalten. Das Zusammenspiel von normativem Zugriff und individuellem Erleben darf nicht ins volle Bewußtsein treten, denn sonst könnte kaum verhindert werden, daß wir uns diesem angepaßten Spiel entziehen und abweichen in die ekstatisch- intensive Erfahrung oder in die sexuelle Enthaltsamkeit.

Direkte sexuelle Erfahrungen wurden und werden restriktiv z.B. durch Verbote bzgl. Selbstbefriedigung unterbunden; sie werden z.B. als rationalisierte, "wissenschaftliche" Sexualaufklärung abstrahiert; sie werden abgegrenzt, da "normales", "zulässiges" Sexualverhalten auch über Tabuisierungen und Pervertierung determiniert wird. Das heißt nicht etwa, daß es sich dabei ausschließlich um Sexualbeziehungen und -praktiken handelt, die die Gesellschaft nicht duldete, denn z.T. sind sie gerade in ihr etabliert bzw. institutionalisiert. Das

Außergewöhnliche liegt nicht außerhalb der gesellschaftlichen Realität, auch nicht außerhalb der mehrheitlichen Erfahrung, sondern außerhalb des normativen Anspruchs. Pornographie und Prostitution sind Beispiele hierfür.

Die Problematik "normativer Meinung" wird auch in den Ergebnissen des RALF- Reports deutlich. Die in Vorstudien ermittelten "ungewöhnlichen Sexualpraktiken" werden immerhin von 14% (niedrigster Wert für Gruppensex) bis zu 33% (höchster Wert für Vibratoren) der befragten Frauen angewendet. Auffällig ist ferner, daß sowohl von den Frauen als auch von den Männern die direkte Frage, was an ihrem sexuellen Verhalten ungewöhnlich sei, selten beantwortet wurde und die wenigen Antworten keine der als "ungewöhnlich" festgelegten Sexualpraktiken beschreiben. (vgl. Eichner, Habermehl 1978, Frauen: 181 - 184, Männer: 322 - 325)

Es existiert eine normative, verallgemeinerte Bewertung über sexuelles Verhalten, die in den Grenzbereichen zumindest nicht von den Einzelnen in ihrer Selbsteinschätzung übernommen zu werden scheint; dies verweist darauf, daß inhaltliche Bestimmungen nicht eindeutig vermittelt werden. Der implizierte Handlungs- Freiraum erzeugt jedoch eher Unsicherheit über die "Zulässigkeit" sexuellen Verhaltens, was eine wesentlich stärkere Anpassung an antizipierte "Normalität" bewirkt, als sie durch eine klare Definition des "Normalen" erreicht werden könnte.

Das "Ungewöhnliche" bleibt dem Individuellen verhaftet. In der individuellen Bewertung kann so das Gefühl eines außergewöhnlichen Erlebens und Verhaltens aufkommen. Dieser Eindruck entsteht auch bei einigen im RALF- Report wiedergegebenen Aussagen.

"Ich verhalte mich sehr spontan, emotional und frei - während ich sonst eher reserviert und kühl bin." (ebd. 183)

Weniger "positiv" bewertete Empfindungen und Bedürfnisse bedeuten jedoch eine Grenzüberschreitung zur "Anormalität" und verlangen nach Legitimation, nach Verheimlichung, und/ oder verstärkter Anpassung in anderen sozialen Bereichen. (vgl. ebd. 326 / Sprengler 1979, 113).

Unser Verhältnis zur Sexualität bewegt sich zwischen Normalität und Abweichung. Normen regeln unsere Beziehungen schon vorab, sie entheben uns der Notwendigkeit, jene für uns zu definieren. Anpassung geht mit der Verheimlichung der Abweichungen einher (vgl. Meudt 1975, 51), die wir uns oft nicht bewußt machen. Wir ignorieren unsere "abweichenden" Bedürfnisse zugunsten eines angepaßten Verhaltens. Wir entwickeln Angst vor Abweichungen und fühlen uns durch "auffällig" Abweichende bedroht.

Die widersprüchlichen Informationen, die wir über Sexualität erhalten - sie sei "normal", aber trotzdem zu verheimlichen - werden zum großen Teil unter dem Stichwort "Moral" subsummiert. Sie ist vor allem für Frauen der Handlungsmesser für "sexuelle Zulässigkeit". Für Männer öffnet sich oft noch die Hintertür in die "Doppelmoral". (vgl. Reiss 1970); obwohl sie der Beurteilung moralischer Prinzipien unterliegen, bedürfen sie im Übertretungsfall weniger ausgeprägter Rationalisierungen, d.h. verdrängender und erklärender Anstrengungen. "Ausreden" werden im Kontext des doppelmoralischen Verständnisses mitgeliefert. Stereotyp formuliert heißt dies: Frauen werden bei "zu großer und offensichtlicher sexueller Freizügigkeit" im sozialen Umfeld negativ stigmatisiert, Männer können eher die Akzeptanz und Tolerierung ihrer Umwelt erwarten. Handlungsrelevante Zugriffe treten bei Männern erst in der (ehelichen) Beziehung ein, bei Frauen als stigmatisiertes "sexuelles Freiwild" sehr viel früher.

"Die Ansicht, daß Frauen von Natur aus zu Hüterinnen der Moral bestellt sind, teile ich nicht. Im Grunde haben Frauen die gleiche Disposition zum Guten oder zum Bösen wie Männer auch. Dennoch wurde vielen Frauen im Laufe der Geschichte die Rolle der Moralhüterin aufgezwungen, und sei es nur dadurch, daß die Gesellschaft ihnen gegenüber viel kritischer war und daß sie in ihren Handlungsmöglichkeiten viel stärker eingeschränkt waren." (Tweedie 1982, 90f)

Handlungschancen werden Frauen nicht erst im akuten Augenblick genommen, sondern schon vorher. Gerade für sie scheinen sich moralische Dispositionen geändert zu haben, da unsere Gesellschaft sich als "sexuell aufgeklärt", als "im moralischen Wandel begriffen", als "freizügiger" versteht. Die Erwartungen unserer unterschiedlichen Bezugsgruppen verlangen jedoch unterschiedliches Verhalten - Eltern z.B. andere als der Freundeskreis. Von daher werden Handlungsanweisungen noch weniger eindeutig, die Gefahr, "falsch" zu handeln, wächst. Das läßt eine relative Wahlfreiheit zu, die außerhalb der Gruppe aber gerade für Frauen Mißverständnisse erzeugen kann und sie u.U. denjenigen Gefahren aussetzt, die zur sexuellen Gewaltanwendung tendieren. Sexistische Vorstellungen haben schließlich nicht gänzlich ihre Gültigkeit verloren; Frauen besitzen kaum den Einfluß, Männern die Grenzen in sexualisierten Beziehungen aufzuweisen, wenn diese erst einmal angeknüpft sind.

"Im Prinzip kann ein Mann ebensogut Objekt des Verlangens einer Frau, wie eine Frau Objekt des Verlangens eines Mannes sein. Doch ist der

erste Schritt im sexuellen Leben meistens das Suchen eines Mannes nach einer Frau. Da die Männer die Initiative haben, besitzen die Frauen die Macht, das Verlangen der Männer zu provozieren." (Bataille 1982, 127)
Nur was dann als Provokation interpretiert wird und welche Konsequenzen dem folgen, liegt oft außerhalb des Einflußbereiches der Frau, aber immer noch in der initiierenden "Kompetenz" des Mannes.
Die Betrachtung heterosexueller Beziehungen bietet sich an, da in ihnen Unterschiede offensichtlicher scheinen, um manifestierte Strukturen erkennen zu können. Dabei wird nicht bezweckt, heterosexuelle Beziehungen wieder zu "flicken", sondern hetero- und homosexuelle Beziehungen unter weniger selbst- entfremdeten Bedingungen zu ermöglichen.[3]

2.2.2. Sexuelles Erleben zwischen Tabuisierung und Gefühlsintensität

Leben Männer in verschiedenen Welten, Frauen in getrennter Sexualität? Die Erfahrungen, die Frauen mit ihrem Körper machen dürfen, sind funktionsorientiert. Sie werden aufgeklärt über ihre Geschlechtsorgane, über Fortpflanzungsmechanismen bei gleichzeitiger Tabuisierung sexueller Selbsterfahrung und erschwerter sexueller Selbstentdeckung. So verwundert es kaum, daß laut RALF- Report 42% der Frauen bis zum 16ten Lebensjahr zwar ihre ersten Selbstbefriedigungserfahrungen gemacht hatten, aber die Zahl der Männer mit 86% wesentlich höher liegt; dem entsprechen die Zahlen derjenigen, die sich noch nie selbstbefriedigt hatten (25% der Frauen gegenüber 3% der Männer / vgl. Eichner, Habermehl 1978, 56 u. 202)
Hinter diesen Ergebnissen verbergen sich massive Berührungsängste von Frauen ihrem eigenen Körper gegenüber. Er ist ihnen enteignet worden, indem er nicht selbst berührt und z.B. auch nicht in seiner Stärke erfahren werden durfte. Stattdessen wurde er mit Attributen belegt; Mode und Kosmetik dienen dazu, ihn zu verformen, zu "verbessern" und zu verstecken, Unsicherheit und Unwissenheit verhindern die Anerkennung eigener Körperlichkeit: Die Frau fühlt sich um so mehr auf die Bestätigung von Außen angewiesen.
"Sie weiß nicht, was Sexualität ist oder hat keine Freude daran. Sie konzentriert ihre sexuellen Triebe auf zwecklose romantische Phantasien

und pervertiert oder mißbraucht diese Energiequelle, weil man ihr beigebracht hat, sie zu verleugnen." (The Boston Women's Health Book Collective 1981, 34)

Sexuelles Erleben wird nicht bereichert durch Liebe, Zuneigung, Zärtlichkeit, sondern es ist unliebsames Beiwerk dieser anderen Empfindungen. Zuneigung jedoch ist nicht der einzige Faktor sexueller Stimulans - alle anderen Gefühle überdeckend, zerschlägt sie die sexuelle Erlebnisfähigkeit, opfert alle Spannungsmomente des "sexuellen Spiels" diesem einen Gefühl. Zuneigung stellt sicherlich ein Antriebsmoment für die Realisierung von sexuellen Bedürfnissen dar, aber die Ausschließlichkeit, die in der Suggestion von Zuneigung liegt, nivelliert alle anderen Kräfte, die in Beziehungen entstehen, in ihnen zur Geltung kommen. Sie macht uns widerspruchslos, liefert uns kritiklos und uns- selbst- aufopfernd aus. Unter dem Deckmantel von Zuneigung - einer Abschwächung des "Liebesideals", werden wir zur Toleranz aufgefordert: weil wir jemandem zugeneigt sind, erdulden wir ihn - konfliktvermeidend.

Ausschlaggebender für sexuelle Lust scheint viel eher das Interesse am anderen, ein Signal, ein Reiz, der situative Augenblick. Wenn Sexualität heute weniger als Trieb beschrieben werden kann, müssen andere (emotionale oder emotional wirkende) Faktoren hinzukommen: der Reiz des Neuen, die Übertretung eines Verbots und dann u.U. auch Zuneigung.

"Der sexuelle Affekt kann auch nur dann zu Leidenschaft werden, wenn eine Emotion auf ihn aufgebaut ist (Zuneigung, Liebe, Habgier, Prestigesucht etc.)." (Heller 1981b, 147f)

Leidenschaft im Verständnis von A. Heller beherrscht dann den ganzen Menschen, er ist ganz in diese Gefühlsdisposition eingebunden, es wird zur einzig bestimmenden Größe seines Lebens. Deshalb unterscheidet sie zwischen Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit; letzteres meint das tiefe und intensive Erleben einer Emotion, ohne die anderen dabei zu unterdrücken. A. Heller ist vermutlich nicht überinterpretiert, wenn ich sage, daß es ihr um die Entfaltung aller Gefühle geht und daß dies ohne Leidenschaftlichkeit nicht gelingt. Die Überdimensionierung einer Emotion wird zum gefährdenden Moment, zum Beherrscher des Fühlenden, zur lebens- und beziehungsbestimmenden Leidenschaft, die die sexuelle Lust negiert. Leidenschaft manifestiert Abhängigkeitsverhältnisse, weil sie die Leidenschaftlichkeit anderer intensiver Gefühlserlebnisse nicht mehr zuläßt.[4]

Die Intensität des Fühlens und Erlebens hängt davon ab, wie offen und frei wir unsere Gefühle in einer sexuellen Beziehung ausleben können, Grenzen werden im Grunde nur durch die Beziehung selbst gesetzt. Wir sind jedoch längst beschnitten, weniger durch moralische Prinzipien, die sich leicht entdecken lassen, als durch unsere Internalisierungen, die in Begriffen erstarrte Gefühle mit vorgegebenen Bedeutungen ausfüllen, durch die Rationalisierungen unserer Erfahrungen.

Das gesellschaftlich verbreitete Wissen stellt für jede unserer Handlungen, unserer Erfahrungen vergleichbare Muster zur Verfügung - und damit auch Erklärungsansätze, Ordnungsstrategien. In der Schwemme von Informationen (Massenmedien, Bücher u.a.) wird sich bestimmt ein ähnliches oder gleichartiges Handlungsmuster finden lassen; allein gelassen bin ich nicht mehr mit meinen Handlungen, aber - gerade auch weil sie vermarktet wurden - mit meinen Erfahrungen, die auch durch meine Gefühle bestimmt sind.

Alle Rationalisierungen weisen auf mögliche Folgen hin, auf Enttäuschungen, auf das Scheitern von Beziehungen, auf die Angst mit meinen Bedürfnissen, Wünschen, Gefühlen allein gelassen zu werden, ihre Intensität nicht ertragen zu können, weil wir "Intensität" nicht gelernt haben, weil wir schnellebig von einem vermeintlichen Bedürfnis zum anderen wechseln, von einem Angebot zum nächsten: problem-, konflikt- und krisen- vermeidend. Handeln wird hierbei besonders über die Aktivierung von Verlustängsten beeinflußt; diese lassen uns Erwartungen erfüllen und uns befürchten, daß wir zu hohe Forderungen stellen; sie veranlassen uns, unsere Bedürfnisse in den Hintergrund zu drängen, um etwas zu retten, was diese Bedürfnisse hervorruft, sie jedoch auf dieser Basis nicht vollends befriedigt bzw. befriedigen kann.

2.2.3. Angst und Sexualität - über die gewalttätige Beeinflussung der Erlebnis-wirklichkeit

Die Erfahrung weiblicher Sexualität und die Warnungen vor der Gewalttätigkeit der Männer vermischen sich in der weiblichen Sozialisation. Die sexuelle Entwicklung verknüpft sich mit den negativen Aspekten weiblicher Fruchtbarkeit: der Angst vor Schwangerschaft und den angedrohten Stigmatisierungen. Frauen werden darüber informiert, wie es ist, Kinder allein aufzuziehen (weil unsere familienorientierte Gesellschaft keine Alternativen anbietet), daß ihr berufskarrieristisches Leben verpatzt wird (weil wir einem Mutterideal anhängen, das Berufstätigkeit weitgehend ausschließt), wie stark wir der moralisch- öffentlichen Meinung ausgesetzt werden.

"Angst als Mittel der Zwangsmoral verlor mit der Entwicklung wirksamer Empfängnisverhütung ihre Basis. (Ungeachtet gesundheitlicher Gefährdungen und Unverträglichkeiten / H.B.) *Wenn die Reproduktion nach eigener Wahl geschehen und mit großer Sicherheit aus der sexuellen Begegnung ausgeklammert werden kann, ist das eine Konsequenz jener Kulturabhängigkeit und Kulturfähigkeit, denen Sexualität als menschliche Grunddimension konstitutiv unterliegt. Damit eröffnen sich neue, zusätzliche Interaktionsmöglichkeiten. Das Sexuelle rückt selbstverständlicher, weniger diskriminierend in den Beziehungscharakter menschlicher Existenz. Solche Veränderung markiert nachhaltiger eine 'sexuelle Revolution', als dies die öffentliche Darstellung der Sexualität für sich allein je könnte. Daß derartige Freizügigkeit auch problematische Züge hat, liegt nicht an individuellen Charakterdefiziten, sondern in einer heute noch vielfach mißlungenen Integration der Sexualität begründet; die beschädigte Identität äußert sich in glücklosen Konsum sexueller Ware ebenso wie in duldsamen Protest der Sauberkeitsfanatiker. Beide Stellungnahmen sind so sehr vom Erbe der Vergangenheit geprägt, daß sie mit ihren Wertvorstellungen und Verhaltensmustern auch eine bestimmte Gesellschaftsstruktur weitertragen."* (Knoll 1972, 25 / als Gegenposition vgl. u.a. auch Schwarzer 1984, 181)

Normen und reale Möglichkeiten widersprechen sich; je nachdem in welcher sozialen Bezugsgruppe wir uns bewegen, divergieren soziale, "legitime" Handlungen innerhalb dieser verschiedenen sozialen Wirklichkeiten. Da sich einmal konstitutierte Gewohnheiten nicht so

schnell verändern, spiegelt sich diese Diskrepanz auch in den Individuen wider. Wir sind mehr oder minder mit den herkömmlichen Rollenklischees, Tabuisierungen, Verboten aufgewachsen, werden damit in unseren Beziehungen konfrontiert.

Unter diesen Voraussetzungen wird die Vorsicht vor der ungewollten Schwangerschaft zum herausragenden Beitrag der Selbständigkeit weiblicher Sexualität, jeder Mann zum potentiellen Verführer. Überdimensioniert wird dieses Männerbild im potentiellen Vergewaltiger, da sich hinter jedem fremden Mann ein gewalttätiger, sexueller Angreifer verbergen könnte. Wir werden stärker an die uns bekannten Männer gebunden, denn sie - als adäquate starke Personen - avancieren zu unseren vertrauten Beschützern. Auch hierin manifestiert sich eine Aussperrung von Frauen aus dem öffentlichen Leben: In ihm lauern Gefahren, weil wir als sexuell angreifbar definiert sind, der innere Kreis familialer und familienfreundschaftlicher Beziehungen bietet uns Schutz.

Im extremen Fall lautet die Formel, daß Fremde mit Argwohn zu betrachten, männliche Unbekannte potentielle Vergewaltiger sind, vor allem, wenn sie und wir die konventionellen Regeln nicht einhalten. Dem widerspricht nicht nur unsere individuelle Erfahrung - denn schließlich begegnen wir auch fremden ungefährlichen Männern -, sondern z.B. auch die Tatsache, daß die meisten konkret betroffenen Frauen von ihnen bekannten Männern vergewaltigt werden, denen sie laut Sozialisationserfahrung vertrauen können. R. Schlötter zieht einige Untersuchungsergebnisse zusammen und stellt fest, daß Opfer und Täter sich in Vergewaltigungsfällen zu 50% bis 70% kannten (vgl. dies. 1982, 74). Dies ist ein Hinweis darauf, daß Information und Realität nicht übereinstimmen, wir folglich aufgrund von "irrealen" nicht situationsangemessenen Standards handeln, dabei Gefühle produzieren oder eher reproduzieren, die sich als antizipierend und anerzogen entlarven - und sich nicht aus der Beziehung entwickeln.

In akuten Momenten kann dies auch bedeuten, daß wir es verlernt bzw. nicht gelernt haben, Situationen gefühlsmäßig so einzuschätzen, daß wir unseren Gefühlen vertrauen können, da sie abstrahiert und rational gefiltert in uns auftauchen. Dies könnte immer dann relevant werden, wenn wir dadurch Situationen und Erlebnisse falsch, d.h. unangemessen einschätzen. Dies gilt sicherlich nicht nur in Gefahrenmomenten, in Momenten übertriebener Ängstlichkeit und Vorsicht, in denen wir gelähmt erscheinen, uns weniger angepassten Erlebnismöglichkeiten verschließen,

dies gilt vor allem auch in jeder Beziehung, der wir Stereotype wie Sexualität, Liebe usw. zuordnen, ohne unser Fühlen und Bedürfnis sowie das des anderen in seiner Bedeutung zu erfahren.

Das kann Handlungen, Begegnungen u.U. erschweren, sie in einem gewissen Sinne unmöglich machen. Die empfangenen "Reize" sprechen nicht nur Gefühle an, sondern an sie sind auch spezielle Erwartungen, Ordnungsmechanismen geknüpft. Der Handlungsablauf, einmal in Gang gesetzt, erscheint verselbständigt, unabänderbar. Das bedeutet auch, daß wir nicht aufgrund der/ des anderen handeln bzw. uns nach unseren Wünschen, Bedürfnissen befragen, sondern diese "Reize" und die damit verbundenen, erlernten Informationen handlungsanleitend verwenden.

Derartige Einordnungen bekommen Mädchen/ Frauen schon früh vermittelt, sie werden für sexuelle Gewalt bei gleichzeitiger Hilflosigkeit (gegenüber tatsächlichen Gewalttätern) und Duldung sensibilisiert. Sie ertragen die Annäherung des "lieben Onkels", der rein verwandtschaftlich dem "lieben, netten Mädchen" - ob sie es will oder nicht - seine Zärtlichkeit zukommen läßt, denn die Familie ist zwar nicht in der Realität, aber per definitionem entsexualisiert.

Verstärkt werden Ängste auch durch die tagtäglichen Erfahrungen: in der Zeitung lesen wir über sexuelle Gewaltverbrechen[5], wir übertragen unser Vorwissen auf anonyme Begegnungen, fühlen uns von "Pfiffen", sexistischen Bemerkungen (zumindest in unsicheren Momenten) unangenehm berührt, wenn nicht sogar bedroht.

A. Heller (1981b) schreibt, daß der Furcht- Affekt stärker als andere Affekte auf das Vorwissen und die Vermittlung gesellschaftlicher Erfahrung angewiesen ist, auf ihm baut sich die Furcht- Emotion auf, die den ursprünglichen Affekt überdecken kann. Angst beschreibt A. Heller unter dem Aspekt des Furcht- Affekts, sie ist objektbezogen, aber nicht spezifiziert, determinierend wirkt auf sie das Unbekannte. Wir lernen es, unsere Affekte zu benennen, können sie dadurch mitteilen und einordnen. Um Affekte zu "erlernen", müssen wir auf unsere Erfahrung zurückgreifen.

Aber: *"Ist ein 'Reiz' vorhanden, kann der Affekt auch dadurch auftreten, daß wir die Folgeerscheinungen uns bloß vorstellen, ohne sie jemals erlebt zu haben." (a.a.O. 165)*

Eben dies geschieht im Lernprozeß der sexuellen Angst, besonders auch der Angst vor sexuellen Angreifern. Führt das im Extrem zum Mißtrauen gegen Männer bei gleichzeitiger Erleichterung, wenn frau einen männlichen (ehefähigen) Beschützer gefunden hat?

Was vermittelt wird, stellt sich letztendlich als eine Ansammlung diffuser Informationen heraus, die Differenzierungen erschweren. Das wird uns auch deutlich, wenn wir bewußt anders handeln oder etwa, wenn wir bewußt die Handlungskette beschleunigen, was in beiden Fällen zur Nichteinhaltung der "Spielregeln" führt. Diese Situationen sind oft mit starker Unsicherheit besetzt und erschließen andererseits "neuartige", andere Erfahrungen - im Umgang miteinander.

Der Angst- Affekt läßt solche Bewußtseinsprozesse nicht zu. Wir können die Annäherung anderer, ihre Signale nur in der einen Weise interpretieren und somit oft nicht situationsadäquat agieren. So ergeht es Frauen z.T. auch in der Konfrontation mit mehr oder minder gewalttätigen Sexual"gegnern". In diesen Fällen haben wir gelernt, entweder zu fliehen oder wenn möglich nach polizeilicher Hilfe zu rufen.

Stoller (1979) schildert den Fall eines Exhibitionisten, der seine Befriedigung genau dann erhält, wenn Frauen diesen Erwartungen entsprechen. *"Er will die Fremde schockieren und zeigt seinen Penis nicht etwa, um den Geschlechtsakt vorzubereiten. Er weiß nicht, warum er es tut, ihm ist nur bewußt, daß er sich dazu gezwungen fühlt. Wenn Frauen bei solchen Gelegenheiten nicht erschrecken, sondern mit ihm scherzen und Interesse vortäuschen, flüchtet er. Wenn die Frau aber böse wird und nach der Polizei ruft - wenn die Lage also riskant zu werden droht -, zögert er, sich schnell aus dem Staub zu machen." (a.a.O. 168)*

Als weibliche Abwehrtaktik mag das zwar nicht immer funktionieren, es zeigt jedoch, wie gut das Zusammenspiel der Internalisierung von Handlungsmustern und sexueller Beziehungsherstellung funktioniert, gerade weil die Unsicherheit bzgl. des Ausgangs nahezu ausgeschlossen wird. Eine sich anschließende Frage wäre dann u.a. auch, ob die sogenannte sexuelle Spannung in vielen Fällen nicht nur eine funktionalistische Antizipation ist und nicht, wie leichthin angenommen, eine allumfassende, das ganze Individuum beanspruchende Gefühlsreaktion? Diese Vermutung würde auch gestützt durch die Seltenheit wirklicher ekstatischer Erlebnisse und Erlebnisfähigkeit.

Hinzu kommt, daß unsere realen Erfahrungen den angstbesetzten Informationen und den daraus resultierenden Handlungsanweisungen selten entsprechen. Es werden zwar viele Frauen vergewaltigt - und selbst eine wäre zuviel -, die meisten Männer entpuppen sich jedoch eben nicht als diese gewalttätigen "Sexualungeheuer". Es trifft vermutlich auch zu,

daß jede Frau oder fast jede schon einmal eine "negative" Erfahrung gemacht hat, sie sowohl real, als auch die Situation so deutend belästigt wurde. In die Interpretation von Situationen fließen immer auch unsere Vorinformationen ein, wir gehen nicht unbefangen in irgendwelche Situationen, sondern mit dem Bündel unserer erlebten und internalisierten Erfahrungen. Ihre situationsspezifische Dominanz entscheidet darüber, wie offen wir uns in dieser Situation fühlen und verhalten. So greifen diese oftmals angstbesetzten Attributionen in unterschiedlichem Ausmaß zu. Beurteilen wir eine Begegnung als sexistisch, weiblichkeitsfeindlich, gar als gefährlich, so vernachlässigen wir in einer anderen die auslösenden Aspekte und stellen fest, wie entspannt, angenehm, belustigend sie doch sei. Die unterschiedlichen Stimmungslagen und Einschätzungen führen auch zu verschiedenen Handlungsweisen, einmal z.B. abgeschreckt, sich aus der Situation herauswindend, dann wieder sich spielerisch dort hineinbegebend, mit gezielten Bemerkungen konternd usw..

Trotz allem wühlt in uns das Erbe der anerzogenen Ängstlichkeit, die sowohl durch überinterpretierte als auch wirklichkeitsnahe Informationen bestätigt wird: Sie betrifft und trifft unsere sexuelle Angreifbarkeit. Uns wird weniger über Sexualität, Lust, Bedürfnis, Verhütung u.ä. vermittelt, sondern (zumindest zugleich) die Angst vor männlichen Annäherungen (z.B. Vergewaltigungen), die Angst vor unerwünschter Schwangerschaft, die Angst vor der Stigmatisierung moral.sch- infizierter Außenstehender. Das wird ergänzt durch eine informationsmäßige und auf Wissen abzielende Verbalisierung mit Tendenzen zur Technisierung von Sexualität. Durch Aufklärungskampagnen wird die Technisierung von sexuellen Abläufen unterstützt entsprechende Bemühungen der Frauenbewegung eingeschlossen. Es wird weniger das sexuelle Erleben thematisiert, als die aufgearbeiteten Funktionsweisen, Beziehungen und den Körper instrumentalisierend.

"Ich habe Angst. Und ich habe Lust. Wahnsinnige Lust. Arne sagt nichts, und Arne macht nichts. Und dann treffe ich irgendwann die einsame Entscheidung ... setze mein Pessar ein ... ohne daß Arne ein Wort gesagt hat. Und wieder diese unendliche Ruhe, als wir endlich so ganz fest ineinanderstecken. Uns ansehen. Einander endlich spüren, wie wir schon die ganze Zeit das Verlangen danach haben. Arne, der unter mir liegt und seine Arme um mich schlingt. Arne, der Ruhe und Wärme ausstrahlt. Nichts als Ruhe und Wärme." (Merian 1984, 63)

Leidenschaftlichkeit ist anscheinend weder hier, bei einer

"frauenbewegten" Frau noch in der patriarchalischen Gesellschaft gefragt. Die Angst vor der Schwangerschaft paart sich mit der Lust, diese äußert sich schweigend, passiv, symbiotisch, nach Zweisamkeit und Sicherheit strebend. S. Merians Problematisierung der Verhütungsfrage z.B. liest sich wesentlich eindringlicher als Bemerkungen über Erlebnisse, die zweifellos tiefere stimulierende Bedeutung für sie besitzen. Ihre angenehmen Empfindungen stehen der Angst und deren Verschleierung nicht entgegen, sie helfen nicht, diese endgültig zu überwinden; die spätere Beschreibung wird zu einer Beschreibung der Flucht in eine "Märchenwelt". Ruhe, Wärme, Geborgenheit, Sicherheit entpuppen sich als "Wunschvorstellungen", eher noch als situative Bedürfnisbefriedigung, die der Beziehung nicht entspricht. "Arne sagt nichts" und er sagt auch in späteren Situationen nichts.

Eben das wird uns anerzogen: die Angst vor der Sexualität und ihre Zulässigkeit bei vorheriger Absicherung, sei es nun in der Ehe oder zumindest in der Verhütung der Schwangerschaft. Sexualität darf nicht erlebt werden, sondern sie wird an spezifische Bewertungen und Gefühlszuschreibungen gebunden, an Liebe und Ehe, an angst- bzw. machtbesetzte Perversion und Gewalttätigkeit, oder sie bleibt undifferenziert in der Sexualisierung "harmloser Situationen", in der Flucht in wissenschaftliche, funktionalistische Objektivierungen.

Dem Objekt Sexualität begegnen wir in den unterschiedlichsten Lebensbereichen - und wir meinen, daß wir verstünden, damit umzugehen, es zu benutzen. Damit wird der Zugriff abstrakter Zusammenhänge anerkannt, wir lassen uns vereinnahmen, ordnen uns einem vorstrukturierten Handlungsgefüge unter. Darin gefangen, erscheint unser Handeln zwangsläufig, fixiert. Es fällt schwer, die vorgefertigten Interpretationen nicht zu übernehmen, sie in Frage zu stellen, denn nicht die kritische Einstellung, sondern die Verinnerlichung des gesellschaftlichen Bedeutungs- und Sinngebungssystems liegt im Interesse dieser Gesellschaft, in der immer nur Teilzusammenhänge offengelegt werden. Durch die Erkenntnis des eigenen Erlebens und seiner Bedeutung verändert sich schließlich auch die Beziehung zur Gesellschaft, kommt es zur Distanzierung, zu einer bewußten Ablehnung, möglicherweise aber auch Anerkennung gesellschaftlich- normativer Sinngebungen.

"Wir hingegen leben in einer Gesellschaft des 'Sexes' oder vielmehr der 'Sexualität': die Mechanismen der Macht zielen auf den Körper, auf das Leben und seine Expansion, auf die Erhaltung, Ertüchtigung,

Ermächtigung oder Nutzbarmachung der ganzen Art ab. Wenn es um Gesundheit, Fortpflanzung, Rasse, Zukunft der Art, Lebenskraft des Gesellschaftskörpers geht, spricht die Macht von der Sexualität und zu der Sexualität, die nicht Mal oder Symbol ist sondern Gegenstand und Zielscheibe. Und ihre Bedeutung beruht weniger auf ihrer Seltenheit oder Ungesichertheit als vielmehr auf ihrer aufdringlichen und heimtückischen Gegenwart, auf der Tatsache, daß sie überall gleichzeitig entfacht und gefürchtet wird. Die Macht ruft sie auf den Plan und setzt sie als expansiven Sinn ein, den sie immer wieder unter Kontrolle bringen muß, damit er ihr nicht entwischt. Die Sexualität ist ein Effekt mit Sinnwert." (Foucault 1977, 176)

Ausgehend von der patriarchalischen Gesellschaft, in der repressive Strukturen Frauen in besonderem Maße betreffen, haben Frauenbewegung und feministische Wissenschaft versucht, derartige Zusammenhänge aufzudecken, die Gleichsetzung und Objekthaftigkeit von Frauen und Sexualität sowie die "Nutzbarmachung", den Mißbrauch und die Unterdrückung von Frauen für und in sexuellen Zusammenhängen zu entlarven. Dadurch wurden Frauen sicherlich "befreiter", körperbewußter, selbst- bewußter. Diesen Frauen ist es erleichtert worden, sich ihren Körper wieder anzueignen, ihn neu zu erfahren, ohne ihn an den herkömmlichen Bewertungen zu messen, ihn als Objekt zu betrachten, der im Sinne gesellschaftlich anerkannter Norm modelliert und benutzt werden kann. Dies hat anfangs u.U. zu einer verstärkten Ablehnung und Negation von "körperlicher Gestaltung" geführt, was sich im Abgrenzungsprozeß ebenfalls z.T. als Ablehnung des Körperlichen, als Körperfeindlichkeit ausgewirkt hat. In der Negation scheint es sich dann doch "nur" an den verfestigten Vorstellungen orientiert zu haben. Auf dieser Basis entwickelten sich aber nicht nur neue Normen, sondern sie hat auch die Chance eröffnet, sich selbst und seine Bedürfnisse zu erfahren, sich um ihre Verwirklichung zu bemühen, sie auszudrücken. Die Selbsterfahrung ebenso wie frauenfreundliche wissenschaftliche Analysen haben die Blickrichtung auf ein neues, fraueneigenes Selbstverständnis hin eröffnet. Die Frage bleibt allerdings, inwieweit es sich gegen Entfremdungs-, Verselbständigungs- und Vereinnahmungstendenzen behaupten kann.

Die Herausgeberinnen der "Politik des Begehrens" problematisieren in ähnlicher Weise. *"Anstatt jede neu eröffnete sexuelle Möglichkeit als eine Errungenschaft mehr zu werten, haben wir weitgehend das Alte gegen das Neue eingetauscht: Vagina gegen Klitoris, Heterosexualität gegen*

Lesbianismus, Sadomasochismus gegen entsexualisiertes Lesbentum. Inwiefern reflektiert dieser Extremismus unseren Umgang mit Sexualsprache, wenn wir erhellende Metaphern zu wörtlich nehmenden Bezeichnungen machen - wenn Vergewaltigung für Sexualität mit Männern, Freundschaft für Sexualität mit Frauen, Verletzlichkeit für Opferhaltung steht?" (Snitow, Stansell, Thompsen 1985, 15)

2.3. Männliche Gewalt rechnet mit der sexuellen Verletzbarkeit von Frauen

In dem o.a. Zitat von Snitow u.a. zeigt sich die Ambivalenz, die sich hinter dem Gewaltbegriff und der "Opfermentalität" verbirgt. Die Verallgemeinerung, die normativen Bewertungen innewohnt, führt oft zu verallgemeinertem und erwartungsgemäßem Verhalten. Wenn wir Heterosexualität mit Vergewaltigung gleichsetzen, dann signalisiert Verletzbarkeit sicherlich eine allumfassende Opferhaltung. Sie wirkt hemmend auf unser Handeln, weil sie gleichzeitig erwartbare Verhaltensdispositionen beinhaltet.

Auch W.-D. Narr (1985) bezeichnet Frauen als Opfer, die sich im Grad ihrer direkten Betroffenheit unterscheiden, je nachdem, in welchem Maße sie mit Gewalt bislang konfrontiert wurden. Diese abstrahierte Wahrnehmung besitzt im Kontext gesellschaftlicher Unterdrückung ihre Berechtigung, weil sie kritische Distanz voraussetzt; als subjektive Einstellung übernommen, zwingt sie jedoch oft zur Anpassung und macht kritikunfähig.

In einem früheren Aufsatz unterscheidet W.-D. Narr in Anlehnung an J. Galtung zwischen "struktureller" und "aktueller" Gewalt, obwohl beide auch zusammen gesehen werden müssen (vgl. dens. 1974, 53). So ist auch die Vergewaltigungstat mit - wie Narr (1985) es formuliert - Herrschaft und staatlicher Gewalt verbunden. I.d.S. sind Männer nicht nur als Täter (der aktuellen Gewalt), sondern auch als Opfer (der strukturellen Gewalt) zu begreifen; im konkreten Fall sind jedoch unterschiedliche Gewichtungen zu treffen (vgl. a.a.O. 160).

Die Wirksamkeit struktureller Gewalt belegt Narr am Eherecht und dessen übergreifenden Maßnahmen, die nicht nur die Mann- Frau- Beziehung, sondern auch *"die ganze außerhäusliche Arbeitswelt und andere*

Rechtsgebiete, z.B. die Sozialversicherungsgesetzgebung" betreffen. *"Das Ehegesetz ist ein zentraler Teil struktureller Gewalt gegenüber dem weiblichen Geschlecht, denn es stärkt die unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen zugunsten der Männer." (ebd. 164)*

Männliche Herrschaftsansprüche und sexuelle Gewalt gegen Frauen wirken in ihren unterschiedlichen Ausprägungen als Unterdrückungspotential zusammen (vgl. ebd. 166). Die Mechanismen sexueller Gewalt gehen über die heterosexuelle Beziehung hinaus und finden sowohl ihren Niederschlag als auch ihre Ergänzung in anderen Manifestationen gesellschaftlicher Repressionen gegen Frauen.

"Der Angriff des männlichen Körpers auf den weiblichen - schier geschichtslos geworden - entprivatisiert und verallgemeinert sich in jene öffentlichen Diskriminierungserfahrungen von Frauen hinein, die wir in den vergangenen Jahren mit mehr Publizität und weniger Peinlichkeit diskutiert haben: Unterbezahlung, Rollenzwänge, emotionale Ausbeutung, intellektuelle Nichtbeachtung und vieles mehr. Die Disproportionalität von Macht und Ohnmacht für Frauen und Männer in der gesellschaftlichen öffentlichkeit resultiert - so eine unserer Thesen - aus der Bedrohung körperlicher Lust durch physische Gewalt." (Janshen u.a. 1985, 10)

Sexuelles Empfinden wird für Frauen in den Dienst männlicher Gewaltanwendung gestellt, damit werden sexuelle Erlebnisse für Frauen zwiespältig: als angstbesetzt und als mehr oder minder gewaltsam definiert. Außerdem wird eine subjektive - aus dem eigenen Erleben resultierende - Bewertung von Gewaltmomenten im sexuellen Erleben erschwert, wenn nicht gar unterbunden.

Gerade im sexuellen Erleben ist physische Verletzbarkeit, sind Gewaltmomente jedoch nicht ohne weiteres auszuschließen. Was in der weniger vertrauten und intimen Beziehung als gewalttätiger Angriff wahrgenommen wird, kann hier Ausdruck von Erregung, Ekstase, intensivem Erleben sein. Die Komplexität von Situationen und von Begegnungen läßt es u.U. kaum zu, spezifische Gewaltformen eindeutig zu isolieren; die Bewertung von Reizen, von Handlungen und Verbalisationen sind situationsabhängig und personengebunden. Die Grenzen erweisen sich als fließend. Gewalt wird möglicherweise erst durch die subjektive Bewertung und den individuellen Kontext zu Gewalt.

In der Reflexion täglichen Erlebens wird dies offensichtlich. Frauen - auch zu "reizvollen" Objekten erzogen - wissen mit der Zeit um ihre Ausstrahlung. Männliche Reaktionen darauf werden jedoch ganz

unterschiedlich aufgefaßt, manchmal nehmen wir sie lustvoll an, manchmal werden sie zur Bedrohung.

Die Übernahme normativer Bewertungen schließt solche Erfahrungen jedoch aus. Physische Verletzbarkeit wird in psychische Verletzbarkeit transformiert, sowohl in den vermittelten Auffassungen, daß frau nur Körper sei, als auch über das Zusammenwirken von physischer Gewalt und struktureller Unterdrückung von Frauen. Diese Mechanismen sind u.a. deshalb real dermaßen wirksam, weil Frauen daran glauben und in ihrem Glauben an die Opferhaltung und ihr Ausgeliefert- Sein erzogen werden.

"Wo Befehlen nicht mehr gehorcht wird, sind Gewaltmittel zwecklos." (Arendt 1975, 50)

Die sexuelle Verletzbarkeit von Frauen erleichtert es Männern, - sowohl strukturelle als auch aktuelle - Gewalt über Frauen auszuüben. Die Gewaltverhältnisse, denen Frauen (und auch Männer) unterliegen, sind weniger auf physische Gewalt als auf die psychisch wirksamen Gewaltandrohungen sowie eine wirkungsvolle Transformation von physischer Gewalt in psychische Unterdrückungsmuster und Abhängigkeitsverhältnisse angewiesen. Die Androhung von physischer Gewalt dient der Stabilisierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Die fiktive Vermittlung von Gewalterlebnissen durch die kontrollierenden Sozialisationsinstanzen enthebt Frauen der Chance, sich selbst damit auseinanderzusetzen, Verarbeitungs- bzw. Hinnehmungsprozesse werden mitgeliefert, Deutungs- und Erklärungsmuster passen sich ihrem alltäglichen Bezugsrahmen an. Erlebnisse, ob nun gesellschaftlich positiv oder negativ bewertet, können von ihnen nicht mehr auf deren Bedeutung für sie hin überprüft werden. Sie werden nicht zur Erfahrung, sondern zur Bestätigung übernommener Erfahrungsinhalte.

Angst, diffuse Angst lernen wir schon früh durch elterliche Übertragungsleistungen kennen (vgl. Schicha 1982, 249, 260), die repressiven Mechanismen, die sich daran knüpfen, lassen sich im Einzelnen oft schwer enthüllen. Gewalt wird wahrnehmbarer in ihren unverhüllten, brutalen Formen: im Sexuellen als Gewalt in der Ehe bzw. als Vergewaltigung. Wieviele Frauen sich in ihren Ehen tatsächlich unter Druck gestellt fühlen, wie oft allein schon "sexueller Verkehr" in Ehen zur Gewaltausübung wird, weil Frauen "es" über sich ergehen lassen, weil "es" dazu gehört, er "es" immer will, ist kaum abschätzbar, ebenso ist es dann kaum noch von sexueller Nötigung und sexueller Vergewaltigung im Ehebett zu trennen.[6] Eine Form ehelicher Gewalt, die seltener erwähnt wird, bildet der umgekehrte Fall, wenn der

Mann sich verweigert (u.U. weil er außereheliche Beziehungen hat) und der Frau aufgrund ihrer internalisierten Moral- und Liebesvorstellungen (und u.U. aufgrund des eifersüchtigen Verhaltens des Mannes) außereheliche sexuelle Beziehungen versperrt bleiben (vgl. Reich ²1971, 103f).

Indem Frauen der Erwartung entsprechen und sich zugunsten anderer zurücknehmen, indem sie nicht für sich, sondern für ihre Familie leben, in einem sozialen Rahmen, in dem es immer wichtiger erscheint, eine gesicherte Beziehung einzugehen, um nicht im "Sumpf" der Anonymität zu versinken, wird es Frauen nicht nur immer schwerer, ihr eigenes Interesse zu entziffern, sondern auch dieses zu vertreten. So gesehen, befinden sich viele Frauen vermutlich in einem ständigen Prozeß der verfälschten Selbstwahrnehmung, der Selbstverleugnung und der Selbstvergewaltigung. Damit werden gleichzeitig die Strukturen verfestigt, die auf direkte Gewaltanwendung verzichten können, weil die potentielle Gewaltanwendung als Drohung wirksam ist (vgl. Luhmann 1975, 66).

Sexualität ist ein Stichwort, mit dem sich Gewaltdrohung und -anwendung gegen Frauen fast durchgängig verknüpfen läßt. Das Verbot der Selbstbefriedigung raubt die Lusterfahrung, Unterdrückung oder Geheimhaltung mit "schlechtem Gewissen" sind die Folgen; die Tabuisierung von Menstruation, sexuellen Beziehungen, Orgasmen u.a. steht in Konflikt mit der Forderung nach lustvollem Erleben und Befriedigung, sobald "der Mann" seine Ansprüche anmeldet. Plötzlich sollen wir uns frei und unbeschwert einer vorher tabuisierten Situation anpassen.

Wenn wir Pech haben, erleben wir die Entjungferung nicht als lustvolle Erfahrung, sondern als eine schmerzhafte Angelegenheit, wir erleben nicht das Hochgefühl einer Eroberung durch die Brechung eines Verbots, sondern die Angst, weil wir ein Verbot gebrochen haben.[7] Selbst bei noch so progressiven Aufklärungsversuchen unserer Eltern steht dem doch ein Rest vermittelter Schamgefühle des Unerlaubten und Unaussprechbaren gegenüber. Der Kampf findet in uns statt und raubt uns die Kraft, um dort zu kämpfen, wo es darum ginge, unsere Bedürfnisse zu verwirklichen. Wenn wir uns nicht entscheiden können, welche Bedeutung Sexualität in unserem Leben einnimmt, können wir uns auch nicht den Weg zu unserer Befriedigung erkämpfen. Entscheidungsunfähig liefern wir uns nicht zum Zweck des Lusterlebens, sondern zur Sicherung unserer Beziehung, aus Angst vor ihrem Verlust aus (vgl. auch Friday 1982,

328).

Frauen müssen sich die Frage stellen, worauf sich ihre Angst richtet. Wem dient sie, macht sie uns nicht der Gewalt der Männer allgemein und eines speziellen Mannes untertan? Wenn wir uns schon nicht seiner Gewalt entziehen können, wie hilflos sind wir dann eigentlich, wie un-selbständig?

"Ich weiß genau, wann er mich das erste Mal geschlagen hat. Das war am Anfang der Schwangerschaft mit meiner ersten Tochter. Wir haben uns nach und nach total isoliert von der Außenwelt, so daß ich später absolute Umweltstörungen hatte. Ich konnte z.B. nicht mehr U-Bahn fahren. Ich bin zwei Stationen gefahren und dann ausgestiegen. Ich hatte auch keine Kontakte mehr zu anderen Leuten." (Interview in Richardsen u.a. 1983, 7)

Die Angst vor der totalen "Entblößung", vor der Hilflosigkeit, vor dem Verlust des "antizipierten Selbst" wird schließlich zum ständigen Begleiter, zum einzig sichernden Faktor; die oben zitierte Frau fand Sicherheit und Selbstbestätigung letztendlich nur in der Quelle, die sie beherrschte:

"Ja, zu dem sexuellen Kontakt möchte ich sagen, daß der durchaus von beiden Seiten ausging, 1. war es immer so eine Art Aussöhnung von meinem Mann und 2. war es die einzige Sache, wo ich von meinem Mann Selbstbestätigung bekam." (ebd. 8)

Die Vermittlung eines Postulats, daß Frauen schwächer seien als Männer, findet in Gewaltszenen seine Bestätigung. Die Frau ist in diesem Moment nicht nur dem Mann über ihren Körper ausgeliefert, sondern das Mosaiksteinchen fügt sich schlüssig in ihr "Weltbild" der Abhängigkeit und Unterlegenheit ein. Der Machtvollere beweist sich und läßt einen Tropfen des "Glanzes" auf die Unterlegene fallen; er erscheint als bewundernswert und vermittelt ihr das Gefühl, daß sie trotz der eigenen Nichtigkeit beachtet wird.

M. Brückner nennt dies "die geheime Faszination des Macho- Mannes" (vgl. dies. 1983, 68ff). Die demonstrative Männlichkeit gestattet im Gegenlicht die Betonung der Weiblichkeit, - allerdings kaum der eines "authentischen Selbst", sondern der des internalisierten "Weibchen-Bildes", des tradierten Frauenstereotyps. Gefügigkeit, Verfügbarkeit aus der vermeintlich schwächeren Position heraus, zwingt Frauen zur Anpassung, die ihnen den Blick für die wirklichen Dimensionen trübt, zu vieles leitet sich aus einer verinnerlichten Erwartungshaltung her, als daß klare Grenzziehungen noch möglich wären.

Im folgenden geht es darum, sich mit einigen Aktualisierungen männlicher Gewalt auseinanderzusetzen: mit Gewalt in der Ehe, mit Vergewaltigung und mit der Gewalt auf der gesellschaftlich-institutionalisierten Ebene.

2.3.1. Die abstrakte Bedrohung durch den anonymen Täter in ihrer Konkretisierung: Vergewaltigung

"Auch die Vorstellung vom Vergewaltiger als einem Mann, der plötzlich von sexuellen Bedürfnissen überwältigt, über eine Frau herfällt, stimmt mit der Wirklichkeit nicht überein. Hinter dieser Vorstellung steht die Annahme, daß jeder Mann vergewaltigen würde, wenn es keine sozialen Schranken gäbe, das heißt Vergewaltigung "natürliches" Verhalten ist. Wir meinen dagegen, daß Vergewaltigung - als Bestandteil unserer Kultur - erlernt wird." (Fischer u.a. 1977, 60)

Vergewaltigung schließt die (gewaltvolle) Machtausübung eines oder mehrerer Männer über Frauen ein. "Sexuelle Triebbefriedigung" findet auf anderen Ebenen statt; letztendlich ist unsere Gesellschaft auf solche Phänomene wie Prostitution - als zwar moralisch abgewertetes, jedoch institutionalisiertes Phänomen - angewiesen. Vergewaltigung ist nicht der "Mut des Verzweifelten" (der sich das andere nicht leisten kann), sie ist die Machtdemonstration desjenigen, der des Beweises seiner Männlichkeit bedarf.

Der Vergewaltigungsakt wird für Männer jedoch durch spezifische Erklärungsmuster - wie z.B. ihrer "zügellosen, sexuellen Aggressivität" - entschärft: Wenn Frauen "nein" sagen, meinen sie "Ja"; Frauen wollen schließlich auch immer, aber sie trauen sich nicht.

"Allgemeiner ausgedrückt, dienen Mythen und Stereotype über Vergewaltigung zwei fundamentalen Aufgaben: sie erlauben dem Mann ein Verhalten, das sonst verboten wäre, und gestatten ihm gleichzeitig, dieses Verhalten anschließend zu rationalisieren und zu rechtfertigen. Während hierdurch die soziale Kontrolle für den Mann gelockert wird, wird die Frau noch stärker eingeengt: Mythen und stereotype Vorstellungen dienen als Mechanismus, die Frau auf ihrem Platz der Minderwertigkeit und Unterwürfigkeit fest- und von einer Anzeige abzuhalten." (Weis 1982, 60)

In der Studie über vergewaltigte Frauen von K. Weis wird auch deutlich, daß viele Frauen der gesellschaftlichen Definition der Mit- bzw. Selbstschuld unterliegen. Oft genug fragen sie sich anschließend, wie sie diese Situation herbeigeführt haben, welche Zeichen sie ausgesendet haben. Fehleinschätzungen und Fehlinterpretationen gehen - nicht nur in ihrem Selbstzweifel, sondern auch häufig in der Bewertung durch die Umwelt - auf das Konto der vergewaltigten Frau." Die Zuschreibung eigener Schuld bedeutet gleichzeitig auch die Entlastung des Täters. Es ist offensichtlich, daß es sich hierbei um eine Konstruktion handelt, die eine Situation, der im realen Erlebnis die Schrecken des Gewaltverbrechens innewohnt, entschärft.

Muß die Diskrepanz zwischen Erlebnis und übernommener bewertender Erklärung nicht zur Verdrängung, Ängstlichkeit und Unsicherheit beitragen? Wie stark wirkt nicht erst das konkrete Geschehen, sondern die weibliche Einstellung, die Gefahren aus der Unberechenbarkeit des Mannes und aus "provokantem Verhalten" antizipiert? Kennt nicht jede Frau die Angst vor Vergewaltigung? Befand sie sich nicht tatsächlich schon in Situationen, in denen sie Interpretationen befürchten mußte, die ihre Gefühle und Wünsche mißdeuteten und mißachteten? Kennen nicht alle Frauen die Mechanismen, die die wirklichen Gefühle verbergen helfen, weil eine überspitzte männliche Deutung in einer Vergewaltigung enden könnte? Oder wenn sie nicht lieb und nett genug reagieren, müssen sie dann nicht die Wut und die Bestrafung des Mannes erwarten?

Klingen diese Fragen für Männerohren übertrieben? Manchmal ist der Spielraum zwischen unseren Verhaltensmustern tatsächlich so gering und es erweist sich als schwierig, die Situation richtig einzuschätzen: Die sozialisierte Anweisung in solchen Momenten heißt Angst und Unterwürfigkeit.

"Von dem Zeitpunkt, an dem ein Mädchen alt genug wird, das elterliche Haus ohne Begleitung zu verlassen, bringt man ihm bei, Situationen zu meiden, die für das Mädchen Gefahr bergen könnten: Es soll nicht mit Fremden reden, mitgehen oder in Autos unbekannter Personen einsteigen. Explizit oder implizit werden immer Männer ('der böse Onkel') als die Quelle des möglichen Schadens dargestellt. Aber häufig müssen die Mädchen ihre Kenntnisse auf vage Andeutungen stützen, die sie über das, was passieren könnte, im unklaren lassen. Mädchen, und später auch Frauen, können dementsprechen fast alle Situationen, in denen sie mit einem Mann allein sind, als gefährlich ansehen. Ihre tatsächliche Angst wird von Faktoren bestimmt, die diese Situation strukturieren." (ebd.

212)

K. Weis bleibt nicht der Feststellung über die potentielle Täterschaft verhaftet, und er geht ebenso auch über die Beschreibung der durch wenig konkrete Warnungen konstruierten Situation hinaus. Er beleuchtet die potentielle Opferbereitschaft von Frauen sowohl in ihrer gesellschaftlich legitimierenden Funktion als auch in der individuell-hemmenden Dimension näher. In der Vermittlung des Opfer- bzw. Angreiferstatus erweisen sich weibliche und männliche Sozialisation als komplementär. Die meisten Frauen tauschen ihre eigenen Fähigkeiten zur Verteidigung" gegen die - auch so empfundene - Abhängigkeit männlichen physischen Schutzes ein. Erfahrungen und Erwartungen untermauern das Vertrauen in den bekannten Mann als Beschützer.

"Bei der Übernahme ihrer weiblichen Rolle lernt sie, sexuelles Entgegenkommen als wichtiges Tauschobjekt für das Eingehen einer bedeutenden Beziehung und, im Idealfall, einer Ehe einzusetzen." (ebd. 1982, 60f)

Einmal die Angst und Hilflosigkeit internalisiert, gelingt es Frauen kaum, sich dagegen und gegen Vergewaltiger zu wehren. Es scheint alles darauf ausgerichtet, Frauen nicht nur in den akuten Vergewaltigungs-situationen fügsam erstarren zu lassen, sondern sie auch noch im nachhinein sprachlos zu machen. Die Barrieren, die sie überwinden müssen, sind - durch das weibliche Rollenklischee, durch Tabuisierung und Moralisierung von Sexualität und Sexualverbrechen manifestiert - wirksamer als die Skrupel, welche vergewaltigende Männer ablegen müssen. Wehrlosigkeit, Erstaunen über die Tat ("so etwas kann mir nicht passieren"), Erstaunen über den Täter (nur Fremde vergewaltigen) wirken nicht nur im akuten Moment, sondern schlagen sich auch in der Dunkelziffer hinsichtlich Anzeigen, in der Unfähigkeit, überhaupt "darüber zu sprechen", in Selbstzweifel und Selbstverachtung nieder.

2.3.1.1. Vergewaltigungsphantasien zwischen Wunschvorstellung und Verarbeitung repressiv sexueller Verhältnisse

Aber wünschen Frauen sich nicht doch ab und an, "vergewaltigt" zu werden? Was steckt hinter weiblichen Vergewaltigungsphantasien?
Vergewaltigungsphantasien sind nicht auf ein reales Erlebnis hin ausgerichet. Wenn sie eine reale Dimension aufweisen, dienen sie vermutlich der Bewältigung der ständigen "Anmacherei" und Gewaltdrohung von Männern gegen Frauen.
"Vergewaltigung bewirkt in der weiblichen Phantasie ungefähr dasselbe wie der erste Alkohol in Wirklichkeit: beide befreien eine Frau von Verantwortlichkeit und Schuldgefühlen. Wenn sie sich in die Hände ihres Phantasie- Angreifers gibt - sie macht ihn ja überhaupt erst zum Angreifer -, bringt sie ihn dazu, genau das zu tun, was sie möchte, während sie scheinbar gezwungen wird zu tun, was er will. In jeder Hinsicht ist sie der Gewinner und dabei ganz unschuldig, da sie ja einer gnadenlosen Gewalt hilflos ausgeliefert ist, die stärker ist als sie selbst. Die Schmerzen, die sie vielleicht erleiden muß, die Schürfwunden und die Demütigung sind der notwendige Preis, den sie dafür zahlt, ohne Schuldgefühle die Art von Vergnügen zu genießen, die sie in Wirklichkeit vielleicht nicht konfrontieren oder auch nicht finden kann." (Friday 1983, 103)
Das, was N. Friday ihren gesammelten Aussagen über weibliche Vergewaltigungsphantasien voranstellt, scheint, obwohl sie auf die Diskrepanz zwischen Phantasievorstellung und Wirklichkeit verweist, dennoch als ein hartes Urteil über diese Frauen, da sie ihnen gleichzeitig unterstellt, sie wollten in ihren Phantasien bewußt die Verantwortung ihrer Wünsche auf den Mann übertragen.
In diesem Zitat ist jedoch auch die befreiende und bewältigende Wirkung, die Vergewaltigungsphantasien innewohnen mag, verborgen. Frauen werden mit männlich sexueller Gewalt meist nicht so direkt konfrontiert, wie es sich in Vergewaltigungssituationen niederschlägt. Vergewaltigung ist das Extrem männlicher Gewalt, der sich Frauen normalerweise ausgesetzt sehen. Die Konfrontation mit männlicher Gewalt findet auf zwei Ebenen statt: zum einen werden wir in einer diffusen Angst vor Vergewaltigungen erzogen und gehalten, zum anderen liefert uns das tägliche Leben ständig Beweise von männlicher Annäherung, in der Gewalt unterschwellig mitschwingt. Mit "Anmachereien" auf der

Straße lernen wir wahrscheinlich mit der Zeit umzugehen, wir können ihre Bedeutung abschätzen, mit Ignorierung oder ein paar passenden Worten reagieren; dadurch werden zwar die konkreten Situationen entschärft, es bleibt aber die Drohung, die wir in ihrer Bedeutung aufgrund der sozialisierten Vergewaltigungsvorstellungen interpretieren.

Vergewaltigungsphantasien konkretisieren m.E. diese Vorstellungen, in ihnen wird geprobt. Wie reagiere ich, welche Gefühle entwickeln sich, kann die Verarbeitung positiv für mich stattfinden? Vergewaltigungsphantasien dienen der sexuellen Stimulation, weil sie eben nicht auf der tatsächlichen Gewaltausübung beruhen, sondern weil die Gewalt durch die phantasierende Frau steuerbar und kontrollierbar wird, dadurch kann sie über das erträgliche Maß an Gewalt, die zudem noch schmerzfrei bleibt, selbst bestimmen. (vgl. Weis 1982, 68)

Gewaltphantasien, Erfahrungen über die gespielte oder die angenommene phantasierte Stärke des Mannes können sich im bewußten Wahrnehmungsprozeß auch mit intensiveren Erlebnismöglichkeiten verbinden. Intensität kann sich durch das vollkommene Eintauchen in eine fiktive Situation, unterstützt durch reale Reaktionen, oder die Verdichtung der realen Situation durch fiktive Vorstellungen, welche das emotionale Erleben beeinflußen, verstärken. Frauen entwickeln Vergewaltigungsphantasien nicht nur "im stillen Kämmerlein", sondern auch, wenn sie z.B. mit ihrem Freund, Ehemann sexuell zusammen sind. Gewaltphantasien dienen somit der Kompensation des realen Erlebnisvermögens; möglicherweise sind sie Ausdruck des Verlustes oder einer Hemmung, Bedürfnisse nach Intensität zu leben. Über das Ausmaß und die Form realer Umsetzung ist damit jedoch nichts ausgesagt.

2.3.1.2. Momentaufnahme der Tat - Reaktionen der Umwelt

Die Uneindeutigkeit in der Bewertung von Vergewaltigungstaten resultiert aus unterschiedlichen Deutungen der Situation; die Grenzen zwischen Verführung und Vergewaltigung sind fließend. Die Diskrepanz schlägt sich schon im traditionellen Frauenbild nieder: der Internalisierung ängstlicher Deutungsmuster steht das Postulat "passiven Verhaltens" gegenüber, letzteres erzwingt nahezu den Einsatz von verführenden Verhaltensweisen. Hierauf kann sich der Täter immer wieder zurückziehen, hierhin wird die Frau immer wieder gedrängt, zumal wenn sie selbst über die Frage eigener Schuld nachsinnt.
K. Weis gibt einige Indizien des Umschlagens von verführenden in vergewaltigende Situationen an: aus Überredung wird verbal/ nonverbal vermittelter Zwang, aus Schmeicheleien werden Anklagen und Drohungen, die Atmosphäre erkaltet in unpersönlichem Schweigen und der Objektivierung der Frau zum Opfer für Kränkungen, Erniedrigungen und Schmerzen (vgl. dens. 1982, 68)
Vergewaltigungstaten besitzen nur ein Kriterium allgemein- gültiger Beschreibung: das Opfer ist weiblich, der Täter männlich, klassifizierende psychische und soziale Merkmale existieren nicht.
"Die Auswahl des Opfers richtet sich viel wahrscheinlicher nach den recht unterschiedlichen Merkmalen, Absichten und Möglichkeiten des Täters. Je nachdem ist es dann eine Ehefrau oder Prostituierte, eine Sonderschülerin oder eine Studentin, eine Schwarze oder Weiße, eine Erwachsene oder ein Kind, eine Schüchterne oder Selbstbewußte oder einfach ein Gelegenheitsopfer." (Schlötterer 1982, 57)
Auch die Männer können nicht in eine Kategorie gesteckt werden. Auffällig erscheint allenfalls der Glaube, nur Fremde könnten vergewaltigen. Dem steht die erhebliche Zahl vergewaltigender Väter oder Vorgesetzter gegenüber, die ihre Position und die herrschenden Abhängigkeitsverhältnisse "schamlos" ausnutzen. Dadurch sind sie oft genug auch vor Strafanzeigen geschützt, denn bekannten Männern traut frau und ihre Umgebung Vergewaltigungsabsichten selten zu; vergewaltigt er tatsächlich, sind die persönlichen Bindungen oft stark genug, um den Mantel des Schweigens "über die Sache" zu decken. In solchen Fällen muß das Opfer die Beziehung neu definieren und sich ihre Täuschung über diesen Mann eingestehen; das stößt möglicherweise auch auf Schwierigkeiten in ihr selbst, denn schließlich hat sie ihn falsch

eingeschätzt. Der Weg in die eigene "falsche" Verantwortlichkeit ist dann schnell zurückgelegt.
Auch Polizei und Justiz beweisen oft ihre Unzulänglichkeit durch fehlendes Einfühlungsvermögen. Trennungen zwischen sexueller Nötigung und Vergewaltigung, das Bemühen um eine vollständige Rekonstruktion der Tat unter Berücksichtigungen etwaigen Entgegenkommens durch die Frau oder zumindest solcher Bedingungen, die sich dahingehend interpretieren lassen, tragen zur Verharmlosung von Vergewaltigungen bei. Dem Prinzip der Mitschuld und Mitverantwortlichkeit folgend, werden Frauen zum zweiten Mal Opfer, z.B. indem sie nach ihrem Lebenswandel und ihren sexuellen Einstellungen befragt werden. (vgl. u.a. Schlötterer 1982, 83 - 151 / Janshen 1985).
Vergewaltigte Frauen erfahren neben den Belastungen durch die zuständigen Behörden auch verletzende Reaktionen ihrer vertrauten Umwelt. Unglaubwürdigkeit, Zweifel, Schuldzuschreibungen, Verachtung erschweren die Bewältigung des Erlebten und lassen vergewaltigte Frauen oft mit ihrer Wut, Verzweiflung, Angst, der Zerstörung ihrer Identität allein. Die Ignoranz der Umwelt gegenüber den psychischen Folgen bei Frauen kann als Abwehrmechanismus eigener Betroffenheit gewertet werden. Frauen distanzieren sich von der aktualisierten Vergewaltigungsdrohung. Männer identifizieren sich z.T. mit dem Täter und/ oder sie fühlen sich in ihren "Besitzansprüchen" selbst angegriffen. Die Eifersucht und das Unverständnis von Ehemännern/ Freunden führt manchmal soweit, daß sie sofort ihr "Recht auf Geschlechtsverkehr" als Beweis von Treue und Besitz einfordern (vgl. Schlötterer 1982, 176). - Ist das dann keine Vergewaltigung?

2.3.1.3. Einige Aspekte der psychischen Dimension von Vergewaltigungen

Vergewaltigte Frauen erfahren nicht nur physische, sondern nachhaltigere psychische Verletzungen. Als kompensatorische Folgeerscheinungen zählt K. Weis u.a. Alkoholismus, Depressionen bis hin zu einer notwendigen, längerfristigen psychotherapeutischen Behandlung auf. Die Notwendigkeit einer Neudefinition der Situation und Suche nach einer neuen Identität wird sowohl bei K. Weis als auch bei R. Schlötterer beschrieben. In der Interpretation einer

Betroffenen- Aussage belegt letztere die verzweifelte und unsichere Selbstwahrnehmung mit eindrucksvollen Begriffen.

"Während und nach ihrer Objektivierung durch die Vergewaltigung erlebte sich diese Frau - typisch für einen solchen Vorgang - als lebloses Opfer, erniedrigt, ohnmächtig, schutzlos, sich selbst entfremdet in einer fremden, feindseligen Umwelt. Ihr Vertrauen in die eigene soziale Wahrnehmungs- und Handlungsfähigkeit ist erschüttert. Ausnehmend klar sieht sie sich konfrontiert mit ihrer täuschenden Einschätzung 'zivilisierter' Männer und ihrer Verdrängung der begründeten intuitiven Angst zugunsten einer scheinbaren Rationalität und konventionellen Höflichkeit. Ihre Identität ist fragwürdig geworden, sie wehrt sich dagegen, sich mit einem Vergewaltigungsopfer zu identifizieren, das sich zuvor ängstlich, unsicher und naiv vorgestellt hat." (Schlötterer 1982, 170)

Die Möglichkeiten von Identitätsverlust und Spaltung der Identität scheinen vielfältig. Vergewaltigungen werden nicht als bloßer Gewaltakt erlebt, sondern dringen tiefer in das Bewußtsein, das Gefühlsleben und die Selbstwahrnehmung der Frauen ein. Eine theoretische Begründung mag wohl auch darin liegen, daß Vergewaltigungen eben nicht bloße männlich-sexuelle Triebbefriedigungen bedeuten, sondern ganz klar auf männliches Machtstreben hinweisen, den Besitzanspruch eines Mannes auf die Frau, für den er synonym ihren Körper mißbraucht. Die Übertragung auf die emotionale Ebene schlägt sich in Annahmen des Mannes nieder, daß auch die Frau Lust, Befriedigung erfahren habe, bis hin zu der Frage "ob sie ihn denn jetzt liebe?" (vgl. ebd. 159).

Unterstützend wirken Reaktionen der Umwelt und die gesellschaftliche Beurteilung von Vergewaltigungen, die auch aus dem hergestellten Zusammenhang von Gewalt, Sexualität und Sexualität, "liebendem" Gefühl resultieren. Im Augenblick der Tat können sich Gefühl und Psyche auch deshalb nicht vom Körper abkoppeln, weil es nicht nur um die physische Schmerzerfahrung geht, um Gewalt, die mittels Sexualität ausgeübt wird, sondern weil sich mit sexuellem Handeln wesentlich mehr Momente verknüpfen, die sowohl moralisch tabuisiert sind, als auch dem Bereich des intimen, intensiven, gefühlsbetonten Erlebens zugerechnet werden. Die durch Moral beschnittene und durch Sozialisation verkrüppelte weibliche Sexualität (oftmals schon im Ehebündnis als Tauschmittel und Zwang identifiziert) erhält einen weiteren Stoß, der den idealisierten Zusammenhang von Liebe und Sexualität vollends entlarvt und "entweiht". Vergewaltigte Frauen fühlen sich oft beschmutzt, sehen sich unfähig,

weiterhin sexuell zu handeln, Körperkontakte anzunehmen; zur Befreiung ihrer sexuellen Erlebniskraft von der männlichen Gewalterfahrung benötigen sie - um in der Erwähnung weiblicher Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit gerecht zu werden - mehr oder weniger Zeit. Nach einer Vergewaltigung erleben Frauen oft die Dominanz des mißbrauchten und beschmutzten Körpers über Gefühl und Ratio. Ihr Umgang mit dem Körper ist in der Reaktion verschieden: frau versucht, einerseits sich seiner vollständig zu entledigen, ihn in der Gleichgültigkeit zu vernachlässigen, seine erlebte Beschmutzung durch seine Häßlichkeit auszudrücken, andererseits sich von dem Schmutz in übertrieben sorgfältiger Reinlichkeit und Pflege zu befreien. Statt eine momentane Entfremdung des Körpers von der sonst angenommenen Einheit des Subjekts zu konstatieren, übertragen sie die physischen Verletzungen und die körperlichen Spuren der Vergewaltigung auf ihre gesamte persönliche Identität.

"Das Individuum hat offensichtlich eine Vorstellung von sich selbst, die von einem integren Zusammenhang von Körper, Verhalten, Gefühl und Ratio ausgeht. Wird einer oder werden, wie bei der Vergewaltigung, mehrere dieser Bereiche verletzt, erleidet die gesamte Person Schaden. Eine Beschmutzung des Körpers ist deswegen eine Verunreinigung der ganzen Person." (Weis 1982, 103)

2.3.1.4. Über direkte und indirekte Betroffenheit von Frauen: Möglichkeiten weiblicher Selbst-Hilfe

Zur Unterstützung von vergewaltigten Frauen gegen die oftmals unverständigen, anonym- bürokratischen Institutionen haben betroffene und sich betroffen fühlende Frauen sich organisiert und Informationsnetze geschaffen. Direkt nach einer Vergewaltigung richtet sich der erste Gedanke vermutlich weniger auf Racheabsichten und auf strafrechtliche Verfolgung; wesentlich stärker wirken zumeist Schamgefühl, Verachtung, Sprachlosigkeit, der Wunsch nach Verständnis und Geborgenheit. Wie oben schon erwähnt, kann frau in vielen Fällen kaum auf die psycho- emotionale Unterstützung durch Freunde, Verwandte hoffen - und dies nicht einzig aus deren Selbstschutzmechanismen oder Vorurteilen heraus, sondern weil die psychische Verletztheit und

Bedeutung für Außenstehende selten nachvollziehbar ist. Kommen Formulierungshemmungen und moralische Sperren hinzu, wird das Zugehen auf die Vergewaltigte noch erschwert. Hilflosigkeit, eventuell hilfloses Entsetzen strukturiert die Begegnung mit. Wir werden konfrontiert mit einem Erlebnis, einer Situation, vor der wir in unserer Gedankenwelt schon öfter mit diffuser Angst - und sie als permanente Drohung empfindend - gestanden haben; wir werden aber auch mit einem konkreten Opfer, das uns dieses Erlebnis vermittelt und das mehr oder weniger bewußt nach Verarbeitungsmöglichkeiten sucht, konfrontiert.

Das bedeutet, daß wir zwar emotional in der augenblicklichen Situation und Beziehung involviert sind, daß unser Zugang zum bestimmenden Erlebnis jedoch auf Rationalisierungsleistungen angewiesen ist. Die Kluft wird durch die emotionale Ausgangslage der vergewaltigten Frau und durch die abstrakte, verallgemeinernde Vorstellung auf Seiten des Freundes, der Freundin u.a. signifikanter "Zuhörer" gebildet. Da wichtige Schlüssel zum konkreten Erlebnis fehlen, sind der Vermittlung Grenzen gesetzt.

Der Schritt von den erbrachten Rationalisierungen, die für den nicht direkt Betroffenen zum Verständnis notwendig sind, zu "funktionalistischen" Maßnahmen erscheint als kurz. Wenn frau vergewaltigt wurde, "muß" sie Anzeige erstatten. Zur Stärkung ihrer Beweiskraft muß sie sich ärztlich untersuchen lassen, muß sie sich (oft endlosen) polizeilichen Verhören unterziehen. Aus der Perspektive juristischer Strafverfolgung scheinen solche Maßnahmen berechtigt (vgl. als kritische Position: Kampf 1985 / Morgenthal 1985), im akuten Augenblick stehen sie den Bedürfnissen der Frau direkt entgegen (und bilden oft eine Fortsetzung des Gewaltaktes). Dadurch werden Frauen bestärkt, lieber nichts zu erzählen. Die Drohung des Wiedererlebens, forciert durch institutionelle Zwänge, verhindert dann auch die Kraft einer wiedererlebenden Verarbeitung mit Freunden/ innen.

Notruforganisationen von Frauen für vergewaltigte Frauen erfüllen somit vorrangig andere Aufgaben als die der bloßen Informationsweitergabe. Die Möglichkeit der Anonymität entbindet von Mitteilungsschwierigkeiten, die durch Normen-, Moralverständnis und weibliche Sozialisation entstehen, und sie bietet Frauen die Möglichkeit, sich frei über ihr weiteres Handeln zu entscheiden, sich u.U. weniger der Beeinflussung und Bedrängung ihrer direkten Umwelt auszuliefern.

"Für einige Frauen, die bei uns anriefen (gemeint sind die Telefoninterviews im Rahmen der Weis' Studie / H.B.) *waren unsere Interviewerinnen die ersten Personen, denen sie von ihrer Vergewaltigung erzählten. Zwölf der vergewaltigten Frauen hatten nie mit jemanden über ihre Vergewaltigung gesprochen, manche jahrzehntelang nicht".* Nachfolgend führt er einige Interviewausschnitte an, u.a.: *"Nein, ich hab mit niemanden, also fast 30 Jahre mit keinen Menschen darüber gesprochen. Auch mit meiner Mutter habe ich nicht darüber gesprochen, weil ich Angst hatte. Ich hatte Angst, irgendwie in die öffentlichkeit gezerrt zu werden, zur Polizei und so. Und nachher hatte ich auch Angst. Ich hatte mich irgendwie geschämt, daß ich 13 Jahre alt war und da eigentlich sexuelle Beziehungen hatte, daß ich mich vor lauter Angst nicht hatte wehren können, da habe ich mich eigentlich immer wegen geschämt." (Weis 1982, 119)*

Frauennotrufe üben mehrfache Funktionen aus. Sie führen neben den telefonischen Beratungsgesprächen auch oft längerfristig angelegte Beratungs- bzw. Gesprächsgruppen durch und unterstützen Frauen gegenüber den zuständigen Behörden und Gerichten bzgl. rechtlicher Möglichkeiten (z.B. Nebenklage).

Demonstrationen gegen Vergewaltigungsakte, Mobilisierungen zur Teilnahme an Vergewaltigungsprozessen bekräftigen die allgemeine Relevanz von öffentlichen Kontrollfunktionen, vermitteln Frauen das Gefühl von Solidarität. Solange Vergewaltigungen tabuisiert werden, sehen sich die vergewaltigten Frauen als Einzelfälle, in einer vereinsamten Bewältigung ihres Opferdaseins dem Täter, den Institutionen und der Gesellschaft gegenüber.

Frauen- Selbsthilfe- Aktionen haben einiges dazu beigetragen, vergewaltigten Frauen Lösungshilfen und Unterstützung zu bieten. Das Spektrum reicht von Frauennotrufen über Gesprächskreise bis hin zu Flugblattaktionen, die sich gezielt auf sich häufende Vergewaltigungsfälle beziehen: Täterbeschreibungen, anklagende Veröffentlichung bekannter Täter (vgl. Courage Sonderheft Nr.8, 5.Jg., 55 / Courage 12/1983, 61 / Schlötterer 1982, 271ff). Frauen- Selbst- Hilfe ist jedoch überwiegend auf die Selbst- Hilfe der betroffenen Frauen angewiesen, Aktionen können zwar unterstützend wirken, dem Stachel der Vergewaltigung kann frau aber nur selbst entgegenwirken; dabei spielt die Überwindung der anerzogenen Scham eine bedeutende Rolle (vgl. Schlötterer 1982, 203).

"Die Männer rechnen mit unserer Angst und unserer Scham; wenn wir nicht

rollenkonform reagieren, macht es ihnen gleich weniger Spaß. ... Je mehr individuellen Widerstand Frauen leisten, je weniger sie sich gefallen läßt, desto weniger selbstverständlich werden Belästigungen auf der Straße, in Lokalen und öffentlichen Verkehrsmitteln sein, desto mehr werden die Männer, und nicht wir, in die Defensive getrieben." (Fischer u.a. 1977, 75)

Eine Gewähr gegen Männerattacken und Vergewaltigung bietet dieses Verhalten sicherlich nicht, aber versuchen sollte frau es zumindest, denn ihr Handeln wird dadurch nicht nur für sie, sondern auch für Männer u.U. eindeutiger als Ablehnung, als weibliche Stärke, als aktiver Widerstand erkenntlich; zumindest werden dadurch der Selbstzweifel und die Selbstanschuldigung nach einer Vergewaltigung für die Frau eher als Täuschung, die männliche Gewaltausübung begünstigt, durchschaubar. Wenn Frauen Vergewaltigungsakte anders definieren können als in deren Verbrämung durch ideologisierende Momente bzgl. weiblicher Unentschlossenheit und männlicher Interpretationsschwierigkeiten, männlich "natürlichen Triebverhaltens", wird sich für Frauen vielleicht auch der psychische Schaden begrenzbar halten, weil sie sich nicht selbst verachten müssen, sondern den Täter klar als Täter erkennen können.

2.3.2. Die Drohung des "anonymen" Täters treibt Frauen in die Abhängigkeit des beschützenden Täter: Gewalt in der Ehe

Die Warnungen vor den vergewaltigenden Gefahren der "Außenwelt" verschweigen, daß es häufig nicht der "anonyme, abstrakte" Täter ist, von dem uns Gefahr droht, sondern durchaus bekannte und vertraute Männer Gewalt gegen Frauen ausüben. Die Internalisierungen über Gewalt dürfen mit der Realität nicht übereinstimmen, wollen sie ihre kontrollierende, repressive Wirkung nicht verlieren. Die latente Androhung von Gewalt integriert die Bedrohte in die sie beschützende Umgebung; hier muß die Angst durch das Moment des Vertrauens und des Vertraut- Seins überdeckt werden. Die Gefahr der Gewalttätigkeit droht außerhalb des schützenden Raumes, denn dieser verspricht Geborgenheit, "Bewegungsfreiheit", in ihm sind die Erwartungen, die Beziehungen klarer formuliert. Die Festlegung von Regeln, von Kompetenzverteilungen

zieht die Grenzen; sie akzeptierend, scheinen sie beschützende Freiheit zu garantieren, denn die sich unterordnende Anpassung bietet keinen Anlaß zur Gewalt. Forderungen müssen nicht mehr gewalttätig durchgesetzt werden, sondern sie werden erwartungsgemäß erfüllt (vgl. Canetti ²1976, 34f). Dies erweckt den Anschein eines gleichberechtigten Abkommens: Der Schutz vor gewalttätigen Zugriffen - u.U. verstärkt durch die Zusicherung spezifischer Versorgungsleistungen, zumindest einer Repräsentanz nach Außen - wird "entlohnt" durch die Erbringung bestimmter Leistungen, den Einsatz "meiner", der weiblichen Fähigkeiten.

Die eigene Position, eigene Bedürfnisse und Bedeutungsinhalte entbehren mit der Zeit ihrer Überprüfbarkeit, es fehlen Vergleichsmöglichkeiten und, wenn sie doch sichtbar werden, hält uns die Angst vor dem Unbekannten fest. Sich in den Schutz von anderen zu begeben, heißt auch, ihnen die Vertretung eigener Interessen zu überlassen. Dadurch wird das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zur Selbst- Repräsentanz zerstört (vgl. Pfaff 1981, 31). Dies impliziert die Notwendigkeit, sie den herrschenden Verhältnissen unterzuordnen, die eigene Schutzlosigkeit ruft nach der Ordnung der/ des Schützenden. Die "freiwillige" Einsicht in die Notwendigkeit der Anpassung und Unterordnung macht den tatsächlichen Einsatz von Gewalt weitgehendst überflüssig. Gewalt muß nur noch in wenigen Momenten aktualisiert werden, insbesondere wenn reale oder in dieser Form zugeschriebene Macht, Verfügungsgewalt, sich in ihrem hierarchischen Ordnungsprinzip bedroht fühlt, die subtileren, internalisierten repressiven Mechanismen an Wirksamkeit verlieren (vgl. Canetti ²1976, 7).

Macht funktioniert über die Androhung von Gewalt bzw. Repressivität (vgl. Luhmann 1975, 66f). Wenn ich mich vor den Folgen des Ungehorsams nicht ängstige oder ängstigen muß, kann ich mich leichter dem Zugriff der Macht entziehen. In dem Moment, in dem ich mich vor männlicher Macht und Gewalt fürchte, erkenne ich sie auch an - gleichzeitig mit dem Gefühl meiner eigenen Ohnmacht. Das nährt Abhängigkeitsverhältnisse, freiwillig eingegangene und erzwungene. "Freiwillige Abhängigkeitsverhältnisse" - das klingt widersprüchlich und kann nur meinen, daß ich die Notwendigkeit für diese Beziehung als mein eigenes scheinbares Bedürfnis internalisiert habe.

"Es ist nicht die Institution, die uns zu diesem Verhalten zwingt. Es ist unsere Internalisierung ihrer Gegebenheit. Die Institution erleichtert uns zu oft das Leben. Sie verspricht auf meiner Seite zu

sein, garantiert geregelte Abläufe, und ich merke nicht mehr, daß sie auf der Seite meiner Trägheit und Ignoranz ist." (Krenn, Pfaff 1983, 54)

Daß die Institution Ehe und Familie oftmals nicht auf Seiten der Frau steht, sondern ihr bestimmte Aufgabenerfüllungen und Arbeiten abverlangt, die sich an Rollenanforderungen und nicht an eigenen Bedürfnissen ausrichten, ging aus der Betrachtung eben dieser Rollen hervor. Die Widersprüchlichkeit zwischen den Versprechungen der Institution (nämlich Schutz und Geborgenheit) wird im Extrem der "Gewalt in Ehen" deutlich.

2.3.2.1. Aspekte ehelicher Gewalt

Geschlagen mit und ohne Brechstange, eingesperrt, getreten, beschimpft und beschuldigt, vergewaltigt - Frauen, die in ein Frauenhaus fliehen, haben mehr an Gewalt ertragen, als wir es uns meistens vorstellen können. Äußerlich und/ oder innerlich isoliert, erscheint ihnen die Umwelt oft noch feindlicher als der brutale Ehemann.

"Durch unsere Ehe waren wir, bevor wir ins Frauenhaus kamen, stark isoliert. Eine der ersten und wichtigsten Erfahrungen, die wir gemacht haben, war die, daß uns hier im Haus immer einer zuhört, im Gegensatz zur Zeit der Ehe! Denn unser Ehemann war überwiegend mit seinen eigenen Interessen und Problemen beschäftigt und nicht bereit, uns zuzuhören und für unsere Problem Verständnis zu zeigen." (Frauenselbstverlag Berlin- West 1978, 33)

Die Isolierung der Frauen von ihrer Umwelt scheint ein Ziel gerade dieser Männer zu sein, nicht nur weil sie Besitzansprüche anmelden, eifersüchtig sind, sondern auch, weil sie ihre Gewalttätigkeit verbergen müssen. Frauen berichten vom "Sich- Verstecken- Müssen" vor anderen bis hin zu ausgeklügelten Strategien, mit denen Männer der Umwelt beweisen wollen, daß alles "in Ordnung" ist, daß nicht sie, sondern ihre Frauen die Gewalttäter seien.

"Mein Ehemann hatte getrunken und hatte mich in dieser Nacht versucht, am Einschlafen zu hindern, indem er die Schreibtischlampe mit einer 100- Watt- Birne auf mich richtete und dann anfing, mich mit Füßen zu treten und zu boxen. Je weniger ich schrie, umso stärker schlug er auf

mich ein. Dabei schrie er Worte wie: 'Hilfe, Hilfe, Polizei!' und 'Hilfe, Dirk, Deine Mutter schlägt mich!' in das Mikrofon eines Mikrokassettenrekorders. Er lachte und schrie: 'Ich bin so schlau, mir wird man nichts nachweisen können, jetzt kann ich beweisen, daß du mich schlägst!'

Das war so infam, ich dachte jetzt dreht er jeden Moment durch, plötzlich wurde mir klar, daß er diesmal alles gut vorbereitet hatte - er würde es wahrscheinlich schaffen, mich fertig zu machen. Es war entsetzlich!" (Psychologie- Studentin kurz vor dem Diplom, 40 Jahre zit. ebd. 43)

Die Gewalt der Männer und die Wehrlosigkeit der Frauen zieht sich durch alle sozialen Schichten. Die Männer mögen verschieden motiviert sein (Probleme am Arbeitsplatz, Ich- Schwäche bei besser qualifizierten Frauen, eifersüchtige Besitzansprüche u.v.m.), sie mögen ihre Gewalttätigkeit unterschiedlich legitimieren und verschleiern, für die betroffenen Frauen ist dies in der momentanen Situation ihrer Unterdrückung und Verunsicherung, des Verbots zum selbständigen Handeln und Entscheiden unerheblich, für sie heißt es, sich aus dieser Situation zu befreien, sich von dem jeweiligen Mann zu distanzieren. Im Geschlagen- Werden nehmen sie die männliche Vormachtstellung hin; sie werden geschlagen, weil die Männer um den Verlust dieser Vormachtstellung fürchten (vgl. ebd. 11). Männer sind abhängig von der Idee der Machtausübung, sie sind auf ihre Frauen als immer bereitstehende (-liegende) Opfer angewiesen. Deswegen, vermute ich, schlagen sie nicht nur, sondern reden im gleichen Moment von "Liebe", entschuldigen sich, beschenken ihre Frauen, versuchen sie durch Kinder an sich zu binden, nähren sie die Hoffnung der Frauen, daß sie sich noch änderten (vgl. Brückner 1983, 29, 35).

"Nachdem sich diese Frauen aus den jahrelangen Demütigungen und Quälereien ins Frauenhaus geflüchtet haben, werden sie von ihren Ehemännern oder Freunden entweder mit glühenden Liebesbriefen, mit Beschimpfungen oder mit Selbstmorddrohungen erpreßt. Dies alles stellt eine zusätzliche psychische Belastung für die Frauen dar, die nicht alle Frauen durchhalten. D.h. manche Frauen glauben diesen Briefen und wollen es noch einmal versuchen, um zwei, drei Wochen später mit größeren Verletzungen und Enttäuschungen ins Frauenhaus zurückzukehren." (Frauenselbstverlag Berlin- West 1978, 55)

Warum glauben diese Frauen trotz aller Erfahrungen ihren Männern immer noch? Ist es die Erinnerung an vergangene Gefühle, die Suche nach einem

längst irreal gewordenen Bild?
Sind wir nicht alle bereit, an die Veränderung einer Beziehung zu glauben, wenn sie schon längst aufgehört hat zu existieren? (vgl. auch Reich ³1971, 165f) Klammern wir uns nicht auch an Illusionen erlebter Freude, an unsere Freunde, auch wenn die Unstimmigkeiten, die Mißverständnisse überhand nehmen? Ertragen wir nicht alle Beziehungen so lange, wie es eben geht, auch weil wir Angst vor Veränderungen, vor dem Unbekannten und Neuem haben? Verschließen wir nicht unsere Augen vor den tausend alltäglichen Zugeständnissen, Kompromissen, vor der Zurücknahme eigener Bedürfnisse zugunsten des anderen, weil wir entweder nie gelernt haben, daß wir unabhängig von dem einen "besonderen" Mann leben können, daß wir zumindest teilweise Unterstützung und Bestätigung von anderen bekommen können, wenn wir uns darum i.S. von Offenheit bemühen?
Gerade nach langjährigeren Ehen scheint der Kompromißcharakter offensichtlicher, allerdings unter dem Vorbehalt, daß die Routinisierung der Umgangsformen verschleiernd wirkt: es funktioniert ja alles. Die Erwartungen sind abgeklärt, mann/ frau haben sich zusammen"gerauft". Sie wissen, worauf sie sich verlassen können oder auch nicht, haben Strategien entwickelt, um sich durchzusetzen, leben mit Zugeständnissen für Sicherheit, zur Aufrechterhaltung der Zweisamkeit, weil Außenbeziehungen oft weniger intensiv bestehen.
"Der Institution gefällt es, jeden Menschen so weit ordentlich, brav und zuverlässig zu erziehen, daß er die Anweisungen und Funktionsanforderungen der Institution nicht in Zweifel ziehen kann." (Pfaff 1981, 35)
Du kaufst dich in die Ehe ein und erhälst dadurch Bestätigung, die Gewißheit der gauklerischen Zweisamkeit, du kannst zufrieden sein, denn du bist nicht mehr allein. Diese Idylle verlockt anzunehmen, daß die Ehe nun auch nach allen anderen Regelmechanismen positiv verliefe. Was nicht sein darf, das ist auch nicht. Die in die Ehe eingebundene Frau verschließt oft die Augen vor der widersprechenden Realität, sie setzt ihre Hoffnung in die Zukunft, - oft bleibt ihr angesichts einer ignoranten Umwelt auch nichts anderes übrig.
"Ich versuchte natürlich, mich aus dieser Verbindung zu lösen, aber es ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Ich habe oft versucht, von zu Hause wegzukommen. Einmal war ich bei Bekannten. Ich habe alles versucht, eine Wohnung zu bekommen, aber dann hatte ich keinen Kindergartenplatz, keine Arbeit und somit auch kein Geld. Nervlich und

körperlich war ich so fertig, daß ich auch nicht mehr die Kraft hatte, gegen all diese Schwierigkeiten anzukämpfen. Meine Bekannten waren zwar sehr nett, aber immer hatte ich das Gefühl, überflüssig zu sein. Es dauerte daher auch nicht lange und mein Mann hatte mich wieder da, wo nach seiner Meinung mein Platz war. Hilfe von Außenstehenden konnte ich nicht erwarten, weil ich auch annahm, daß ich allein mit diesem Problem da stand." (Verkäuferin, 34 Jahre zit. in Frauenselbstverlag West-Berlin 1978, 45)

Die Ignoranz schlägt sich auf der juristisch- exekutiven Ebene nieder, wenn die Instanzen sich unfähig erklären, in Ehen z.B. bei Vergewaltigungen durch den Ehemann einzugreifen, oder wenn Polizisten Ehefrauen den Schutz vor prügelnden Ehemännern mit dem Hinweis, sie seien nicht zuständig bzw. das Beweismaterial sei unzulänglich u.ä., verweigern. Manchmal wird die Polizei durch Nachbarn, durch Außenstehende verständigt; selten gelingt es Frauen, sie selber zu rufen, sich zu überwinden, zwecks Anzeige dort vorstellig zu werden. Die Formulierung von Anzeigen stößt aufgrund des Eherechts auf erhebliche Schwierigkeiten. So existiert z.B. Vergewaltigung in der Ehe juristisch überhaupt nicht. Männer versuchen, Polizisten für sich zu gewinnen, was ihnen oft auch gelingt; z.T. verstecken sie ihre Frauen bzw. zwingen sie zu Falschaussagen: "es ist ja nichts gewesen!". (vgl. ebd. 101)

In ähnlicher Weise reagieren Ärzte und Krankenhauspersonal (vgl. Richardsen u.a. 1983, 7). Das Unverständnis von Ärzten und Ärztinnen muß umso mehr erschrecken, da sie vermutlich häufig mit mißhandelten Frauen in Kontakt kommen. Statt sie hinsichtlich einer Aussprache zu unterstützen, verschließen sie lieber die Augen und glauben an Ausreden wie Haushaltsunfälle und Treppenstürze.

Natürlich gibt es auch Polizisten, Ärzte, Rechtsanwälte, die Frauen weiterhelfen, ihnen unter anderem Adressen von Frauenhäusern geben; auch Sozial- und Jugendämter spielen eine gewichtige Rolle im Familien-Streit. Frauen, die vor ihren Männern flüchten und kein eigenes Einkommen haben, können z.B. über das Sozialamt finanzielle Unterstützung beanspruchen, um nur einen Berührungspunkt zu nennen (vgl. ebd. 126). Sozialämter verstehen sich jedoch u.U. als Flickschusterei für gescheiterte Ehen falsch.

"So ist es öfter vorgekommen, daß Sozialarbeiter den Ehemännern, die sich nach dem Verschwinden der Frau (und der Kinder) oft zum ersten Mal an sie wenden, den Aufenthaltsort der Frau gegen deren ausdrücklichen

Wunsch mitteilen. Sei es, daß es einem solchen 'verlassenen' Ehemann gelungen ist, das Mitleid der/ des Sozialarbeiterin/ ers zu erregen oder daß er seine Frau vollständig unglaubwürdig darstellt, noch ehe diese selbst den persönlichen Kontakt mit dem Sozialamt aufgenommen hat. Dasselbe gilt für das Verhalten von Jugendämtern. Auch hier kommt es vor, daß den Verleumdungen des Ehemannes, der seinen vom Spielen im Garten verschmutzten Sohn, den er aus dem Frauenhaus von der Polizei hatte abholen lassen, eher geglaubt wurde als der Mutter, die den Sohn seit seiner Geburt immer allein versorgt und erzogen hat, was dem Jugendamt auch bekannt war." (Frauenselbstverlag Berlin- West 1978, 127)

Frauen werden oft mit ihren Problemen allein gelassen, denn ihre Probleme sind als private individualisierte Probleme definiert. Wer nicht beteiligt ist und emotional mit der anderen verbunden, wird sich schwerlich in deren Lage versetzen können, es sei denn er oder sie kann auf ähnliche Erfahrungen zurückgreifen. Verstehende Hilfe ist nur auf der Basis der Teilhabe zu leisten. (vgl. Krenn, Pfaff 1984b, 31, 48). Frauenhaus- Initiatorinnen sind von dieser Überlegung ausgegangen und betonen in ihrer Arbeit die Bedeutung der gegenseitigen, verstehenden Unterstützung. Sowohl die Krisenmomente, denen Frauen in diesem Fall in ihren Ehen ausgesetzt sind und die sie zum Schritt ins Frauenhaus ermutigen, als auch die Existenz hilfreicher Beziehungen ist allgemein ein wichtiger Bestandteil von Veränderungsprozessen. Die Erfahrungen, die sich in den Berichten von Frauenhäusern finden, weisen unter diesem Aspekt sicherlich exemplarischen Charakter auch für andere Frauen auf, die nach Veränderungsmöglichkeiten ihrer Lebenssituation suchen.

2.3.2.2. Frauenhäuser - Hilfestellungen für individuelle und soziale Veränderungen

"Wir gingen davon aus, daß Frauen, die jahrelang von Männern gedemütigt und geschlagen wurden, erst einmal ausschließlich mit Frauen ihre negativen Erfahrungen verarbeiten wollen. Das bedeutet, Männern ist der Zutritt zum Frauenhaus nicht gestattet. Inzwischen haben sich die im Hause lebenden Frauen dazu entschlossen, grundsätzlich keinen Besuch - weder von Mutter, Freundin noch Sozialarbeiterin - zu empfangen.

Dadurch ist die Sicherheit der einzelnen Frau und ihrer Kinder erhöht, weil durch das Besuchsverbot aufdringliche Besucherinnen, Kindesentführungen und Überredungsversuche ausgeschaltet werden. Frauen, die Verabredungen haben, treffen sich außerhalb des Frauenhauses. Die Frauen wollen 'ihre Wohnung' als Privatbereich erhalten." (Frauenselbstverlag Berlin- West 1978, 21)

Frauenhäuser bilden einen Schutzraum für mißhandelte Frauen, in dem diese Frauen wieder beginnen können, sich ihr "eigenes" Leben aufzubauen. Obwohl sie Sprungbrett zur Distanzierung von Ehemann und Freund sind, bedarf es der eigenen, bewußten Entscheidung, ihn zu verlassen, Hilfe zu suchen. Frauenhäuser verstehen sich jedoch keineswegs als bloßer Dienstleistungsbetrieb, der es erleichtert, sowohl Informationen über juristische Fragen und Sozialhilfe- Ansprüche als auch psychische Unterstützung zu erhalten, es sollen auch Zeit und Energien freigesetzt werden, um sich mit den prägnanteren Problemen auseinanderzusetzen. Die Frage nach fremdorganisierten Hilfeleistungen kann abgelöst werden durch die Aufgabe der Selbstorganisation des eigenen gegenwärtigen und zukünftigen Lebens. Unterstützt wird dieser Prozeß über die Entwicklung eigener Zielvorstellungen und die Erfahrung eigener Fähigkeiten sowie durch die Entkräftung der Annahme, daß es sich nur in der Ehe leben läßt, daß diese unter allen Umständen gerettet werden muß. Deshalb arbeitet das Berliner Frauenhaus auch mit allen Institutionen zusammen - außer mit der Eheberatungsstelle.

"Denn das Problem der mißhandelten Frauen ist es nicht, daß sie ein negatives Männerbild haben, sondern genau umgekehrt. Sie haben eine negative Realität mit einem positiven Männerbild. Wenn sie nicht immer allzu bereit gewesen wären und sind, das Gute in ihm zu suchen, seine Brutalität zu verzeihen, zu verstehen und die Schuld in sich zu suchen, dann hätten sie sich längst gewehrt." Deshalb: *"Es ist eine vordringliche Aufgabe in einem Frauenhaus, Frauen darin zu bestärken, daß sie auch das Recht auf eigene Bedürfnisse und Wünsche haben." (ebd. 28)*

Frauen erleben im Frauenhaus, daß ihre Situation keine Ausnahme ist; zusammen mit anderen Frauen lernen sie außerdem eine neue Lebensform kennen. Sie erfahren, daß und wie sie über sich reden, wie sie sich selbst und anderen gegenüber verhalten. Im Frauenhausbericht wird geschildert, wie Frauen entdecken, daß sie tatsächlich ständig hinter anderen herräumen, wie sie versuchen, sich in den Vordergrund zu spielen, welche Durchsetzungsstrategien sie anwenden bzw. wie sie

generell versuchen, Einfluß zu gewinnen. Die anderen kontrollieren und unterstützen zugleich. Da sie sich in gleichen bzw. ähnlichen Situationen und Problemlagen befinden, kann die Kontrollfunktion als Grenzziehung ohne repressive Dimension beschrieben werden. Sie leben kooperativ zusammen - auch in der Bewältigung der Haushaltsaufgaben; da Gesprächspartnerinnen anwesend sind, muß frau nicht einsam in Ängsten, Haßgefühlen und Selbstzweifeln versinken. Konkrete Probleme wie Alkoholismus, psychische "Defizite", Verhaltensstörungen als Folgeerscheinungen ehemännlicher Gewalttätigkeit werden gleichzeitig mit der Veränderung der Wohn- und Lebenssituation bekämpft.
Frauen, die längere Zeit im Frauenhaus gelebt haben, können sich - als Angebot und im Rahmen des Projektplans - zu Wohngemeinschaften zusammenschließen, die einen engen Kontakt zum Frauenhaus beibehalten (vgl. ebd. 59ff). Abgesehen von wohnungstechnischen Problemen, die u.a. in Zusammenarbeit mit dem Wohnungsamt versucht werden zu lösen, scheinen Wohngemeinschaften durchweg angebracht, um sich auch weiterhin gegenseitig zu unterstützen. Frauenhausprojekte haben immer darum gekämpft, sich nicht von staatlichen Instanzen abhängig machen zu lassen, die Möglichkeit der Selbstorganisation verheißt den Vorteil einer "bewußten Anpassung", die es verhindert, sich wieder vereinnahmen zu lassen, die aber dennoch soziale Integration zuläßt.
Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit wird in einem Bericht des Stuttgarter Frauenhauses aufgezeigt (vgl. Courage Sonderheft Nr.8, 5.Jg., 54ff). Die Schwierigkeiten beginnen schon in der Projektgruppe; Umgangsformen und mangelndes Interesse an den einzelnen Frauen werden kritisiert; dies steht jedoch im Widerspruch zur formulierten praxisorientierten Frauensolidarität. Frauen wollen praktisch zusammenarbeiten, sich über die analytische Selbsterfahrung hinausbewegen, stoßen dabei aber auf allgemeine Gruppenprobleme: eingefahrenes Gruppenverhalten, hohe Fluktuation. Hinzu kommt die Erkenntnis, daß weder sie noch die Gruppe noch das Projekt unabhängig von den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen arbeiten, daß sie eine Antwort auf ein "frauenspezifisches" Problem in einer "Männerwelt" sind, daß sie Frauen helfen, in dieser Männerwelt zu überleben; die Frustrationsmöglichkeit ob der Langwierigkeit von Veränderungsprozessen bleibt als Hemmschuh und Risiko des Zerfalls existent.
"Es gab einfach zuviele Tiefschläge, zu viele Mißerfolge; und selbst wenn wir erfolgreich sein sollten - wir wußten doch immer, daß wir mit

der FH- Arbeit der Stadt eine Aufgabe, die sie eigentlich übernehmen müßte, für billiges Geld abnehmen, daß wir auch in unserem Alternativprojekt immer noch mindestens 95% stinknormale Sozialarbeit leisten würden. Daß wir immer nur an einem Symptom der Frauenunterdrückung herumdoktern würden, ja unter Umständen die Diskriminierung durch unsere Arbeit fortsetzen, da ja eigentlich nicht die geschlagenen Frauen in ein extra Haus kommen sollten, sondern die Mißhandler - nämlich ins Gefängnis." (ebd. 56)

Es bleibt die Frage, ob das, was Frauen zu ihrer gegenseitigen Unterstützung unternehmen, Auffangfunktion besitzt, d.h. im Grunde stabilisiert oder ob dadurch Veränderungen herbeigeführt werden?

Frauenhäuser entlasten einerseits Instanzen der Sozialarbeit, andererseits nehmen sie diese auch massiv in Anspruch. Durch ihre Unabhängigkeit und durch die Komprimierung an Wissen über soziale Hilfeleistungen ist es ihnen möglich, diese auch voll auszuschöpfen. M.E. liegt hierin ein Vorteil, indem "Instanzen sozialer Kontrolle" und Hilfeleistungen real dort genutzt werden können, wo sie über gewisse Kompetenz zwar verfügen, sie jedoch nicht ausweiten können, um Einfluß zu gewinnen (obwohl dies von allen Seiten versucht wird). Unabhängigkeit und Selbstorganisation sind die Voraussetzungen, um Frauenhausprojekte tatsächlich zu Veränderungsfeldern für das eigene Leben werden zu lassen, - vielleicht nicht so sehr, weil diese Frauen realiter anders lebten, sondern weil sie ihren neu gewonnenen Lebenzusammenhang aufgrund ihrer Erfahrungen anders bewerten. (vgl. auch Pfaff 1984, 116)

Damit Frauen sich an andere Frauen, an ein Frauenhaus wenden, müssen sie im allgemeinen männliche Gewalt schon massiv erfahren haben, der Leidensdruck muß so stark sein, daß sie keinen Weg mehr sehen, außer ihre Situation tatsächlich und ohne den Mann zu verändern. Sie haben die Widersprüche der gesellschaftlichen Wirklichkeit wesentlich konkreter erfahren als vermutlich die meisten anderen Frauen (und Männer). Aus diesem Trümmerhaufen der Realität gilt es Neues aufzubauen.

Ist es nicht leichter, sich trotzdem und wegen auftauchender Schwierigkeiten an vorgegebenen Mustern zu orientieren? Wie groß ist die Gefahr, das bißchen neu geschöpfte Hoffnung auf den Mann zu projizieren, wieder zurück zu gehen? Sind diese Frauen abgestumpfter gegenüber Anzeichen männlicher Gewalt oder sind sie sensibilisiert, hellhörig geworden?

Fragen, die für und von jeder Frau neu beantwortet werden müssen. Aber: Obwohl Frauen zu ihren Männern zurückgehen, sich mit anderen gewalttätigen Männern befreunden, das Tabu "der Gewalt in der Ehe" ist durchbrochen, die Sichtbarmachung hat zur Auseinandersetzung gezwungen. Die Gefahr liegt darin, daß sich auch Frauen zu sehr und trotz aller Erfahrung auf staatliche Maßnahmen verlassen. Durch Gesetze, die Vergewaltigung in der Ehe strafbar machen, werden diese längst nicht unterbunden (vielleicht verschlimmern sie das Problem sogar, weil Männer neue Eingriffe in ihren "privaten Machtbereich" wittern).
Das Projekt "Frauenhaus" zeigt, daß Frauen sich und ihre Lebenszusammenhänge verändern müssen, um sich gegen Männer wehren zu können, daß Versuche, Männer ändern zu wollen, sich mit ihnen und ihren Defiziten auseinandersetzen zu wollen, ins Leere führen, Frauen nur ihrer Energie berauben. Sie waren lange genug für Männer und deren Probleme und Problemchen verfügbar.

2.3.3. Institutionalisierte Gewalt gegen Frauen und gesellschaftlicher Alltag

In einer Gesellschaft, in der Abhängigkeitsverhältnisse nicht mehr eindeutig aufgrund tradierter Prinzipien festgelegt sind, sondern die in ihrer Vielfalt von Bezugsgruppen "Wahlfreiheiten" in gewissem Umfang erlauben, in solch einer Gesellschaft wird "Macht" personenunabhängiger (vgl. Pfaff 1984, 77, 92 / Luhmann 1975, 26). Macht läßt sich heute nur äußerst unzureichend personifizieren. Wo verschiedene Interessenvertreter sich gegenüberstehen, ist Macht oft in verschiedene Aufgaben- und Kompetenzbereiche unterteilt. Es wird eine Institution repräsentiert, eine Rolle wahrgenommen, man ist delegiert. Macht verliert scheinbar an personenabhängiger Willkür und wird damit unsichtbarer und anonymer. Dort, wo wir unterliegen, steht uns niemand gegenüber, der Kampf - wenn wir ihn noch kämpfen - wird in uns ausgetragen, gegen alle internalisierte Hörigkeit. In wenigen Situationen begegnen wir tatsächlich einem Vertreter einer institutionellen Einrichtung, meist genügen Formblätter, Hinweisschilder und Vorschriften. In einigen, wenigen Fällen ist die verinnerlichte Kontrollinstanz bedroht; dann muß die Androhung von Strafe, gewaltvollem Zugriff wieder aktualisiert

werden.

Institutionen sind zum Träger der Herrschaft geworden. Einst der Rahmen, in dem Machtbeziehungen gelebt wurden, in dem Machtansprüche "helfend" unterstützt wurden, erweisen sich heute Institutionen als soziales Gefüge, in denen Beziehungen mehr denn je zu Strukturen erstarrt sind (vgl. Arendt ³1975, 42, 80).

Was Frauen individuell, in gelebten Beziehungen erfahren: die Funktion und Wirksamkeit angedrohter Gewalt, die Produktion einer diffusen Angst, die allenfalls in einem anonymen, abstrakten Täter ihren Ursprung suchen kann, eben jene Versuche, Frauen ohnmächtige Anpassung an den Schutz von Familie und Ehe zu vermitteln - dieses findet sich in den Bemühungen der sich- verselbständigt- habenden Institutionen wieder: Schutz, Fürsorge, soziale Sicherung werden geboten gegen angepasste Integration und die Akzeptanz von Kontrolle und Bestrafung.

"Allerdings betrifft der 'verzehrende Charakter' aller Institutionen die Mitglieder verschieden. Das 'Verbrannt- und Konsumiertwerden' in der unterwürfigen Identifikation - die sowohl 'ökonomische Grundverhältnisse' als auch anderes instrumentelles Handeln, emotionale Zielsetzung, rationale Objektivierungsformen und Interaktionen aller zwischenmenschlicher Beziehungen betrifft - bleibt also auch der Rahmen für die Ungleichheit. In diesem 'institutionellen Rahmen' wird die Ungleichheit und Herrschaft durch ihre institutionelle Bedingung in ein Gleichgewicht des Ungleichgewichtigen gebracht als Balance zwischen Gewalt und Opfer, zwischen 'Allmacht und Ohnmacht'." (Pfaff 1984, 81)

Geschlechtsspezifische Ungleichheit wirkt sich real sowohl auf die Frequentierung einzelner Institutionen als auch auf die Behandlung innerhalb der Institutionen aus. Wenn die finanzielle Versorgung von Frauen im normativen Verständnis z.T. immer noch durch den Ehemann gewährleistet werden soll, dann hat dies sicherlich nicht nur Konsequenzen für den Arbeitsmarkt und für die berufliche Bildung von Frauen, sondern im Sinne der institutionellen Ausgliederung von vormals familiären Aufgaben liegt es auch nahe, daß die Institution für soziale Versorgungsleistungen, das Sozialamt, häufiger von Frauen in Anspruch genommen wird bzw. werden muß (vgl. Lehmann 1981, 39).

"Jede Frau ist tagtäglich mit offener oder versteckter Gewalt oder Gewaltandrohung konfrontiert. Statistiken und Untersuchungen zeigen, daß nur die Spitze des Eisbergs an Gewalt sichtbar ist. Gewalt findet sich in den alltäglichen Beziehungen, die auf Einschüchterung beruhen und die uns Frauen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die materielle

Abhängigkeit, ihre sexuelle Domestizierung und Erziehung zu natürlichen Opfern halten sie bei der Stange. Wir sind so daran gewöhnt, daß wir es überhaupt nicht merken. Gewalt gegen Frauen gilt als 'normal'." *(Fischer u.a. 1977, 7)*

Repressionen in und durch soziale Institutionen bilden einen Aspekt alltäglicher Unterdrückung im weiblichen Lebenszusammenhang - das schließt ähnliche Phänomene im männlichen Lebenszusammenhang nicht aus. Manifestationen von Gewalteingriffen finden sich z.B. auch im gynäkologischen und psychiatrischen Bereich - repräsentiert auch durch die entsprechenden Institutionen - sowie in der Werbung, wie weiter unten ausführlicher dargestellt wird.

2.3.3.1. Repressionen durch Gynäkologie und Psychiatrie

Der weibliche Körper ist in unterschiedlichen Formen sexualisiert worden. Weiblichkeit als Ausdruck der Fruchtbarkeit reizte dazu, Frauen durch eine sexuelle Brille zu betrachten. Das hat zu einer sexistischen Festlegung geführt. Von daher ist es zu erklären, daß Frauen "hochsensibel" reagieren, wenn ihr Körper tangiert ist, ob dies nun durch gewalttätige Angriffe geschieht, gynäkologische Eingriffe oder psychiatrische Isolierung. Bei einer auf den Körper reduzierten Sexualität müssen solche Übergriffe als ein gewaltsamer Bewußtwerdungsprozeß wirken, der dem moralisierten Verständnis des eigenen sexuellen Verlangens und Verhaltens auf der emotional-kognitiven Ebene widersprüchlich gegenübertritt.

Wir verfügen über mehr oder weniger theoretisches Halbwissen über den weiblichen Körper; das erzieht zu einer Art von Gläubigkeit denjenigen gegenüber, die studienhalber mehr wissen. Wir sind vielleicht gerade noch fähig, Abweichungen unserer Körperfunktionen und -reaktionen von diesem theoretischen, als normal geltendenden Bild festzustellen, damit wenden wir uns dann im allgemeinen an Spezialisten, an Frauenärzte und -ärztinnen. Wie oft fehlt das Vertrauen in unsere Erfahrungen mit unserem Körper, so daß wir diese dem Wissen des Arztes nicht entgegensetzen? Diese Einstellung liefert uns ihm und seiner Diagnose aus.

Im Gespräch mit anderen Frauen, in der konkreten Situation erfahren wir

oft genug, wie "blindes" Vertrauen mißbraucht wurde; es macht sich Skepsis breit über die Notwendigkeit mancher Verordnung, Eingriffe und Unterlassungen. Für Laien ist es schwer feststellbar, ob z.B. eine Unterleibsoperation wirklich berechtigt war, ob es nicht doch ein anderes Medikament mit weniger Nebenwirkungen hätte sein können, eine schwächere Dosis usw.. Ergänzend zu derartigen Unsicherheiten werden wir in der Arzt- Praxis mit Ignoranz, verbaler und nonverbaler Gewalt konfrontiert: Die Eile, mit der er (sie) uns abfertigt, in der er (sie) uns nicht zuhört; die Routine, mit der Entzündungen weggebrannt werden, obwohl eine Salbe hätte verschrieben werden können.

Manche Frauen müssen sich Bemerkungen anhören, durch die sie auf ihren Körper, dessen Objektcharakter reduziert werden: *"Sie sind frigide? Das können wir beheben. Wir brauchen nur die Bänder der Gebärmutter etwas kürzen."* Oder kurz vor einer Abtreibung: *"Warum haben Sie keine Pille genommen, jetzt müssen wir den Scheiß ausräumen." (Frauenzentrum Berlin e.V. 1977, 21, 22)*

Bamme u.a. (1985) weisen auf die maschinenhafte Betrachtungsweise des Körpers im medizinischen Verständnis hin. Wenn er krank ist und nicht mehr funktioniert, muß er behandelt werden, d.h. repariert werden. Dabei wird nicht der ganzheitliche Mensch betrachtet, sondern es werden eindeutige Therapieformen angewandt, es wird ein herausgelöstes Teil des Menschen behandelt, erneuert oder ausgewechselt. Folgenreich wird dieses Vorgehen dann, wenn aufgrund eines erkannten Krankheitssymptoms monokausal auf die Ursache, die für diesen bestimmten Menschen möglicherweise nicht zutrifft, geschlossen wird (vgl. a.a.O. 53ff).

"Es scheint unter den Gynäkologen eine Klischeevorstellung von der 'normalen' Frau zu geben, der kaum eine Frau entsprechen kann. Deshalb gelten wir alle als defekt." (Fischer u.a. 1977, 78)

Dieses Bild der "perfekten Maschine" beschränkt sich nicht nur auf die körperliche Funktionsfähigkeit, seine soziale Dimension schlägt sich in der psychiatrischen Behandlung in Fällen von "unangepaßtem Verhalten" nieder (vgl. auch Bamme u.a. 1985, 58ff). Frauen, die unter gesellschaftlichen Repressionen leiden, werden zudem auch oft den repressiven Methoden psychiatrischer Behandlung ausgesetzt (vgl. Berliner Frauenzentrum e.V. 1977, 20). Die Isolierung der Frauen in der Familie, die Übungen in zerstörenden Schuldgefühlen finden hier - in einer konsequenten Fortsetzung - einen adäquaten Ausdruck, der kennzeichnend für den gesellschaftlichen Umgang mit sozialen Außenseitern ist.

"Das Leiden der Frauen verdoppelt sich, indem sie noch mit sozialer Isolierung, mit Mißachtung, mit Nicht- ernst- Nehmen bestraft werden. Ihnen wird eingeredet, den Fehler bei sich selber zu suchen und ihr Leiden wird in magische, undurchschaubare und unbegreifbare Worte gekleidet." (Berliner Frauenzentrum e.V. 1977, 20)

P. Chesler hebt hervor, daß bei der Diagnose geschlechtsspezifische Unterscheidungen wirksam werden. Neurose und Psychose gelten als typisch weiblich, ebenso wie ein Überhang in Syndromen wie "Depression", "Suizidversuch", "Angstneurose", "Paranoia" und "Promiskuität" besteht (vgl. dies. 1977, 55). Selbst wenn es sich hierbei um kein sexistisches Diagnoseverhalten handeln sollte, bleibt die Frage nach den Ursachen - und diese finden sich in der weiblichen Sozialisation bzw. in den Attributionen der Weiblichkeitsrolle (vgl. Bartsch 1977, 106). Die Psychiatrie erscheint in diesem Licht als Hilfsinstanz zur Erzwingung weiblicher Anpassungsleistungen. Angesichts des geschwächten Ich- Zustands dieser Frauen, ihres Fluchtverhaltens statt eines der offenen Rebellion (vgl. Chesler 1977, 54) mutet das "Geschoß" Psychiatrie überdimensioniert an.

2.3.3.2. Werbung - Mißbrauch weiblicher Geschlechtlichkeit

Die Ausbeutung von Weiblichkeit wird in der Sexualisierung des Frauenkörpers in der Werbung besonders deutlich. Ein Mittel, mit dem Werbung arbeitet, läßt sich als assoziative Kette beschreiben: Durch die Gleichsetzung von Frauen und Sexualität werden die den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften als Kaufstimulans auf die Produkte übertragen; mit den Objekten werden Frauen gleich "mitverkauft" und Sexualität avanciert zum "Gebrauchsgegenstand" (vgl. Schmerl 1983, 20). Mit dem Zusammenhang von Werbung, Warenästhetik und unterdrückter Sexualität befaßt sich H. Abromeit (1983). Sexualität zwischen Geheimhaltung und Veröffentlichung bzw. - in ihren Worten - "isolierte Sexualität" bedarf der Filtrierung. Sexualität wird nicht in direkter Form angeboten, sondern es wird der Schein von Sexualität vermittelt, etwa "in der Befriedigung der Schaulust" (vgl. a.a.O. 54). Die Bilder werden nicht in der Realität, sondern in der Phantasie ausgefüllt, Realisierungen übertragen sich auf "sexuell besetzte", auf

sexualisierte Gegenstände, Waren. Auf diese Weise kann alles Symbolcharakter annehmen, sexualisiert werden. Sexualität wird in ihrer spezifischen Bedeutung abgelöst; sexuelle Befriedigung wird scheinbar durch derartige Angebote und Übertragungen gewährt, was nicht nur eine zeitliche Sequenzverschiebung zur Folge hat, sondern Bedürfnisse kumuliert bei gleichzeitiger Verschleierung ihres Ursprungs.

"Für die Befriedigung mit sexuellem Schein ist charakteristisch, daß sie die Nachfrage nach ihr zugleich mit der Befriedigung reproduziert und zwanghaft fixiert. ... Durch diese Art scheinhaft widerstandsloser Befriedigung droht die Möglichkeit der direkten Lust nun vollends amputiert zu werden. ... Triebunterdrückung bei gleichzeitiger Schein-Befriedigung des Triebs führt zu einer allgemeinen Sexualisierung ... . Die allgemeine Sexualisierung der Waren hat die Menschen mit einbezogen. Sie stellte ihnen Ausdrucksmittel für bisher unterdrückte sexuelle Regungen zur Verfügung." (ebd. 54)

Die Werbung arbeitet mit sexuellen Stereotypisierungen und bietet sie gleichzeitig an. Sexualität wird "objektiviert" und von daher "gesellschaftsfähig". Es geht längst nicht mehr um sexuelle Subjekte, sondern um das Objekt Sexualität. Sexuelle Bedürfnisse, so wird suggeriert, können einerseits über den Konsum kompensiert werden, andererseits wird Sexualität ebenfalls zum Konsumartikel, sie löst sich vom Subjekt, vom sexuell- stimulierenden Gegenüber, dieser wird austauschbar. Das trifft Frauen besonders hart, denn sie werden als Werbeträgerinnen zu den symbolischen Objekten eines solchen Verhaltens. Neben den "Verschleiß-" und "Abnutzungstendenzen" tritt eine Überbetonung der "Verwendungsweise" hervor - sexuell lustvolles Empfinden weicht dem sexuellen Funktionalismus, der perfektionierten Sexualtechnik. Auch dies ist konsumierbar in Veröffentlichungen, mit Hilfsmitteln, die die körperlich- sexuelle Stimulans fördern oder die stimulierende Phantasie anregen.

Wir möchten so sein, wie eine Frau aus der Werbung, Männer möchten so eine Frau besitzen. Das Spiel mit der Illusion funktioniert m.E. jedoch nur, wenn auch die Verbindung zu unserer realen Lebenswelt hergestellt werden kann, und zwar nicht so sehr über den tatsächlichen Verwendungszweck des Produkts, sondern über die Frau bzw. über ihre Umgebung, d.h. der illusionäre Gehalt von Werbung muß gleichzeitig die Chance seiner Realisierung implizieren.

Werbung wirkt in unserer "individualisierten" Massen- und Konsumgesellschaft sowohl für Männer als auch für Frauen als

"Überlebenshilfe". Wir sind geneigt, den Klischeebildern zu folgen, weil wir uns auf der ständigen Suche nach Orientierungsmustern, Sinngebungen, Lebensgefühlen befinden. Weil wir soviele "Seins-Kleider" schon anprobiert haben und uns darunter verloren haben, sind wir darauf angewiesen, neue zu suchen. Werbung spiegelt die Freiheit vor, die wir nicht mehr besitzen, die Zwanglosigkeit, die Selbstsicherheit, die Geborgenheit, die Idylle. Selbst nicht mehr in der Lage, eigene Bedürfnisse zu formulieren, üben wir uns darin, Bedürfnisse zu antizipieren. Wenn ich mich in meinem Körper nicht mehr wohlfühlen kann, weil er mir längst entfremdet wurde, bin ich gezwungen, "positive" Gefühle z.B. über ein Kleid zu erzeugen bzw. erzeugen zu lassen. Wenn ich dann auch noch geschützt bin durch eine Schicht fremder "Duftstoffe" und kosmetischer Masken, dann kann ich mich, selbstsicher getarnt, unter die Leute wagen. Ich spiele ihnen und mir etwas vor, um mich nicht auszuliefern, um Konflikte zu vermeiden. Daß ich dabei immer stärker in den Sog fremdbestimmter Zwänge gerate, mich ungreifbaren Mechanismen ausliefere, tritt in den Hintergrund.
Die Akzeptanz der Werbung bildet eine Antwort auf unsere begonnene Entleerung. Weil Illusionen sich aber schnell verflüchtigen, müssen immer neue her, die schließlich die Frau auf die illusionären Klischeebilder reduzieren, mit denen heute in der Werbung gearbeitet wird.
Frauen müssen den Umgang mit Institutionen neu lernen, um sich gesellschaftlich institutionalisierte Angebote nutzbar zu machen, ohne selbst von diesen eingefangen zu werden. Werbung kann aber auch Information sein. Produkte sind schließlich nicht deshalb schlecht, weil für sie geworben wird, manchmal nützen sie uns, erleichtern uns das tägliche Leben.
Wenn derartige Einflüsse Frauen zur Anpassung zwingen, so gilt es für Frauen, sich mit ihnen ebenso wie mit allen anderen gesellschaftlichen Institutionen und institutionalisierten Mechanismen kritisch auseinanderzusetzen und sie auf die Wirkungen in ihrem speziellen Lebenszusammenhang hin zu reflektieren.
Die wenig differenzierte Ablehnung gesellschaftlicher Phänomene meint immer eine Reduktion unseres Handlungsspielraums, stattdessen zielt Veränderung - auch gesellschaftlicher Strukturen - auf einen Perspektivenwechsel ab, auf die Erschließung und Entfaltung neuer Handlungsansätze und Lebensmöglichkeiten. Funktionalisierung und "Objektivierung" von Körperlichkeit verweisen auf einen hohen Grad an

Vergesellschaftung von Sexualität. Dieser Zusammenhang findet seinen Ausdruck stärker noch als in der Werbung im pornographischen Angebot.

2.4. Die Aneignung der "eigenen" Sexualität impliziert die Auseinandersetzung mit "vergesellschafteter" Sexualität

Sexualität, sexuelles Verhalten und Verlangen sind keineswegs mit dem identisch, was wir als "Liebe" bezeichnen. Oft genug geben wir uns der Illusion hin, sexuelles Verlangen sei Liebe und Sexualität sei Ausdruck unserer Liebesgefühle. Sexualität kann auch Liebe meinen, aber sie steht auch in Beziehung zu Wunschvorstellungen, Projektionen, zu anderen Gefühlen, die sich ebenso wie Liebesgefühle aus und in der Beziehung zur bzw. zum anderen entwickeln. Sie bietet gleichzeitig die Möglichkeit zum "Ausleben" von Gefühlen; deswegen ist es in vielen Momenten schwierig zu entscheiden, ob die sexuelle Handlung mit sexueller Begierde, sexueller Zuneigung oder aggressiven Impulsen einhergeht.

Sexualität wird vermarktet: konsumorientierte Regelungen erlauben es, Tabus zu durchbrechen; vermeintliche Gefühle zu leben - ohne nach ihren Ursprüngen zu fragen; Befriedigung zu erlangen - oder zumindest vorgegaukelt zu bekommen. Tendenzen von Sexualisierung finden sich nahezu in allen unseren Lebenssituationen. Wir werden damit in der Werbung konfrontiert, in unserem Verhalten gegenüber unseren Mitmenschen bestimmt: was will er/ sie, welche Signale werden ausgesandt, wie sind sie zu interpretieren, was ist zulässig, wie wird er/ sie reagieren? Zur Beantwortung dieser Fragen werden normative Handlungsanweisungen durch unsere Erfahrungen ergänzt: den erlebten und den vermittelten.

Ein Beispiel für die Vermittlung sexueller Erlebnismöglichkeiten findet sich auf dem Pornographiemarkt. Pornofilme, die Einstellung zu ihnen sowie ihre Vermarktung und Wirkung verdeutlichen insbesondere zwei Zusammenhänge: (1) das Leben zwischen Illusion und Realität, d.h. die Trennung von unseren Alltagserfahrungen und dem Rückzug in die "geschützte" Privatsphäre, die Selbstbestimmung und Wünsche zuzulassen scheint; (2) das Zusammenspiel des Verbotenen und dennoch auf legale Weise Erreichbaren. Die "Institution" Pornographie wird stigmatisiert,

obwohl die Inhalte das Spektrum der in dieser Gesellschaft existenten Formen sexueller Reizung, Lust und auch Repression widerspiegeln; das bedeutet, daß gerade Frauen über die normative Meinung der Zugang zur Erfahrung sexueller Möglichkeiten und Spielarten versperrt wird, die "Institution" wirkt repressiv und erhält dadurch ihren Anschein des Unmoralischen aufrecht, durch den das Tabu "Sexualität" wirken kann. Dadurch werden bei Frauen genau die anerzogenen Merkmale verstärkt, die ihre Sexualität hemmen, die sie von ihrem Körper entfremdet haben und sie letztendlich zu "willfährigen Opfern", die in ihrer sexuellen Erlebnisfähigkeit eingeschränkt sind, werden lassen; das betrifft besonders die Scham über den eigenen Körper, über die sexuellen Gefühle, über Sexualität generell. Frauen haben beschrieben, welche Schwierigkeiten auftraten, ihre sexuellen Bedürfnisse wahrzunehmen und diese - als einen zweiten Schritt sexueller Befreiung - in der konkreten Situation zu formulieren und einzufordern (vgl. Schwarzer 1984, 184, 186 / Olfe- Schlothauer 1982, 482). Unterstützt wird dieser Effekt durch die "unergründliche" Angst vor Schwangerschaft, vor sexuellen Gewalttätern, vor psychischen und physischen Verletzungen, Enttäuschungen und wesentlich diffuser vor der Zulässigkeit, der Gefahr der Prostitution.

Die Bürde der Unsicherheiten, die wir aufgrund unzureichender sexueller Aufklärung in uns tragen, drückt uns nieder auf den "gesellschaftsfähigen" Weg der Akzeptanz. Aufklärung in diesem Sinne meint sowohl für Männer als auch für Frauen allein die Vermittlung einer funktionalistischen Sexualität: wir wissen Bescheid über Körperfunktionen, gesundheitliche Gefahren und neuerdings auch über Sexualpraktiken und -techniken, - verschwiegen werden Leidenschaft, Lust und Begierde. Die durch Moral und Wissenschaft forcierte "klinisch reine" Sexualität, die auch die "Hygieneangebote" der Sexshops durchdringt, bildet eine Dominante zur Regelung und Regulierung zwischenmenschlicher Beziehungen; wo der Zugriff sozio- struktureller Beziehungsformen immer stärker aufweicht, wo immer mehr und verschiedene Formen zwischenmenschlicher Beziehungen möglich werden, gewinnt die Vorgabe und damit Vorstrukturierung von Handlungsabläufen an Bedeutung. Die Frage nach der Abweichung und deren Kontrollfunktion wird überdeckt durch Konsumorientierung und die Programmierung von Beziehungen.

Dadurch wird die Vielfalt unserer Begegnungen beeinflußt: Reize, Signale werden interpretiert und die einmal in Gang gesetzte

Handlungsabfolge ist kaum noch zu unterbrechen oder zu verändern; sie läßt die Begegnung als Beziehung erstarren, bevor sie sich als Beziehung entwickeln konnte.

"Auf der anderen Seite ist die völlige Vorhersagbarkeit eine Qualität, die sich grundsätzlich von der unterscheidet, was uns aus den Beziehungen zu anderen Menschen, insbesondere aus den persönlichen Beziehungen, bekannt ist. In den Begegnungen mit anderen Menschen, in denen es uns gelingt, die Regeln des sachlichen Austausches zu lockern und die auf beiden Seiten pulsierende Spontaneität zu Worte kommen zu lassen, stellt die Unfähigkeit zur Vorhersage sowie deren Überflüssigkeit einen spezifisch menschlichen Wert für uns dar; die Vorhersagbarkeit des anderen Menschen ist eine Eigenschaft der verdinglichten Beziehungen zwischen uns: Jegliche Spontaneität ist schöpferisch, geht also über die erwarteten Qualitäten der menschlichen Beziehungen hinaus." (Kolakowski ²1974, 97 / Hervorhebung H.B.)

Wie oft fühlen wir uns noch offen für derartig spontane Begegnungen? Wie oft erleben wir uns schon vorab in ein Muster von Erwartungen gepreßt, das keine anderen Handlungsmöglichkeiten mehr zuzulassen scheint? Wie oft machen wir uns unsere Beweggründe für unser Handeln bewußt? Wie oft geraten wir sexuell aneinander - oder auch nicht -, ohne dabei offen zu sein für das Neue, die Spontaneität, die in Beziehungen liegt, ohne das Bemühen um einen adäquaten Ausdruck unserer Gefühle, unseres Wollens, unserer Begierden?

"Echtheit bedeutet: Mut zu einem Leben ohne die Illusion, lediglich bestimmendes Subjekt oder bestimmtes Objekt zu sein". (Frankenstein 1980, 298f)

Die Beziehungen zueinander bieten die Chance, die Wechselseitigkeit unseres Handelns und Fühlens zu erleben, sich zu öffnen für die Impulse des anderen. Dies erfordert die Anstrengung, sich selbst näher zu kommen, sich einzubringen. Ohne unser Bemühen können wir z.B. kaum unsere sexuellen Gefühle von den Bedingungen befreien, die ihnen von außen als Interpretationshilfen und Handlungsanweisungen auferlegt worden sind. Andererseits ist unsere Sexualität inzwischen soweit ihres "natürlichen" Ursprungs beraubt, daß wir innerhalb einer "entnatürlichten", sozial- kulturellen Welt nicht mehr zurückfinden können. Sexualität ist erstarrt in den unterschiedlichsten Formen. Wir müssen sie erstmal so annehmen, wie wir sie heute vorfinden, um sie dann zu entfalten und ihre Bedeutung für uns kennenzulernen. Die Wiederentdeckung unserer sexuellen Lust stößt auf die Widerstände dessen, was

wir für gesellschaftliche Soll- Vorschriften, für den "normalen" Durchschnitt halten. Manchmal bieten sie uns sogar Ausreden, Verweigerungshilfen an, erwünschte Blockierungen, die uns Entschuldigungen - ohne die Notwendigkeit zur Reflexion - in den Mund legen: das ist nicht zulässig und dort habe ich zuvieles internalisiert (dräng mich nicht, ich kann nicht über meinen eigenen Schatten springen). Wir kämpfen mit dem Partner, unseren Schatten verteidigen wir. Die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Regulierungsmechanismen verwandelt sich zur alles entschuldigenden, unkritischen Kritik. Ein Ausweg liegt scheinbar im pornographischen Konsum, dort dürfen die beteiligten Unbeteiligten an der Tabuüberschreitung partizipieren. Diese ist institutionalisiert und in ihrem institutionellen Charakter nur Männern zugänglich.

Der institutionelle Charakter, der den Zugang zu pornographischen Angeboten regelt, kontrolliert gleichzeitig den Genuß, der in Verbotsüberschreitungen liegt. Der repressive Charakter von Pornographie ist in erster Linie für Frauen nicht im dargestellten Inhalt zu sehen, der ihnen größtenteils vorenthalten wird bzw. wurde, sondern in der institutionalisierten Zugangsbeschränkung, in der Verweigerung, Pornographie als eine Möglichkeit sexuell- lustvoller Erfahrung zu nutzen.

"Die Wahrheit der Verbote ist der Schlüssel zu unserer menschlichen Haltung. Wir müssen, wir können zuverlässig wissen, daß uns die Verbote nicht von außen auferlegt wurden. Dieses Wissen gewinnen wir in der Angst im Augenblick, da wir das Verbot ***überschreiten****, und hauptsächlich im Moment des Unschlüssigseins, in dem es noch wirkt und wir trotzdem dem Antrieb nachgeben, dem es entgegenstand. Wenn wir das Verbot befolgen, wenn wir ihm unterworfen sind, haben wir kein Bewußtsein mehr davon. Aber im Augenblick der Verbotsübertretung empfinden wir die Angst, ohne die es das Verbot nicht gäbe: Das ist die Erfahrung der Sünde. Die Erfahrung führt zur vollendeten, zur geglückten Übertretung, die das Verbot aufrechterhält, und zwar* ***um es zu genießen.****" (Bataille 1982, 34f)*

Hier liegt auch die Chance für Frauen. Sie haben lange Zeit das Verbot dermaßen verinnerlicht, daß ein bewußtes Handeln für sie unmöglich war, das Verbot war (und ist) fester und unangreifbarer Bestandteil ihrer moralischen Internalisierungen. Die konsumorientierte moralische Lockerung könnte für Männer die Aufhebung des Verbots bedeuten (d.h. Genußverlust), für Frauen die Möglichkeit zur Durchbrechung des Tabus.

Das bedeutet jedoch nicht, daß die Produkte, die pornographischen Inhalte ihnen auch genußreich erscheinen müssen - dies bedarf einer Auseinandersetzung mit dem Angebot -, der Effekt des Genusses liegt erstmal in der Überwindung eigener internalisierter Begrenzungen.
Auch heute müssen Frauen, die sich Pornos ansehen, mit normativen Stigmatisierungen rechnen: Ausbrecherinnen aus der moralisierten Frauenwelt, Exotinnen in der Männerwelt, zu der Frauen bisher nur eine Art von Zugang - nämlich die des Opfers - besaßen. Frauen haben die Abscheu vor Pornographie, die diskriminierende Botschaft, die inhaltliche Frauenfeindlichkeit als Meinung übernommen, oft genug voreingenommen überprüft oder sich der Auseinandersetzung verweigert. Jedoch auch pornographische Darstellungen gehören zur "vergesellschafteten" Sexualität. Gerade im Bereich von Pornographie, von "erotischer Darstellung", muß frau zwischen dem institutionellen Charakter, seiner gesellschaftsstabilisierenden Funktion und den vermittelten Inhalten differenzieren, sie muß über ihre sicherlich unterschiedlichen Meinungen zu den einzelnen Inhalten entscheiden (vgl. auch Willemsen 1984, 19).
Im folgenden sollen einige Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit "vergesellschafteter" Sexualität aufgezeigt werden. Sicherlich bieten sie nicht jeder Frau einen ihr entsprechenden Ansatzpunkt, sicherlich können sie durch andere weibliche Erfahrungen erweitert und modifiziert werden. An dieser Stelle soll und kann nur auf die Relevanz hingewiesen werden, die eine unvoreingenommenere Betrachtungsweise für die Wiederentdeckung bzw. Aneignung einer eigenen, authentisch(er)en Sexualität besitzen könnte.

2.4.1. Der institutionelle Charakter von Pornographie und prostituierender Sexualität

Pornographie in Filmen, Magazinen, Büchern hat sich aufgrund der tradierten Moralvorstellungen, die dem Mann größere sexuelle "Freiheit" einräumen als der Frau und für die Frau Enthaltsamkeit fordern, während sie dem Mann "Triebhaftigkeit" bescheinigen, etabliert. Pornographie umfaßt institutionalisierte Mechanismen, die sexuelle Bedürfnisse generalisierend erfassen und in "geordneter" Weise ableiten. Diese

sexuellen Bedürfnisse können in den institutionalisierten Geschlechterbeziehungen weitgehend nicht befriedigt werden, weil deren funktionale Bedeutung für die Gesellschaft die gesellschaftliche Re- produktion meint; in ihnen wurde und wird Sexualität folglich durch Fortpflanzung und Besitz determiniert.

Die Lockerung moralischer Vorstellungen erweist sich als eine Anpassung an Tendenzen des sozialen Wandels und an die Möglichkeiten sexueller Bedürfnisbefriedigung, die durch den wissenschaftlich- technischen Fortschritt innerhalb dieser Gesellschaft eingeleitet wurden - hierfür ist die Verbesserung der Empfängnisverhütung ein gravierendes Beispiel. Sexueller Wandel, Freizügigkeit - oder wie auch immer unsere (vermeintliche) Einstellungsänderung zur Sexualität genannt wird - findet seine Quellen weniger in der Bewußtseinsveränderung, die sich im Einzelnen aufgrund seiner Erlebnisse vollzogen hat, als in der abstrakt- objektivierten Möglichkeit eines größeren Handlungsfreiraums, der den reduzierten sexuellen Handlungs- und Erlebensmöglichkeiten gegenübersteht. Einzelne mögen ihre Vielfältigkeit zwar verspüren - durch herkömmliche Erziehungs- und Vermittlungsmuster auf genitale Sexualität orientiert - sehen sie sich jedoch der Körperlichkeit entfremdet.

Die Einsicht, daß tabuisierte Sexualität sexuelles Lustempfinden in Ketten legt, während in einer befreiten Sexualität "eigentlich" alles erlaubt ist, hat nicht zu einer Befreiung des sexuellen Individuums geführt, das seine sexuellen Bedürfnisse versucht zu entdecken und zu (er-)leben, sondern es hat neue Zwänge geschaffen: die der generalisierten Lust. A. Schwarzer spricht deshalb von der verschlechterten Situation der Frauen, denen heute kaum Möglichkeiten bleiben, sich zu entziehen, die sich auch bei Lustlosigkeit genötigt sehen, Lust vorzutäuschen (vgl. dies. 1984, 181)

"Der Unterschied zwischen einer Prostituierten und einer Ehefrau liegt in der Sicherheit, die die Ehefrau hat. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß die eine es mit einer Menge von Männern, die andere nur mit einem zu tun hat. Wenn man viele Männer hat - zum Beispiel zehn an einem Tag - ist man nicht von einem abhängig. Sie sind jederzeit zu ersetzen. Wenn dich einer ärgert, kannst du einfach sagen 'hau ab'. Das kann man nicht, wenn man verheiratet ist, und auch nicht, wenn man sich von einem Mann aushalten läßt." (J.: Erfahrungen als Prostituierte, in Millett 1973, 35)

Die Erfahrungen von Prostituierten mögen einiges verdeutlichen, was aus

dem Zusammenhang von Abhängigkeit und Sicherheit resultiert. Sie haben sicherlich mit anderen Problemen zu kämpfen als Ehefrauen, werden eher bzw. in einem anderen Zusammenhang mit offener, konkreter Gewalt konfrontiert. Ihre gesellschaftliche Stigmatisierung erzeugt noch andere Arten sexistischer Repressivität; der ärgste Ausdruck hierfür findet sich jedoch in der Funktionalität moralisierender Spaltungen: Hierbei werden durch sexuell- moralische Kategorien, die auch von Frauen vertreten werden, Phänomene struktureller Gewalt aus dem Gesamtzusammenhang isoliert, der letztlich alle Frauen - oder zumindest doch die Mehrheit - betrifft. So kritisiert I. Stoehr auch die Position innerhalb der Frauenbewegung, die sich moralisch über den Zusammenhang von Sexulität und Geld entrüstet; sie fragt zweifelnd, ob tatsächlich ein gravierender Unterschied zwischen Prostitution und anderen ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen besteht (vgl. dies. 1985, 221). Provozierend läßt sich die Frage stellen, ob der moralische Standpunkt nicht allenfalls die Männer unterstützt, die sich machtbesessen darüber mokieren, daß sie für etwas zahlen sollen, von dem sie meinen, sie besäßen einen "männlich- natürlichen" Anspruch darauf?

"Das Schlimmste an der Prostitution ist, daß man nicht nur Sex verkauft, sondern auch seine Menschlichkeit." (ebd. 43)

"Jetzt komme ich richtig rein. Ich weiß, es war mir eklig, und ich möchte es nicht noch einmal erleben. Mit das Schlimmste war, daß man so tun mußte, als ob. Da mußte man den Orgasmus vorspielen. Sie erwarten das als Beweis für ihre Männlichkeit. So schwindeln zu müssen, das heißt wirklich eine Hure sein." (ebd. 45)

Pornographie, Prostitution, Peep- shows ... - sind sicher "Auswüchse" mißverstandener, unfreier, machtbesetzter und gewalttätiger Sexualität, es werden Frauen und Frauenkörper verkauft - in einem männerbeherrschten Umfeld: Insofern konsumieren Männer Sex!

Es gibt immer noch wesentlich weniger Frauen, die in diesen Vermarktungsbereich als Konsumentinnen eindringen. Hat der Konsumausschluß uns Frauen davor geschützt, sexuell weniger vermarktet erleben zu können? Oder sind wir beeinflußt durch Männer, die Sexualität mißverstehen als Ware, bzw. Produkte als Hilfsmittel zur Stimulation und Befriedigung benötigen? Wenn Sexualität zur Ware wird, geht es nicht mehr um Intensität, sondern um "Quantität". Männer können zwar im Konsumverhalten Befriedigung erlangen, aber können sie auch noch Befriedigung erleben, begriffen als emotionaler Prozeß, in dem sich Lust entfaltet, oder werden sie in ihrer Erlebnisfähigkeit auf

Produktorientierung reduziert?

Sind die Frauen "zuhause" dann auch nur noch als "Orgasmusmaschinen" wahrnehmbar? Produkt- und Leistungsorientierung schlagen sich im sexuellen Verhalten nieder. Nicht nur Männlichkeit wird mit Orgasmusfähigkeit gleichgesetzt, sondern z.B. lesen sich auch Stellen im Hite- Report so, als ginge es nur um die Anzahl weiblicher Orgasmen, um das methodisch- routinisierte Können, damit Frauen möglichst schnell und oft dorthin gelangen. Langsam holt die Leistungsgesellschaft und der Markt auch sie als Konsumentinnen ein (vgl. Hite 1980, 143ff, 567). Die Meinung über die "Verwerflichkeit" von Pornographie findet sich auch in einigen wissenschaftlichen Texten wieder (vgl. Schlötterer 1982, 254 / Hite 1982, 733f). Hypothetische Überlegungen gehen dahin, daß Frauen durch pornographische Vorbilder zu Sexualobjekten abgestempelt, zu Freiwild für Vergewaltigung gemacht werden, bzw. Männer zu Vergewaltigungen angeregt und ermutigt werden (vgl. Frauenzentrum Berlin e.V. 1977, 61). Die Basis für die frauenverachtendsten Pornodarstellungen findet sich sicher in abgeschwächter Form in allen sexistisch geprägten Strukturen und Beziehungen unserer Gesellschaft, als phantasielose Exzeme menschlich-männlicher "Phantasie" sind sie Zeichen einer sich selbst zerstörenden Männergesellschaft.

Ich frage mich jedoch, ob die Probleme von Männern mit derartigen "ausgeliehenen" Identitätsmustern wesentlich für Frauen sind, die sich aufgemacht haben, um mehr über sich zu erfahren, die ihre Identität immerhin noch in dieser Männergesellschaft entdecken und entwickeln wollen? Die Ablehnung angeblicher Männerbedürfnisse impliziert eine "negierende" Unterordnung. Die verneinende Bildung des Gegenpols fordert die Gewalt derjenigen heraus, die sich durch die Machtlosen bedroht fühlen. Der Gewalt der Männer können wir uns nur entziehen, indem wir uns ihnen nicht mehr als Opfer zur Verfügung stellen.

Das heißt jedoch nicht, daß wir uns mit gesellschaftlichen Phänomenen wie etwa Pornographie nicht mehr auseinandersetzen müßten, sondern daß wir daran gehen sollten, ihren Stellenwert in unserem Leben zu entdecken (vgl. auch Marcus 1982, 302, 312). In einer Welt, in der lange Zeit (und auch heute noch) sexuelles Erleben tot- geschwiegen wurde, wo Tabuisierung zur Zerstückelung der Sexualität geführt hat, sind wir gezwungen, diese Stücke wieder zusammenzusuchen. Für uns verstehbare und nachvollziehbare erotisch- pornographische Literatur bzw. Darstellung besitzt immerhin einen "Informationsgehalt", der um so

relevanter wird, je weniger wir über unsere eigene sexuelle Lust reden können und nur auf wissenschaftlich abstrahierte, menschenentfremdete Funktionsabhandlungen ausweichen dürfen. Gerade dann müssen wir uns darum bemühen, uns die anderen Sphären sexueller Lust anzueignen. Dazu gehört vermutlich nicht nur, daß wir uns über frauenfeindliche Mechanismen bewußt werden, daß wir hellhörig werden, sondern auch, daß wir Erfahrungen sammeln, mit uns selbst und mit einer neuen Sichtweise gegenüber unserer Umwelt.

"Für mich ist Handlungsfreiheit immer noch Neuland. Ich reise mit Umwegen, Verwirrungen, Probegängen und Atempausen.

Ein Beispiel: eine Frau kann Gewaltphantasien haben, sich lustvolle Aggressivität ausmalen und dadurch ihre sexuelle Identität bereichern. Diese Aggressivität ist ihr nicht selbstverständlich gewesen, sie verstößt gegen gängige Vorstellungen, daß die Sexualität der Frau eine liebe, laue Ergänzung zum Sturm- und Drang- Verhalten des Mannes ist. Ich möchte behaupten, daß ihre Gewaltphantasie politisch ist, ein Stück Ich- Findung, Regelverstoß.

Ein Mann kann ebenfalls Gewaltphantasien haben. Aber seine Aggressivität ist ganz normal, seiner Rolle selbstverständlich zugeschrieben. Er muß nicht Aggressivität für sich erobern, er hat sie schon von jeher. Und: er kann seine Gewaltphantasien umsetzen. In echte Vergewaltigungen, echte Erniedrigung, echte Demonstrationen seiner Macht und körperlichen Stärke. Seine Gewaltphantasien sind dicht an der Wirklichkeit. Und die ist reaktionär.

Fazit: 'Einfach so' ist nichts im Patriarchat." (Mikich 1983, 45)

Sexuelles Erleben wird unausgelebt in den Bereich der Phantasie verwiesen, während institutionalisierte Pornoangebote eine Möglichkeit bieten, die Phantasie "real" umgesetzt präsentiert zu bekommen. Hoffnungen und gehemmte Bedürfnisse lassen sich in der Phantasie ungefährlicher konstruieren; wir behalten die "Zügel in der Hand", was gerade Frauen in der Realität oft untersagt ist bzw. wo ihnen das Vertrauen in sich selbst zu fehlen scheint. Der Phantasie verhaftet bleibende Erlebnisse entbehren der Impulse eines Partners, im Anspruch auf emotionale Intensität müssen sie auf vorzeitige Grenzen stoßen, die die Vernablung mit der Realität unterbinden.

Pornographie - im weitesten Sinne - konkretisiert Phantasievorstellungen. Die bildhafte und verbalisierte Fixierung vermittelt in der Distanz zum Selbst die Nähe zur Realität; in der Aufweichung der Grenzziehung kann sowohl eine Fluchtmöglichkeit als auch ein

Aufforderungsimpuls stecken. Aufgrund ihres Ursprungs erweist sich die Institution "Pornographie" als männerorientiert und patriarchalischen Strukturen folgend. Von daher ist sie frauenfeindlich und entspricht den Informationen, die Frauen von Pornographie fernhält und in ihnen Abscheu und Angst hervorruft.

Dies entspricht dem Stellenwert einer männlichen Sexualität, die zur Demonstration männlicher Macht avancierte, der sexualisierten Beherrschung von Frauen. Männern - selbst Opfer der verselbständigten patriarchalischen Strukturen - wird über die Institution Pornographie ihre sexuelle Identität vermittelt, ihnen wird Bedeutsamkeit suggeriert.

Die gesellschaftswirksame Beurteilung von Pornographie hält die Wirkung von pornographischen Inhalten - obwohl diese längst auch als gelebter Teil in dieser Gesellschaft integriert sind - als systemstabilisierend und "triebkanalisierend" aufrecht: sie ist die von der Gesellschaft tolerierte, wenn nicht gar anerkannte Institutionalisierung für Verbotsüberschreitung. Dazu ist es auch notwendig, daß geschlechtsrollenspezifische Bewertungen über das Phänomen "Pornographie" weiterhin wirksam bleiben, währenddessen in den pornographischen Inhalten sexistische Stereotype nicht beibehalten werden müssen, z.B. können Aktivitäts- und Passivitätsrollen vertauscht, Macht-Ohnmachtverhältnisse umgekehrt, beidseitige sexuelle Lust und Befriedigung vermittelt werden.

Von daher werden pornographische Inhalte auch für Frauen interessant und relevant. Gerade Frauen, die über Generationen hinweg zur sexuellen Scham erzogen wurden, die in unterordnende Sexualpositionen gedrängt wurden, könnten über pornographische Darstellungen eine andere Art von (möglicher) Wirklichkeit vermittelt bekommen, größere Sicherheit ihrer eigenen Sexualität gegenüber. Darstellungen, die - abgesehen von ihrem stigmatisierten Rahmen - vermitteln, daß alles möglich und erlaubt ist - zumindest mehr als die Normen gemeinhin besagen -, könnten es Frauen erleichtern, sich bewußt mit der Relevanz dieser Normen für ihren Lebenszusammenhang auseinanderzusetzen und deren Geltung individuell in Frage zu stellen.

"Herrschende Moral will Verhaltensweisen kontrollieren. Sexualmoral will sexuelles Verhalten leiten, lenken bzw. unterdrücken. Für einen Teil des sexuellen Verhaltens schaffen sich Gruppen Normen, die von der Gesamtgesellschaft abweichen. Diese werden von der "offiziellen" Moral zuerst ignoriert, gleichzeitig als theoretisch irrig vorgestellt. Was

weder verhindert, unterdrückt, noch ignoriert werden kann, wird von der Moral einer Gesellschaft verharmlost, auf Außenseitertum, Subkultur, Ohnmacht abgestellt. Repressive Sublimierung und repressive Toleranz gehören zusammen." (Pfaff "unv.M., 15)

Pornographie greift eine Vielzahl sexueller Verhaltensweisen auf, die von der herrschenden Moral stigmatisiert werden (vgl. Marcus 1982, 91). Durch die moralische Abwertung von Pornograhie werden gleichzeitig ihre Inhalte negativ bewertet und erscheinen in diesem Bezugssystem als abweichend und pervers. R.J. Stoller hält jede Pornographie für pervers, da sie immer eine feindselige Komponente besitzt (vgl. dens. 1979, 119). Pornographie leitet diese Feindseligkeit jedoch in die Welt der Fiktion, der Irrealität ab. So wird jene kompensiert, muß sich nicht in der Realität ausleben. Repressive Sexualität erzeugt Feindseligkeit, Haß, destruktive Bedürfnisse, die real keine Konsequenzen zeigen, weil sie in die sexuell- besetzte Illusion transferiert werden.

Das bedeutet aber auch, daß Pornographie Aufschluß über eben jene Verhältnisse innerhalb der Gesellschaft geben kann, die repressiv manipulieren. Aus dieser Perspektive erscheinen die sexuellen Beziehungen, in denen Repressionen, Gewalt, Feindseligkeit sichtbar gemacht und nicht verdeckt werden, als eine adäquate Antwort auf unsere repressive Sexualerziehung - und gleichzeitig auch als Chance, erfahrene Unterdrückung auf diese Weise sexuell aus- leben zu können.

2.4.2. Perspektivische Möglichkeiten einer weiblichen Ausbeutung institutionalisierter Pornographie

In der Auseinandersetzung mit diesem Thema muß zwischen dem institutionellen Charakter von Pornographie und den durch sie vermittelten Inhalten unterschieden werden. Die Institution wirkt frauenfeindlich, da sie in enger Verbindung mit moralischen Auffassungen steht und vor allem die Prinzipien einer Doppelmoral verkörpert, die Männer zwar nicht vor der "Beschädigung" ihrer Sexualität schützt, ihnen jedoch im sexuellen Verhalten einen größeren Freiraum einräumt.

Pornographie bietet die Möglichkeit, Bedürfnisse in einer fiktiv

konstruierten Welt, in einer illusionären Wirklichkeit zu er-leben. Dadurch ermöglicht sie sowohl die Identifikation mit als auch die Distanzierung von den handelnden Personen und der Situation (vgl. Stoller 1979, 120). Sie erhält eine kompensatorische Bedeutung für die Unzulänglichkeiten der alltäglich gelebten Wirklichkeit. V. Sigusch formuliert die Diskrepanz zwischen Bedürfnissen und realem Leben für das Phänomen "Prostitution" ähnlich.

"Wie das Mysterium Liebe erinnert die Prostitution daran, daß es keine bisherige Gesellschaft vermochte, unsere Antriebe und Sehnsüchte mit dem realen Leben in ein harmonisches Verhältnis zu bringen." (ders. 1984, 179)

Er verweist auch auf den engen Zusammenhang von Verbot und Lust, der ohne Angst und Erniedrigung nicht denkbar ist (vgl. ebd.). Peepshows und Prostitution sind letztendlich Ausdruck der "prostitutiven Verhältnisse", in denen wir leben (vgl. ebd. 180).

H. Schelsky bezeichnet Prostitution als eine "institutionalisierte Ventilsitte", durch die sich die moralisch erzeugte Spannung "geordnet abladen" kann (vgl. dens. 1973, 42).

Sowohl V. Sigusch als auch H. Schelsky weisen der Prostitution somit eine Nähe zur Gesellschaft zu; sie weicht weniger vom alltäglichen Leben ab, als daß sie dessen Unzulänglichkeiten entweder widerspiegelt oder ausfüllt. Das trifft auch auf Pornographie zu, denn auch dort, wo sie repressive sexuelle Verhältnisse abbildet, ermöglicht sie es dem Betrachter, sich mit der ihm angenehmen Rolle zu identifizieren oder sich auch von der Situation zu distanzieren; diese Wahlmöglichkeiten bietet ihm das reale Leben nicht.

Wesentlich wichtiger erscheint mir jedoch die Tatsache, daß pornographische Darstellungen Lust zulassen, was nur allzu oft im alltäglichen Leben untersagt ist. Pornographie bietet sowohl die Chance, repressive bzw. gesellschaftsimmanente sexuelle Beziehungen aus einer dem Betrachter genehmen Entfernung mitzuerleben, als auch Lösungsmöglichkeiten mitspielen zu können. In dem Fall verliert der kompensatorische Charakter seine Wirksamkeit zugunsten eines Bewußtwerdungsprozesses bzw. dessen, was Pornographie auch sein könnte: eine "Probebühne", ein "Versuchslabor", in dem Erlebnisansätze angetestet werden können.

Das moralische Verbot, was sich mit der Institution Pornographie verknüpft, greift auf Frauen stärker zu. Der noch nicht gewohnheitsmäßig etablierte Umgang mit und Zugang zur Pornographie

obwohl auch hier eine Veränderung in Richtung der Übernahme männlicher Verhaltensweisen unverkennbar ist - erleichtert es, eine andere Perspektive einzunehmen. Die Übernahme des männlichen Blickwinkels, wo nicht das Bild, sondern sein Nimbus wirkt, ist erniedrigend, weil es die sexuelle Unfreiheit dieser Gesellschaft dokumentiert.' I.d.S. ist Pornographie, um auf eine Charakterisierung von R. Willemsen zurückzugreifen, "misanthropisch" (vgl. dens. 1984, 19). Die internalisierten Schranken, die Frauen den Zugang zu Pornographie erschweren, könnten unter diesen Voraussetzungen hilfreich sein, einen unbefangeneren Weg zu finden.

Nach R.J. Stoller werden Mädchen im Gegensatz zu Jungen nicht dazu erzogen, den sexuellbesetzten Körper heimlich zu beobachten. Während Jungen dem Verbot des Betrachtens unterliegen, gilt für Mädchen das Verbot des Betrachtet-Werdens (vgl. dens. 1979, 123f). Darin drückt sich einmal mehr die Passivität aus, die Frauen zugeschrieben wird, ihr Objektstatus und die Erziehung zur Scham. Das weibliche Interesse scheint nicht voyeuristisch-genitalfixiert. Von daher hat die pornographische Darstellung auf Frauen nicht die Wirkung dieser Verbotsüberschreitung. Hemmung und Ekel müssen verstärkt durch die normative Beurteilung der Institution Pornographie hervorgerufen werden. Die Überwindung dieser Schwellenängste gestattet danach einen unbefangeneren Blick auf das Dargebotene. Eine weibliche Wirkung von Pornographie könnte z.B. in der Erfahrung einer exhibitionistischen Lust liegen. Die Scham und die Angst vor der Selbstdarstellung zu überwinden, ist jedoch nicht nur ein sexueller Befreiungsakt. Gerade wenn Angst, Körperlichkeit und Psyche so eng zusammenhängen, wie es in der Betrachtung von Vergewaltigung und deren destruktiver Wirkung deutlich wurde, bedeutet der Zugang zur eigenen, selbstangenommenen Körperlichkeit auch einen Schritt zur Selbstsicherheit (vgl. auch the Boston Women's Health Book Collective ²1981, 49).

Die Scheu vor dem Körperlichen schlägt sich auf das Verhalten von Frauen nieder: Sie sind weniger durch Bilder als durch Worte zu stimulieren (vgl. Markus 1902, 93f). Dies könnte auf eine andere Dimension von Phantasie hinweisen, ein Rückzug in die Innerlichkeit oder ein ausgeprägtes Potential von Kreativität. Die durch Worte abstrahierte Situation bedarf des eigenen Vorstellungsvermögens, gleichzeitig läßt sie auch den Raum dafür. Die Freiheit zur Identifikation und zur Distanzierung ist größer als in der bildhaften Darstellung. Dem Rückzug in die Innerlichkeit haftet etwas Gefährliches

an. Letztendlich ist auch sie eine Verweigerung der Körperakzeptanz.
Laut RALF- Report korreliert eine starke Konsumorientierung bei Frauen mit partnerschaftsbezogener Erregung (50% und damit der höchste Korrelationskoeffizient). Zum einen kann dies als kompensatorische Eigenschaft gewertet werden, da der Befriedigungsgrad dieser Erregung nicht weiter hinterfragt wird. Wahrscheinlicher ist jedoch die Annahme, daß die Akzeptanz der Körperlichkeit auch nach einem Ausdruck sucht; (bewußter) Konsum wird in diesem Fall Mittel zur Selbstdarstellung. Wenn wir davon ausgehen, daß Phantasievorstellungen nicht befriedigender als Partnersex wirken, kann die Korrelation von Erregung durch Phantasie und niedrige Konsumorientierung (45%) dementsprechend interpretiert werden. (vgl. Eichner, Habermehl 1978, 67) Entweder diese Frauen kompensieren weniger durch Konsum (und mehr durch Phantasie?) oder es zeichnet sich ein Bild der Selbstgenügsamkeit, eines Verlangens, das sich in der Realität nicht umsetzt.
Die Bedeutung von Pornographie kann sich nur ergeben, wenn sich Auswirkungen auf das eigene sexuelle Verhalten und den eigenen Lebenszusammenhang zeigen. A. Carter bezeichnet pornographische Literatur in einer ihrer Funktionen als "Einweisungshilfe" (vgl dies. 1981, 21). Ich möchte dies nicht auf Literatur beschränken, da es auch auf bildhafte Darstellungen zutrifft.
"Tatsächlich ist Pornographie im Grunde genommen Propaganda fürs Ficken, also eine Betätigung, von der man eigentlich annehmen sollte, daß sie keine Reklame nötig hat, da die meisten es gerne tun wollen, sobald sie wissen, wie man's macht." (ebd. 24)
Das pornographische Angebot ist vielfältig und irgendetwas ist für jeden erschwinglich und ansprechend. Mann (frau) kann wählen zwischen den Heften, den Filmen, er (sie) wird auf jeden Fall Unterstützung darin finden, seine (ihre) Phantasie und die illusionäre Welt in der "Traumfabrik" zu verwirklichen. Die Demonstration des Möglichen erscheint zugleich als Ermutigung, es auch in der Realität auszuprobieren. Wenn Pornographie Normen außer Kraft setzt, dann kann sie auch unterstützend wirken, diese zu erkennen, für sich eigene "Normen" aufzustellen und die Begrenzungen der eigenen Phantasie, der sozialisierten Vorstellungen zu überwinden.
Ich schließe nicht aus, daß manche Inhalte frauenfeindlich sind, doch handelt es sich i.A. um eine sehr realistische Abbildung bereits bestehender sexueller und gesellschaftlicher Verhältnisse; von daher sind sie weder anormal noch besonders typisch für Pornographie. Ihre

frauenfeindlichen Zugriffsmöglichkeiten erweisen sich als begrenzt. Die phantasieanregende Vernachlässigung mancher Details (vgl. Carter 1981, 21) ist nicht frauenfeindlich, sondern vielmehr die gesellschaftlich geprägte Phantasie der Männer und die sich daran messende Stigmatisierung der Frauen selbst. M. Marcus beschreibt den Unterschied zwischen masochistischen Männern und Frauen in sadomasochistischen Heften.

Die "Männer kriechen wirklich herum wie Hunde und sehen absolut erbärmlich, unästhetisch und jämmerlich aus - die Mädchen dagegen sind selbst während der übelsten Mißhandlungen noch schön und ästhetisch." (dies. 1982, 93)

Die Schlußfolgerung, daß hier verschiedene Identifikationsfiguren angeboten werden und die Pseudo- Masochistinnen besser als Opfer von Sadisten zu bezeichnen sind und der Annahme eines "natürlichen weiblichen Masochismus" entsprechen, ist sicherlich zutreffend. Derartige Darstellungen beweisen jedoch eher eine gesellschaftlich manifestierte Frauenfeindlichkeit: Entweder erfahren wir durch sie auch etwas über unseren Masochismus - als Selbsterkenntnis, Identifikation, Ablehnung -, ohne dabei direkt reales Opfer werden zu müssen, und/ oder wir erfahren uns in der Reaktion auf männliche Verhaltensweisen. Mit Willemsen bin ich der Ansicht, daß dem neutralen Blickwinkel der Kamera die interpretative Meinung gegenübersteht - und die ist allzu oft festgelegt und gesellschaftlich determiniert (vgl. dens. 1984, 18f).

2.4.3.Die sadomasochistische Perversion als Grenzüberschreitung - sexueller Masochismus und positive Aggression

Sadomasochismus sprengt den als zulässig angenommenen Rahmen von Sexualität. Er gilt als anormales sexuelles Verhalten weniger Menschen. Obwohl Frauen häufig als masochistisch, als "natürliche" Opfer beurteilt werden, gehören dieser sexuellorientierten Randgruppe überwiegend Männer an (vgl. Sprengler 1979, 20). Als Neigung wird Sadomasochismus psychoanalytisch mit einer Fehlentwicklung in der Sozialisation begründet (vgl. Giese 1967 / Stoller 1979, 26, 119 / Sprengler 1979, 15 / Becker, Schorsch 1977, 73ff). Der Zusammenhang zu einer repressiven, sexualitätsfeindlichen Gesellschaft scheint jedoch

bedeutsamer unter der Annahme, daß Sadomasochismus nicht unbedingt als anormales sexuelles Verhalten gelten muß.

Auf der "rosaroten" Seite unseres Lebens hat Sadomasochismus keinen Platz. Dort werden alle frustierenden, schmerzenden, verletzenden Gefühle herausgenommen und möglichst nivelliert: die Routine zwischen sexuellen Partnern, die kein intensives Erleben mehr zuläßt, die Verpflichtung zum Orgasmus, Gefühle der Leere, der Abneigung, des Ekels, der Lustlosigkeit werden verschwiegen und - so lange es eben geht - nicht wahrgenommen. In sogenannten Liebesbeziehungen ist Sexualität häufig auch nicht frei von Repressionen, verstecktem Zwang, Schmerzen, Verletzungen; sie werden jedoch zumeist vertuscht, abgeschwächt - und vor allem dienen sie selten bewußt der sexuellen Stimulans. Wenn ein Schmerz, eine sadomasochistische Phantasie bzw. Interpretation der Situation zu sexuell intensiv erlebter Befriedigung führt, muß zumindest die Frage gestellt werden, ob diese Stimulans nicht eher zu unserem sexuellen Verhalten gehört als unbefriedigender, frustrierender und verletzender sexueller Alltagseintopf, ob nicht gar letzterer repressiver, sadomasochistischer wirkt als Sadomasochismus selber?

M. Marcus unterscheidet zwischen autoritärem und sexuellem Masochismus. Sexueller Masochismus meint ausschließlich die Schmerzen, die sexueller Erregung dienen. Damit schließt M. Marcus leichtere Schmerzen, die nur sinnlichen Genuß wecken, aus (vgl. dies. 1982, 258ff). Für mich stellt sich die Grenzziehung nicht so eindeutig dar. Wichtig erscheint mir die Tatsache, daß eine Situation als sexuell für den/ die Erlebende(n) definiert ist. Wenn Schmerzen mit zum sexuellen Erleben gehören, schließt dies nicht unbedingt die Beid- und Wechselseitigkeit solcher Empfindungen und Handlungen aus, d.h. die Rollen können in der Situation und in der Beziehung vertauscht werden (vgl. auch Maslow 1981, 222). Die Schwierigkeit, sexuellen Masochismus bei sich zu akzeptieren, führt M. Marcus darauf zurück, daß er vor allem für Frauen von autoritärem Masochismus nicht getrennt ist (vgl. a.a.O. 270). Deshalb scheint es ihr wichtig, daß sich Frauen mit Masochismus auseinandersetzen (vgl. a.a.O. 302), wobei Pornographie u.ä. dem Bewußtseinsprozeß förderlich sein könnten (vgl. a.a.O. 312).

Ebenso verzerrt stellt sich Sadismus dar. Jede sadistische Tendenz - die des Quälens, die des Folterns - findet ihre sexuelle Komponente; die Folterkammern diktatorischer Herrschaftsapparate spiegeln sich nicht grundlos in den sadomasochistischen Phantasien und

Handlungsansätzen wider: sie wirken bei denen, die die Neigungen sexuell ausleben, ebenso wie bei denen, die sich als moralisierende Betrachter aufspielen, sexuell stimulierend, - und häufig auch bei denen, die ihre sadistischen Neigungen über politische Foltermethoden und autoritäre Erziehungsstile entsexualisieren (vgl. auch Becker, Schorsch 1979, 48).

A. Sprengler beschreibt Sadismus durch zwei Merkmale, die ihn mit Sexualität verbinden bzw. auf verborgene Motive hinweisen. Eine sadistische Bereitschaft, die auch außerhalb der sadomasochistischen Subkultur besteht, findet sich auch bei denjenigen, die ihre Neigung verschleiernd im Interesse an Berichten über Sadismus und sexuellen Straftaten ausleben.

"1. Sadismus ist die Ausdrucksform einer auf den anderen gerichteten destruktiven Dynamik, die sich triebhaft äußert und lustvoll entlädt; sie ist mehr oder weniger eng und unmittelbar an Sexualität gebunden. Sadismus ist ***sexualisierte Destruktivität.***

2. Sadistische Intentionen als Phantasien oder Handlungen zielen auf die Bemächtigung des anderen, auf ein totales Verfügen über ihn, die Aufgabe seiner Eigenständigkeit. Dominanz- Subordination in einer extremen Zuspitzung wird zum sexualisierten Thema; es geht nicht lediglich um Aggressivität oder Grausamkeit, sondern um ***Beherrschung.*** *Schmerz zufügen und Verletzen können dabei fehlen, sind aber deshalb ein häufiger Bestandteil sadistischer Aktivitäten, weil das Hinnehmenmüssen von Schmerz, das Erleiden von Qual der deutlichste Ausdruck von Selbstaufgabe und Ohnmacht ist. Destruktiv ist die sadistische Dynamik deshalb, weil sie in den anderen etwas zu brechen, etwas zu zerstören trachtet, nämlich dessen Eigenständigkeit und Selbstbestimmung." (Sprengler 1979, 8)*

Sexueller Masochismus und Sadismus unterscheiden sich folglich grundlegend. Sie sind keineswegs vereinfacht als passive und aktive Rollenübernahme zu beschreiben. Wenn ich M. Marcus und A. Sprengler richtig nachvollziehe bzw. -empfinde - und das wird auch unterstützt durch den Fakt, daß Sadist und Masochist noch keine "glückliche" Beziehung abgeben -, geht es im Sadismus um die Beherrschung und Erniedrigung des ganzen Menschen, im "sexuellen Masochismus" um einen zeitweiligen Gefühlszustand. Sadismus enthält ein äußerst rationalistisches Element, er ist eine "Kopfgeburt", eine Wahnvorstellung. Damit ist er jenem Phänomen zuzuordnen, das Sexualität als Angriffspunkt für Gewalt mißbraucht - also Vergewaltigern und

gewalttätigen Ehemännern.

Obwohl M. Marcus "sexuellen Masochismus" anders bewertet und ihn für bedauerlich hält (vgl. a.a.O 270), übernehme ich diesen Begriff. Masochistisches Verlangen wird keineswegs durch Sadismus befriedigt. Dem sexuellen Masochismus steht vielmehr die sexuelle Aggression, bzw. in der umfassenderen Terminologie R. Schichas die "positive Aggression" ergänzend gegenüber. Potentiell ist sie in jedem Menschen angelegt, sie dient seiner Entfaltung und der wechselseitigen Beziehung zur Umwelt (vgl. dens. 1982, 173).

"Es ist also letztlich von seiner Bewertung und Entscheidung abhängig, welche Vitalinteressen, bis zu welchem Grad, gesichert und durchgesetzt werden müssen, welche Freiheit der Einzelne 'meint' und für welche Veränderungen und Wirkungen er sich einsetzen möchte. Der Möglichkeit nach bedeutet diese positive Aggression ein konstruktives, nach vorne gerichtetes 'Herangehen', eine progressive Auseinandersetzung mit der Umwelt, sich selbst und anderen, was nicht 'unnötigerweise' zu Lasten anderer gehen muß. Sie stellt eine grundlegende Voraussetzung für Selbstverwirklichung und Konfliktfähigkeit dar - eine potentielle Gegenkraft gegenüber jeder Form von 'Fremdverwirklichung' und Kapitulation vor der Angst vor Freiheit und Risiko bzw. der Unterwerfung unter eine fremde Autorität." (ebd. 174)

M. Marcus sieht in Masochismus und Sadismus einen Ausweg, der Freiheit zu entfliehen (vgl. dies 1982, 149). Damit erweitert sie die sexuelle Situation um einen an sich asexuellen Faktor. Auch der verhaßte Schmerz muß sexuell manipuliert werden (vgl. ebd. 141). Diese asexuellen Faktoren finden sich in jedem psychoanalytischen Erklärungsansatz wieder, der Sadomasochismus auf individuelle Defizite, auf Sozialisationsfaktoren zurückführt. Von asexuellen Faktoren und Eigenschaften, die nicht ausschließlich das sexuelle Erlebnisvermögen betreffen, ist sicherlich keine Beziehung frei. Ich möchte jedoch den Zusammenhang von "sexuellem Masochismus" und "positiver Aggression" näher erläutern, da die Entfaltung von Sexualität darauf angewiesen ist, sich Erlebensformen zu schaffen, statt sich auf die Position, lediglich Sozialisationsdefizite aufarbeiten zu wollen, zu beschränken.

"Positive Aggression" dient der Entfaltung und Entwicklung des Menschen. Wenn er sie als Kräftepotential anerkennt, impliziert sie Offenheit für Erfahrungen, sie befähigt dazu, sich auf Angst und Risiko einzulassen (vgl. Schicha 1982, 173f). Schicha kennzeichnet die

"positive Aggression" nicht als gewalttätig destruktiv, sondern als konstruktiv. Sie treibt Entwicklungen voran und beflügelt die Auseinandersetzung mit sich und der Umwelt, mit dem anderen. "Sexueller Masochismus" will sich und den anderen wahrnehmen. Die Gewalt steht nicht in seinem Mittelpunkt. Den Grad, auf dem Schmerz sexuell wahrnehmbar und die sexuelle Stimulans noch nicht zerstört, bezeichnet M. Marcus als sehr schmal (vgl. a.a.O. 139f). "Positive Aggression" und "sexueller Masochismus" treffen sich, denke ich, auf einer Basis des Vertrauens; "sexueller Masochismus" ist in dem Zusammenhang keineswegs passiv, er erleidet nicht, sondern fordert ein, will Gefühle entwickeln und intensivieren, er enthält selbst "positives Aggressionspotential" - zumindest insoweit, wie er sich dem Risiko des Erlebens, der Verletzung aussetzt. "Positive Aggression" und "sexueller Masochismus" erscheinen als Ausgangspunkt eines verstehenden Kommunikationsprozesses. Möglicherweise sind masochistische Tendenzen eine aktive Aufforderung, "positives Aggressionspotential" in einer Beziehung und in den Beziehungspartnern freizusetzen.

Im Gegensatz dazu stehen andere, weitaus häufigere Arten von Sadomasochismus. Sie sind angelegt auf Beherrschung, Bestrafung, Leidenserfahrung; hier wird nicht ausgetauscht, kommuniziert, sondern übertragen: Verantwortung, die Erfahrung repressiver Verhältnisse und Beziehungen, Ängste. In seiner Funktion für das Individuum scheint er dann durchaus legitim; es hat sein Inszenarium gefunden, in dem es Erlittenes nachspielen oder umkehren kann. Ich denke, daß es für viele - ebenso wie Pornographie - die Realität ertragbarer oder erleidbarer machen kann. A. Sprengler stellt fest, daß die von ihm untersuchten Sadomasochisten ein fast "über- normales" Bild abgeben; außer ihrer sexuellen "Abweichung" sind sie in ihrem sonstigen Verhalten gut angepaßt (vgl. dens. 1979, 113). Ein derartiges Maß an Anpassung bedarf eines Gegenpols.

"Masochismus ist falsch, wenn das Ich als Träger des Leidens im Mittelpunkt steht; er ist echt in dem Maße, in dem das Ich sich als wehrloses Objekt der Bestrafung fühlt." (Frankenstein 1980, 303)[10]

In der sadomasochistischen Inszenierung erscheint der Masochismus weniger als "falsch", denn als von gesellschaftlich- repressiven Verhältnissen abgeleitet, weil die richtige Einschätzung als Opfer aus unterschiedlichen Gründen dort nicht stattfinden darf. Die Opferrolle ebenso wie die sich rächende Beherrscherrolle wird in den sexuellen Bereich übertragen, weil im realen Leben die damit verbundenen Ängste

und Gefühle nicht ausgelebt werden können. Wir leben in einer Gesellschaft, in der wir uns berechtigterweise auch als Ausgelieferte, als Opfer fühlen (vgl. Pfaff 1981, 31). Der Transfer in den Sadomasochismus scheint u.U. als hilfreich - jedoch nur, wenn er Zwischenstation bleibt. Sadomasochismus, der ausschließlich aus gesellschaftlicher - repressiver - Wirklichkeit resultiert und diese sexuell kompensiert, mag dem Menschen helfen, Kräfte für diese gesellschaftliche Wirklichkeit zu sammeln. Dadurch wird sexuelles Erleben allerdings entfremdet und aus dem Kontext der Beziehung gelöst. "Sexueller Masochismus" und sexuelle "positive Aggression" beziehen sich jedoch auf die Erfahrung der Körperlichkeit und auf die gegenseitige Wahrnehmung, auf diese Weise können sie auch zum kommunikativen Mittel innerhalb einer Beziehung werden.

2.5. Sexualität - ein adäquater Ausdruck unserer Gefühle ?

Sexualität, die Erfahrung der eigenen Körperlichkeit, sexuelle Gefühle und gelebte Beziehungen unterliegen Vorstellungen, Handlungs- und Fühlanweisungen, die mitgeprägt sind von vermittelten Erfahrungen. Wir schweben nicht in einem gesellschaftsfreien Raum, der bloße selbsteigene sexuelle Erfahrungen zuließe. Abgesehen von normativen Zugriffen, von mehr oder weniger abstrakt gelerntem sexuellem Verhalten, stellt die Beziehung schon eine Verknüpfung zum gesellschaftlichen Leben und Wissen dar. Sexuelle Beziehungen sind auch soziale Beziehungen und spätestens in ihnen erfährt unser sexuelles Erleben eine soziale Komponente.

Für Frauen spaltet sich Sexualität in die "Androhung von Gewalt" und in die "Vorstellungen über Zuneigung und Liebe" auf. Damit ist auch Liebe ständig durch Gewaltmomente gefährdet[11], wobei Sexualität eine vermittelnde Rolle innehat.

Mit der Desillusionierung durch die Realität wird die Verknüpfung von Liebe und Sexualität fragwürdig. Die Beschränkungen, denen die sexuelle Selbstbefriedigung und -erfahrung unterliegt, sollten zumindest mit dem Liebespartner überwunden werden. Freie sexuelle Entfaltung - so wurde uns gelehrt - sei nur in der Liebesbeziehung möglich, andernfalls drohe uns von außen sexuelle Gewalt bzw. normative Stigmatisierung.

Sexualität ohne "umschmeichelnde" Gefühle sei unbefriedigend, wirke destruktiv animalisch.

Wo es um die Herstellung und Demonstration äußerer Beziehungen in einer "beziehungslosen" Welt geht, herrscht das Spiel von unterordnender Anpassung und Machtgewinn; entweder man (frau) profitiert von der Stärke des anderen oder beweist sich sein Stück Stärke in der Unterdrückung des anderen. Diese Art von Beziehungen entbehren der Grundlage gleichwertiger Anerkennung, bleiben der Oberflächlichkeit verhaftet, erfüllen Kompensations- und Übertragungsleistungen, müssen ständig in ihren Positionen erneuert werden.

Was E. Fischer u.a. in ihrem Buch "Gewalt gegen Frauen" feststellen, scheint allgemein gültig und nicht nur auf die sexuellen Ansprüche und Rücksichtslosigkeiten der hier zitierten Ehemänner beschränkt zu sein: *"Bei den Gewaltausbrüchen, wie sie hier beschrieben werden, ist es eindeutig, daß sie ein Mittel zur Unterdrückung und Disziplinierung sind, das jeweils eingesetzt wird, wenn sich die Männer in ihrer Position als Ehemann oder Familienvater gefährdet fühlen. Sobald sie nicht mehr sicher sind, daß die Frau sich als Dienerin und Besitz fraglos unterordnet, reagieren sie mit äußerster Aggression als Zeichen großer Verunsicherung. Diese Verunsicherung scheint ganz allgemein zu sein und bezieht sich auf alle Bereiche, in denen Männer glauben, etwas leisten zu müssen, also auf Potenz im weitesten Sinne." (dies. 1977, 22)*

Wir erfahren verstärkt, daß "liebloser" Sex kein adäquater Ausdruck für Emotionen, die wir Liebe nennen, ist. Im Gegenteil wird in der realen Erfahrung oft Sexualität und Liebe als voneinander getrennt erlebt: Sexualität ohne Liebe (aber mit der Illusion von Liebe) in gewalttätigen Ehen, Liebesgefühle mit dem Ausschluß von Sexualität in für uns bedeutsamen Beziehungen zu Eltern und später auch zu Freundinnen. In diesen Beziehungen, unter dem Druck aller normativen Erwartungen und Einschränkungen, mit denen sie ausgelebt bzw. nicht ausgelebt werden, werden sowohl unsere Liebesgefühle als auch unsere sexuellen Bedürfnisse verfälscht. Sexualität ist teilweise denjenigen gegenüber tabuisiert, die wir lieben, andererseits verbindet sich Sexualität mit Liebe, weil wir nur mit denjenigen sexuellen Kontakt haben dürfen - wenn überhaupt -, die wir lieben bzw. die uns lieben.

Bei Männern, so vermute ich, wirken diese widersprüchlichen Verknüpfungen anders, weil es ihnen auch erlaubt ist, sexuelle Erfahrungen losgelöst von Liebe zu machen, während Frauen sich

allenfalls aus Liebe "hingeben" dürfen, weil sie sonst als "Hure" stigmatisiert werden. Frauen werden viel eher dazu erzogen, ihre Sexualität und die zwischen- menschliche Sexualität nicht als Lust zu erleben, sondern sie aufrechnend und abwägend gegen ideelle Werte mit realen Dimensionen zu bewerten: Liebe, Sicherheit, "ihre Unschuld", Zuneigung gegen Einsamkeit u.a.. Frauen schweben immer in der Gefahr von Gefühlstäuschung und moralisierender Diffamierung, weil sie die Bedeutung von Gefühlen und Erlebnissen nicht erfahren dürfen, sondern weil sofort die zukünftige Zweckgebundenheit suggeriert wird und die Bedeutungen schon festgesetzt sind, bevor Mädchen ihre Gefühle ausleben dürfen. Unter diesen Voraussetzungen erleben wir Sexualität - wenn wir sie erleben - zumeist auf der Basis von Selbsttäuschung.

Sexualität ist trotz allem eine körperliche Ausdrucksform von Liebesgefühlen, nur haben wir mit dem Verlust unserer Körperlichkeit und mit den "sexuellen Verkehrungen" nie gelernt, daß sie aktiver Ausdruck unseres Selbst ist, eine intensive Möglichkeit, sich miteinander auszutauschen; wir haben gelernt, sexuelles Handeln auf Erwartungen und Erwartungserfüllungen hin zu rationalisieren.

"Ich glaube, daß Sexualität ein Absolutum ist, ein Zweck an sich. Liebe ist nicht Vorbedingung dafür. Sex verbunden mit Liebe ist wunderbar, aber er kann auch ohne Liebe und Nähe aufregend sein. Wenn wir nur zur Verstärkung der symbiotischen Einheit Sex betreiben, stellen wir bald fest, daß wir ihn zu einem Zweck benutzt haben, den er nicht sehr gut erfüllen kann. Sex bezieht seine Energie daraus, daß er zwei Menschen miteinander verbindet; eine Lücke ist nötig, daß der Funke überspringen kann. Wenn Sex als eine Art Sirup benutzt wird, um zwei Menschen zusammenzuhalten, die bereits wie eine Schichttorte aneinander kleben, können sie vielleicht beieinander bleiben, aber die Sexualität erstickt in Süßigkeit." (Friday 1982, 285)

Es gilt, Sexualität in ihrer intensiven Absolutheit, ohne eine tarnende Liebe zu erfahren und symbiotische Liebesbeziehungen in ihrer Symbiose zu erkennen, um den anderen dann auch als getrennten, eigenständigen Menschen wahrzunehmen. Meint Sexualität das Sich- wiederfinden- Wollen im anderen oder die "Ausbeutung" des/ der anderen für die momentan verspürten Bedürfnisse? Oder meint Sexualität Austausch und Mitteilung von Gefühlen, vom eigenen Verstehen und vom Verstehen des/ der anderen? Letzteres impliziert auch, daß Sexualität alle Reize, Handlungen, Gefühle und Ausdrucksmöglichkeiten umfaßt, die ich an und in meinem Körper in Beziehung zu mir und zum anderen wahrnehme, die im weitesten

Sinne sexuell, sinnlich stimulierend wirken, wo sich etwas in mir gefühlvoll, erotisch aufbaut.

A. Heller spricht vom "Sexual- Affekt", da Sexualität als Moment zwischenmenschlicher Beziehungen zwar aus einem Triebgefühl erwachsen, aber auch expressiv ist, d.h. auf einen äußeren Reiz antwortet und Empfindungen ausdrückt (vgl. dies. 1981b, 102f).

"Die auf Befriedigung des Triebgefühls als Bedürfnis gerichtete Produktion ist zugleich Produktion für den Sexualaffekt, sie beschränkt sich aber nicht mehr bloß auf den Affekt. Die Produktion für die geschlechtliche Anziehungskraft beinhaltet immer Keime des ästhetischen Geschmacks. Ferner: die Emotion der Anziehung knüpft zumeist auch nur an den Sexualaffekt an." (ebd. 107)

Wenn aber Affektexpressionen tatsächlich die einzigen nicht erlernten Expressionen sind (vgl. ebd. 102) und der Sexualaffekt sich mit der emotionalen Zuneigung oftmals verbindet, dann könnten unsere sexuellen Empfindungen uns als Ausdruck für unsere Gefühle dienen. In der Realität erweist sich das jedoch oft als ein schwieriger Prozeß, zum einen, weil unser sexuelles Verhalten nicht nur durch unser Selbst determiniert ist[12], zum anderen, weil wir die Deutungen unserer Expressionen und Gefühle selten erlernt haben. Das steht nur in einem scheinbaren Widerspruch zu A. Heller, die meint, daß wir mit dem Fühlen auch das "Gefühls- Lesen" lernen. Nur gerade weil dies schwierig ist und wir uns in den Entzifferungen nur mehr und ständig unserem tatsächlichen Fühlen annähern (vgl. ebd. 181), sind wir oft geneigt, den gesellschaftlichen, normativen Orientierungen zu folgen. Das Erkennen unserer "echten" Gefühle bedarf der bewußten Anstrengung einer ständigen Selbstbefragung.

"Besonders häufig treffen wir 'unechte' Gefühle bei Menschen an, die emotionalen Klischees folgen, entweder in positiver oder in negativer Hinsicht. Diese 'unechten' Gefühle können sogar sehr dauerhaft sein und ihre Unechtheit, der Umstand nämlich, daß man auf sie nicht bauen kann, stellt sich bloß in Krisen- oder Grenzsituationen heraus." (ebd. 182f)

Es sind solche Situationen, die uns vor uns selbst entlarven, in denen wir Widersprüche in uns entdecken und die Veränderungsprozesse einleiten (könnten). Das Beispiel Sexualität habe ich ausgewählt, weil sie lange Zeit in der gesellschaftlichen Bewertung so eindeutig determiniert erschien: sie war zulässig in Liebesbeziehungen, und in unseren Vorstellungen lebt dies als Erwartung weiter.

Unser sexuelles Erleben impliziert die Chance der Annäherung an uns

selbst und die Überwindung fremdbestimmter Einflüsse, zumindest jedoch deren bewußte Entdeckung. Von daher erhalten unsere sexuellen Erfahrungen eine gesellschaftlich- soziale Komponente, die auf unsere Beziehungen zurückwirkt. Wenn wir uns von der Vorstellung lösen, daß sexuelle Erlebnisse entweder nur triebhaft oder nur im "exklusiven" Liebesverhältnis möglich sind[13], können wir uns dem Gedanken annähern, daß Sexualität auch Ausdruck unserer Gefühle in unseren Beziehungen ist: die Bereitschaft, sich mit einem/ einer anderen einzulassen, sich auszutauschen, sich körperlich zu öffnen, sich verletzbar zu machen. Sexualität - verstanden als ein den ganzen Körper erfassendes Phänomen und gelöst von Fixierungen auf Genitalität und Orgasmen -, ist erlebbar in den unterschiedlichsten intensiven Abstufungen und Ausdrucksformen. Unsere sexuellen Empfindungen und Expressionen können dann zu einem selbstangeeigneten Maß für die Bedeutung des anderen, dieser Beziehung in unserem Lebenskontext werden. Die Entdeckung der kleinsten sexuellen Regung wird zum wichtigen Mittel meiner Selbsterkenntnis, ihr adäquater Ausdruck zur bedeutsamen Mitteilung im Kommunikationsprozeß zum anderen. Letztendlich, weil ich mich sicher fühle in der "Echtheit" meiner Gefühle, in ihrer Expressivität, werden auch meine Beziehungen eindeutiger: indem ich mich "ehrlich" darum bemühe, meine Empfindungen, meine Position, meine Bedeutungssetzungen in all meiner Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit mitzuteilen - wobei ich sicherlich auch immer mit neuen Erkenntnissen und mit der Entdeckung von Selbsttäuschungen rechnen muß -, oder indem ich mir über die Rolle, die ich spiele, über die Maske, die ich trage, bewußt bin. Die bewußte, akzeptierte Übernahme von Rollen verstärkt dann die Sicherheit von Handlungen.

"Es ist schwer, die eigene Maske und Fassade zu erkennen oder gar als wichtig zu akzeptieren. Unser illusionärer Idealismus, durch Erziehung gefördert, hindert uns, unsere Lügen und Verstellungen anzunehmen. Je weniger wir sie akzeptieren, desto mehr ängstigen sie uns. Je weniger wir sie kennen, desto quälender wird der Angstzugriff." (Krenn, Pfaff 1984c, 79)

Oftmals können wir erst aus der Akzeptanz unserer Maske heraus deren Veränderung angehen; die Sicherheit, die sie uns gewährt, erlaubt es uns, sie manchmal abzulegen, sich manchmal eine andere anzulegen, Neues auszuprobieren.

3. öffnung in eine beziehungsreiche Welt

"Die Möglichkeit, Freiheit zu 'gebrauchen', besteht für den Einzelnen dann schon grundsätzlich darin, sich um eine ***Interpretation*** *seiner Situation zu* ***bemühen****: dies erfordert die Bereitschaft und den konsequent unternommenen Versuch, die Anstrengungen, Unbequemlichkeiten und Unsicherheiten (Ambiguitäten) in Kauf zu nehmen, die gegenwärtige Situation grundsätzlich in Frage zu stellen und eine 'Bestandsaufnahme' der eigenen ursprünglichen Bedürfnisse, Interessen und Zielvorstellungen vorzunehmen."* (Schicha 1992, 253)

Der "weltoffene" Mensch wird im Verlauf seines Sozialisationsprozesses in ein Regelsystem, in ein Muster von Welterklärung und sozialen Verhaltensweisen eingebunden. Die Integration stellt für ihn eine wichtige Orientierungshilfe dar (vgl. Berger, Luckmann ²1977, 54f, 105f / Heller ²1901a, 258); einerseits darauf angewiesen, birgt dies andererseits immer die Gefahr in sich, vereinnahmt zu werden (vgl. Pfaff 1984, 120f). Von daher kann es nicht darum gehen, sich aus dieser Welt, aus dieser Gesellschaftsordnung herauszulösen, sondern die Beziehungen und die Beziehungsmöglichkeiten in ihr zu erkennen, ihre Bedeutung für sich zu erfassen, am potentiellen Beziehungsreichtum dieser Gesellschaft aktiv teilzunehmen.

Die Fixierung auf familiale Rollen läßt zumeist wenig Spielraum, die Beziehungen und ihre (zeitlichen) Veränderungen wahrzunehmen. Die etablierten Verhaltensmuster, die manifestierten Erwartungen lassen in Verbindung mit den internalisierten Interpretationen die familiale Situation als "eindeutig" erscheinen. Situative Momente entbehren der Möglichkeit, anders interpretiert und genutzt zu werden.

Oft unterliegen wir dem "bequemen" Trugschluß, daß wir unsere Lebenswelt nicht verändern bzw. mitgestalten könnten, daß wir einem "übermächtigen" Druck von Fremdbestimmungen und Entfremdungen ausgeliefert seien. Dahinter verbirgt sich auch die Angst, den als sicher erlebten Rahmen und einmal eingeschlagene Wege zu verlassen. Selbst wenn die familiale Situation im Alltäglichen erstickt und ihre Unzulänglichkeiten für die eigenen Bedürfnisse unverkennbar werden, scheint das Risiko der Veränderung weitaus größer. Hier weiß mann/ frau wenigstens, was ihn/ sie erwartet.

Wir erleben uns als funktionalen Teil eines Ganzen - diese Funktionalität, die Illusion des Gebraucht- Werdens scheint lohnenswert

genug, um diesen Lebenszusammenhang aufrecht zu erhalten. Deshalb und zur eigenen Überwindung von Unsicherheitsfaktoren orientieren wir unser Handeln an Erwartungen und Erwartbarem, jedoch nicht an unseren Bedürfnissen. Wir leben nicht mit uns, nicht nach uns und nicht in kritischer Distanz zu dem, was wir einmal erreicht haben und dem - im Falle von Ehe und Familie - die gesellschaftliche Anerkennung sicher ist. Wir leben oft nach einer Vorstellung über uns, von der wir meinen, daß dies so von anderen erwartet und anerkannt wird, wir leben nach einem Entwurf, wie wir meinen, daß wir sein sollten, nicht wie wir sind. Wir kritisieren nicht den Entwurf, sondern uns, wir erfüllen nicht unsere Träume, Wünsche, Bedürfnisse, sondern die des Ideals. Je mehr wir mit dieser Hülle verwachsen, desto schwieriger wird es, das darunter Liegende wahrzunehmen, andere Fähigkeiten an uns ebenso wie die Möglichkeiten, die uns sonst noch von der Gesellschaft geboten werden, zu erkennen. Das können z.B. auch "ganz alltägliche" Phänomene sein. Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, daß sich "Nur-"Hausfrauen am wenigsten Erwerbstätigkeit als mit dem Familienhaushalt vereinbar vorstellen können, obwohl für Juni 1983 die Erwerbsquote der verheirateten Frauen zwischen 15 und 65 Jahren mit 47,3% angegeben wird (vgl. Statistisches Jahrbuch BRD 1984, 96).

Ein Ideal, mit dem wir sozialisiert wurden und das wir unbefragt internalisiert haben, läßt weder Raum für die selbstbestimmte Entfaltung unserer Fähigkeiten, noch erscheint es in den real-wirksamen Lebenszusammenhängen erreichbar. Es wiegt uns in der Unsicherheit unserer Unzulänglichkeiten und läßt uns auf die Unterstützung institutionalisierter Sicherheit hoffen. Im hoffenden Warten erstarren wir in den uns zugeschriebenen Rollen. Wenn die "objektive" Wirklichkeit jedoch immer mehr Wissen, mehr Möglichkeiten beinhaltet als die "subjektive" Wirklichkeit (vgl. Berger, Luckmann ³1977, 144), bietet sie auch Veränderungspotential für die subjektive Lebenswelt, Handlungsalternativen für den/ die Einzelne(n). Das fordert Wachsamkeit gegenüber gesellschaftsimmanenten Angeboten und Möglichkeiten, die Fähigkeit, darunter auszuwählen. Als Voraussetzung muß jedoch die Angst vor dem Risiko überwunden werden.

"Um die verschiedenen Alternativen und Möglichkeiten vergleichen und abwägen zu können, die zu einer veränderten Entscheidung führen können, aber nicht müssen (die Chance, auf seine 'alte' Existenz zurückzukommen, ist immer gegeben, aber dann aufgrund einer bewußteren Entscheidung!), kann es notwendig sein, sich nicht nur 'gedanklich' in

*Frage zu stellen, sondern sich auch um andere, gar nicht oder weniger bekannte 'Informationen' zu bemühen. Eine derartig gefundene Entscheidung kann auf Inhalte und Ziele verweisen, die zwar erwünscht, aber aufgrund ihrer Unüberschaubarkeit, Neuartigkeit und Unsicherheit beängstigend sind; sie kann Handlungen implizieren, die man noch nie ausgeführt und welche sonstigen Gewohnheiten und Dispositionen widersprechen. **Die Freiheit der Entscheidung** zeigt sich aber vor allem dann, wenn das einzelne Individuum versucht, sich über derartige erschwerende, eigentlich 'dagegensprechende' Gegegebenheiten hinwegzusetzen, die damit verbundene Angst vor Unsicherheit und Risiko zu überwinden". (Schicha 1982, 254)*

Ein autobiographisches Beispiel erwähnt A. Nin. Sie bezweifelt, daß Frauen die ihnen zugeschriebenen Rollen nicht ablegen könnten. Die Einsicht, daß weder Miller noch Durrell ihr Buch schreiben würden, half ihr und trieb sie dazu, aus ihrer Rolle, aus dem Schatten der Beziehungen herauszutreten und ihrem Interesse entsprechend zu handeln (vgl. dies. ²1981, 120), obwohl die Beziehungen zu Miller und Durrell ihr Handeln, ihre Entscheidung sicherlich beeinflußt haben.

Institutionalisierte Beziehungen, in denen sich der Mensch auf eine Rolle festlegen läßt bzw. festgelegt wird, be- und verhindern die Entfaltung anderer, rollen- fremder Fähigkeiten; Beziehungen zu anderen, vielfältige und intensive Erfahrungen mit anderen scheinen jedoch notwendig, um kreatives Potential freizusetzen, um zur Entdeckung und zur Entfaltung eigener Fähigkeiten und Interessen zu ermutigen. Die eigene Vielfältigkeit komplementiert sich in vielfältigen Beziehungen zur Welt; diese meinen auch immer und vor allem Beziehungen zu anderen Menschen.

Sich der Bedeutung von Beziehungen und dem eigenen Anteil daran anzunähern, steht als Bestreben hinter den folgenden Ausführungen. Oft betreffen sie Frauen und Männer in ähnlicher Weise, beide Geschlechter kommen dennoch von verschiedenen Seiten. Die Wirkung tradierter familialer Rollen sowie die Bedeutung von Ehe und Familie als realer bzw. antizipierter Lebensbereich von Frauen können ebenso wenig verleugnet werden, wie der Einfluß einer - zumindest teilweise - angstbesetzten und für Gewaltausbrüche mißbrauchten Sexualität, besonders wenn diese sich mit dem Ausdruck unserer Gefühle in Beziehungen verbindet.

Bislang war der Zugang zur Welt für Frauen ein anderer als der der Männer. Von daher setzen Frauen auch andere Schwerpunkte in ihren

Auseinandersetzungen mit dieser Welt. - Beispiele hierfür aus dem sozialpolitischen Bereich sind der Kampf gegen den § 218 und die Durchsetzung der Arbeitsmöglichkeit von Frauen in typischen Männerberufen. - Die Angleichung der Geschlechter unter heutigen Bedingungen kann nicht Zweck emanzipatorischer Bestrebungen sein; das hieße, sich den Vorstellungen des je anderen Geschlechts unterzuordnen und die unterschiedlichen lebensentwickelnden Erfahrungen zu verleugnen. Der zwingende Austausch von Verhaltensmaßstäben führt letztendlich zur Reduktion von Verhaltensweisen. Emanzipation, emanzipatorische Beziehungen kann nicht meinen, daß wir uns als Frauen männliche Rollen aneignen, daß Rollen vertauscht oder gleichmäßig in ihrer Funktionswahrnehmung verteilt werden. Geschlechtsspezifische Aufgabentrennung beherrscht unser Leben schon so lange, daß wir sicherlich unterschiedliche Bedürfnisse und Fähigkeiten kultiviert (und unterdrückt) haben; sie zu erkennen und ihre Bedeutungen für Frauen und Männer, für jede(n) Einzelne(n) anzuerkennen, bildet vermutlich den Ausgangspunkt zur Entfaltung von Bedürfnissen und Fähigkeiten, zur Weiterentwicklung des in und an sich Erfahrenen. Die Auseinandersetzungen mit dem Geflecht bestehender Strukturen, die Erweiterung und Veränderung des "Puzzles" wird erst zu einer Veränderung der eigenen Lebenswelt führen, die es zuläßt, sich als bestimmend und bestimmt in der Wechselseitigkeit von Beziehungen zu erfahren.

3.1. Ehe - als Hort erstarrter Beziehungen

Liebesbeziehungen, die in Ehen bzw. eheähnlichen Beziehungen manifestiert werden, erscheinen als eine wichtige, wenn nicht sogar als die wichtigste Beziehung des erwachsenen Menschen. Auch wenn, bzw. gerade weil in der *institutionalisierten Ehe* die Erstarrung in Rollen und die Unterordnung unter entsprechende Erwartungen droht - so wie ich es anfangs beschrieben habe -, darf die *eheliche Beziehung* nicht unberücksichtigt bleiben, denn sie bildet schließlich eine von den möglichen zwischen- geschlechtlichen Beziehungen häufig gewählte und Beziehungen determinierende Form.

Zur Veranschaulichung möchte ich ein Bild skizzieren, das zwar nicht in

jedem Fall der Realität entsprechen muß, tendenziell sind seine Merkmale aber den meisten Ehen immanent. Manchmal mögen diese Charakteristika einigen Menschen auch in deren Bedürftigkeit entsprechen. Zwei Menschen ver-lieben sich, ziehen zusammen, heiraten. Dadurch wird Liebe in ihrem Versprechen von Unendlichkeit, Dauer, Kontinuität konserviert. Andererseits setzt Liebe den Menschen in Bewegung. Er wird offen, das Neue, das Interessante und Abwechslungsreiche im Anderen zu erkennen. Was nicht einer Gemeinsamkeit im Denken, Fühlen und Handeln entspricht, wird als Freude des Entdeckens erlebt. Die Erschließung neuer Erlebens- und Erfahrungsbereiche schließt andere Menschen aus der Liebesbeziehung aus. Die Selbstgenügsamkeit zweier sich liebender Menschen läßt selten Raum und Zeit, eigene Interessen zu verwirklichen, sie werden hinter die gemeinsamen Interessen zurückgestellt. Das betrifft nur allzu oft vor allem andere intensive Beziehungen zu Freunden/ innen. Das Ich verschmilzt zum Wir, nicht nur im Denken und Handeln, sondern auch in der eigenen, individuellen Welt. Meine Freunde sollen unsere Freunde sein. Das Wir-Gefühl der Zweisamkeit wird zum Wir-Dasein. Das wird auch nach außen dokumentiert, u.a. durch die gemeinsame Wohnung (das gemeinsame Schlaf- und Wohnzimmer inklusiv). Das Ich ist nicht mehr allein, es besitzt auch keinen Frei- Raum mehr.

Nur Kindern wird allenfalls ihr eigener (knapp bemessener) Raum zugestanden; dem/ der Einzelnen zugeschriebene Räume erweisen sich bei näherer Betrachtung als Arbeitsräume: die Küche, der Wirtschaftsraum, das Arbeitszimmer. Die eher frauenspezifischen Arbeitsräume sind verstärkt allen Mitgliedern einer Familie zugänglich - allerdings ohne die Gewährleistung, daß sie auch alle darin arbeiten. Auf eher männlich genutzte Räume trifft das weniger zu. Wenn Männer überhaupt zuhause arbeiten - und damit meine ich keine häuslichen Arbeiten - werden ihre Arbeitszimmer u.U. als tabuisierte Zone betrachtet, sind wo-möglich weniger in die Wohnfläche einbezogen.[1]

Für Frauen ist das eigene Zimmer, der Freiraum in der Wohnung weniger selbstverständlich. So erzählen Frauen, die sich langsam aus der Umfesselung der Familie lösen, oft, daß sie sich dringend einen eigenen Raum wünschen, bzw. daß sie die Wohnung jetzt anders aufgeteilt hätten. In diesen Beispielen deutet sich an, wie das liebende Gefühl der Gemeinsamkeit in äußerliche Insignien des Zusammen- Seins übergehen kann. Liebe wird zumeist nur noch in den Fällen berufen, wo sie dem äußeren Zusammenhalt der Ehe dient. Sie ist dann nicht mehr das Gefühl,

das den anderen meint, sondern sie wird aktiviert für die Umschreibungen von Handlungsweisen und Idealen.

"Unter dem Vorwand der Liebe versteckt sich oft alles. Jede Schmuggelware Deiner Eitelkeit, Selbstsucht, Herrsch- und Besitzgier bringst Du unter im Namen der Liebe. Willst Du verletzen, strafen, böse treffen, quälen, schrecken, ängstigen, immer kannst Du das im Namen der Liebe. ... Das Allerlei, das ihr nicht primär angehört und ihr doch auch immer beigegeben ist, kann, wenn allein als Liebe aufgefaßt, ihre Flügel verstümmeln und verletzt letztendlich nur. Das Lieben kann sich nicht mehr entfalten." (Krenn, Pfaff [2]unv.M., 12)

Die "accessoires" der Liebe, wie Krenn/ Pfaff die Umrankungen von Liebe bezeichnen, drängen sich mit der Zeit zumindest in jeder unbewußt gelebten Beziehung in den Vordergrund. Im Zeichen der Liebe werden Bedürfnisse befriedigt oder in den Bereich des Unbedeutenden verwiesen. Liebesbeziehungen degenerieren zum Füllsel eigener Defizite. Umfassende defizitäre Forderungen kann kaum ein Partner erfüllen bzw. ausgleichen, vor allem, wenn die anfängliche Gefühls- und Erlebensintensität nachläßt. Liebe verliert sich im "Gewöhnlichen" und/ oder in der Frustration unbefriedigter Bedürfnisse.

Die "accessoires" werden zuerst als angenehm, als Liebesbeweis empfunden, in der Routine des Alltags - unterstützt durch Unsicherheiten, Ängste - erwachsen sie zur überdimensionierten, den/ die andere(n) erdrückenden Bedeutung.[2] Derartig miß- gedeutete und unreflektierte Liebe verschleiert die tatsächlichen Verhältnisse einer Beziehung. Das erstarrte Gefühl der Liebe kehrt die Realität in die illusionäre Deutung um: wir sind verheiratet, also lieben wir uns. Gefühle werden nicht mehr aktiviert, brauchen nicht mehr wahrgenommen zu werden, da ihre Existenz als gegeben vorausgesetzt wird. Der andere wird liebesgemäß im Ich integriert, d.h. Unterschiede, Distanz und Nähe verlieren ihren Realitätsbezug, sie verschwimmen und sind schließlich nur noch Nähe oder nur noch Distanz. Die Selbst- aufgabe des Ich und des Du führt direkt in die gegenseitige Abhängigkeit des Wir, der symbiotischen Verschmelzung. Weder das *Ich* noch das *Du* kann sich unter solchen Bedingungen entfalten.

Ehen, geschlossen unter dem Aspekt der Arbeitsteilung, mit klaren Rollenzuschreibungen und eindeutigen Machtstrukturen patriarchalischer Verfügungsgewalt, haben Verschmelzungsprozesse psychischer Abhängigkeiten weniger zugelassen (vgl. Brückner 1983, 94). Die Verschleierung derartiger Machtstrukturen durch nicht- adäquate

Gefühlsinterpretationen und die Aufweichung von Rollenzuschreibungen schwören (Ehe-) Paare auf ihre emotional- symbiotische Beziehung ein. Die Unsicherheiten der äußeren Bedingungen versuchen sie in der Sicherheit gegenseitiger Abhängigkeit aufzuheben.

Das emotionale Wir, das sich mit der internalisierten Auffassung von Liebe verbindet, findet seine Fortsetzung und sucht seinen Ausdruck im gemeinsamen Handeln des Alltagslebens. Auf die Gefahren der Erstarrung in der Gemeinsamkeit habe ich hingewiesen, die Veränderungsprozesse in der Familienorganisation, die heute oft als Beispiel vollzogener Emanzipation dargestellt werden, können diese Mechanismen verstärken, also genau das Gegenteil der Emanzipation des Individuums bewirken. Die gegenseitigen Erwartungen richten sich nicht an den tradierten Rollen aus, sondern an einer proklamierten Gleichverteilung von Aufgaben. Da wird sich dann gegenseitig emanzipiert und das rollenspezifische Verhalten abgebaut: eine neue Variante der Wir- Verschmelzung, weil nun beide ungeachtet ihrer Interessen und Fähigkeiten alles machen sollen, wo möglich gemeinsam!(?)" Eine traditionsreiche geschlechtsspezifische Sozialisation läßt sich ebenso wenig wegwischen wie die parallel dazu verlaufene Gesellschaftsentwicklung. Frauen haben nicht nur vieles internalisiert, was eine (repressive) Rollenfestlegung unterstützt bzw. erleichtert hat, sie verfügen auch über andere Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten als Männer - innerhalb der Gesellschaft und bzgl. ihrer eigenen Lebensgestaltung.

Allzu oft orientieren Frauen ihre eigene Lebensplanung an ihrem Mann oder an ihrem verinnerlichten Männerbild. Frauen müssen vorerst akzeptieren - gemeint ist nicht "passiv billigen", sondern eher "als Ausgangspunkt feststellen" -, daß sie in einer Gesellschaft leben und sozialisiert wurden, die sie auf vielen Handlungsebenen in Beziehung zu Männern setzt. So mißt sich die Berufskarriere auch an den männlichen Konkurrenten und frau kann die etablierten männlichen Berufsmuster nicht ignorieren, selbst wenn sie für ihre berufliche Verwirklichung andere Wege sucht bzw. sich diese wünscht. Gleichzeitig wird die soziale Position von Frauen zumeist über die Position des Ehemanns definiert, zumindest kann sie sich den Konkurrenzkampf um "soziale Identität" dadurch erleichtern (vgl. auch Menk 1976, 29).

Zu sehr scheinen wir auch das Bild der idealen Partnerschaft, des idealen Mannes verinnerlicht zu haben, als daß wir uns mit Interessensverflechtungen und der Reflexion über unsere Bedürfnisse nicht mehr auseinandersetzen müßten. Die Enttäuschung, wenn sich der

"ideale" Mann nicht als solcher erweist, führt entweder dazu, sich mit der Situation abzufinden, sich zu begnügen, oder zur ständigen Suche, zum Eintausch des einen gegen den vermeintlich "besseren" - beidesmal stellt sich die Frau an den Rand und den Mann ins Zentrum ihrer Betrachtung und Lebensordnung.

"Während der eine Teil der Frauen davon überzeugt ist, daß sie den idealen Mann nicht verdient, denkt der zweite Teil der Frauen insgeheim, daß nur ein solcher in Frage käme. Daß es ihn gibt, bezweifeln beide nicht, sie haben nur unterschiedliche Ansichten darüber, ob er ihnen zusteht. Beide müssen für ihren Wunsch nach dem Märchenprinzen bezahlen, die einen, indem sie ewig ausharren, die anderen indem sie ewig suchen. Beide vermeiden, mit ihren eigenen Unzulänglichkeiten und mit denen anderer so umzugehen, daß sie zwischen verzeihbaren und nicht verzeihbaren Fehlern eindeutig unterscheiden könnten. Die einen nehmen alle Fehler hin und für die anderen ist jeder Fehler unverzeihlich. Die einen akzeptieren oder bleiben zumindest bei den schlimmsten Männern, die anderen finden keinen, der akzeptabel erscheint oder bei dem sie bleiben dürften. Beiden ist es versagt, ihre Weiblichkeit mit einem Mann zu genießen." (Brückner 1983, 102)

Hierin zeigt sich noch ein anderer Aspekt: Es geht grundsätzlich um die Beziehung und nicht um den anderen als mehr oder minder entfaltete Persönlichkeit; innerhalb der Beziehung zu einem Ideal stilisiert, wird der andere zum Träger einer Rolle, zum gefrorenen Bild. Die Vorstellung, die realisiert werden soll, orientiert sich nicht am anderen, sondern an der verallgemeinerten Bedeutung, die wir der Beziehung beimessen, nicht er/ sie gibt Sicherheit, Vertrauen, sondern die Existenz der Beziehung.

3.1.1. Die Ausschließlichkeit von "Liebes"beziehungen

Die Sicherheit, die nicht von den Menschen ausgestrahlt wird, sondern sich an der Vorstellung einer idealtypischen Beziehung orientiert, löst sich aus der Realität des Alltags heraus. Wir leben keine Beziehungen, sondern wir lassen uns durch sie leben. Die Diskrepanz zwischen Illusion und Wirklichkeit durchsetzt nicht nur unser sexuelles Verhalten, sondern, darüber hinausgehend, setzt sie sich auch in unseren (vermeintlichen) Liebesbeziehungen fort. Illusion meint dabei vor allem das, was wir nicht in unseren realen Zusammenhängen verwirklichen können, wo jedoch Kompensationsmöglichkeiten vorhanden sind, die dennoch mehr oder weniger real ausgelebt werden, die Realität beeinflussen.

Deutlich wahrnehmbar betrifft das den Bereich von "Konserven"- und konserviertem Leben: wir leben nicht tatsächlich unsere Illusionen, aber in unserer "Freizeit" lassen wir unsere Illusionen durch Filme, Bücher, durch gespielte Wirklichkeit leben und konsumieren auf diesem Weg diese Illusionen wieder. Und/ oder wir begeben uns in den Bereich des "Spiels" und handeln, leben unsere Illusionen auf einer "Spielbühne" aus. Diese kann irreal in unserer Phantasie bestehen oder real in einer "abgeschlossenen" Welt - wie z.B. in der sadomasochistischen Subkultur - oder in der "gewaltsamen" Uminterpretation und Umstrukturierung von Situationen - wie es in einigen Vergewaltigungsfällen geschieht. Die momentanen gesellschaftlichen Bedingungen scheinen diese Tendenz zu perfektionieren, unterstützt durch perfektionierte Technik und Erhebungsmethoden von Bedürfnissen und deren generalisierten Befriedigungsformen: Illusion und Wirklichkeit manifestieren sich als Extreme, klaffen immer weiter auseinander.

Die Diskrepanz zwischen Illusion und Wirklichkeit beherrscht auch das oben skizzierte Ehemodell. Zwei Menschen verlieben sich und erleben ihre eigene Welt - jedoch unter der Leugnung ihrer realen Umwelt, d.h. in der Liebe, im gemeinsamen Erlebnis fallen Illusion und Realität oft illusionär zusammen, weil zumindest Teile der Realität ausgeklammert werden; sie leben mit und aufgrund ihrer Vorstellungen in realen Formen. Sie werden sowohl von denjenigen anerkannt, die ihre Beziehung, Normen befolgend, formalisieren, indem sie heiraten, als auch von denjenigen, die die Einmaligkeit von Beziehungen antizipieren, aber

nicht erarbeiten. Die Antizipation von Einmaligkeit führt zu einer nach innen gerichteten Spezialisierung, die Beziehung öffnet sich nicht nach außen, sondern schafft Grenzen. Die Erarbeitung von Einmaligkeit bedeutet die Distanzierung und die gleichzeitige öffnung zur äußeren Welt.

Die Anerkennung von Einmaligkeit suggeriert, daß alles, was ich in dieser Beziehung erlebe, nur in dieser Beziehung erlebt werden kann. Es ist sicherlich richtig, daß Erlebnisse situations- und personengebunden, d.h. beziehungsabhängig sind; sie bleiben jedoch wirkungslos, wenn ich meinen Anteil daran nicht erkenne, wenn ich sie nicht in mich aufnehme und wenn sie nicht in anderen Lebenszusammenhängen weitergetragen werden. Die suggerierte bzw. antizipierte Einmaligkeit unterbindet die Anstrengung, meine erlebten Erkenntnisse auch außerhalb der Beziehung bewußt realisieren zu wollen. Ich erlebe mich, von mir selbst getrennt, in einer Beziehung und meine ich sei es ganz und gar. Allenfalls machen sich Diskrepanzen als Defizite - nicht als Potentiale - bemerkbar: die Beziehung kann nicht alle Interessen, Bedürfnisse befriedigen, der/ die andere erfüllt nicht alle Erwartungen. So geraten wir leicht in die "Tretmühle" der institutionalisierten Ehe, wir lassen uns durch ihre Strukturen vereinnahmen: wir arrangieren uns, gewöhnen uns aneinander, routinisieren den Umgang mit- und zueinander.

"Oft hat die Gesellschaft genuine Gefühle zu bändigen versucht durch die Gestalt einer Ordnung, die in Stil, Disziplin und Etikette bestand. Die Sitte einer Institution, die Maske einer Rolle wurden soziales Stützkorsett für konditionierte Gefühle. Die Gesellschaft abstrahierte, objektivierte und verallgemeinerte Gefühle zu Begriffen, die als Gefühlsmasken mit einem allgemeinen Sprachskelett gekoppelt, die Originalität vernichteten, insbesondere in Zeitaltern, in denen das Funktionalsytem der Ratio dicht und dichter wurde. Gebändigte Gefühle kosten einen hohen Preis, nämlich den Preis der Lebendigkeit, der Wärme und letzten Endes der Echtheit. Die Gesellschaft erhält Ordnung und zahlt mit mangelnder Innovation, Kreativität und Wandlungsfähigkeit." (Krenn, Pfaff 'unv.M., 375)

Echte, originäre Gefühle verspüren wir in jeder Liebesbeziehung, solange diese nicht vollständig routinisiert und institutionalisiert ist. Sie werden hingenommen, jedoch meist nicht angeeignet; wir benennen sie mit den abstrakten Begriffen rationaler Ordnung, lassen uns die Gefühle, bevor wir sie selber mit Bedeutungen ausfüllen, von

der Gesellschaft mit ihren institutionalisierten Beziehungen rauben. Was bleibt, ist die verklärte Erinnerung an ihre Existenz."

Am Beispiel von Ehe und Familie wird die Wirksamkeit internalisierter Vorstellungen wahrnehmbar und einsehbar. Im Zuge der - auch feministischen - Kritik wurde diese Institution begrifflich zwar weitgehend negiert, die Mechanismen der Institutionalisierung derartig ausgerichteter Beziehungen wurden allerdings dadurch längst nicht außer Kraft gesetzt: Mann/ frau mögen unverheiratet zusammenwohnen, in Wohngemeinschaften, allein, zu mehreren, in verschiedenen Wohnungen - das Außergewöhnliche der Beziehung, ihre ausschließende "Einmaligkeit" wird weiterhin anerkannt und das trotz bzw. gerade auch wegen der Intensität der Gefühle füreinander. Die Erstarrung von Beziehungen tötet und führt zurück in die alten Formen des Unbehagens, die sich nur an dem Grad ihrer Bewußtwerdung, Veröffentlichung und möglicherweise Konsequenzziehung hinsichtlich des Abbruchs einer Beziehung unterscheiden.

Die Täuschung besteht darin, daß wir die Internalisierung der institutionalisierten Beziehungsform "Ehe" und tradierter Rollenmuster in den Momenten vernachlässigen, in denen wir uns für eine "neue Form des Zusammenwohnens" entschieden haben. Äußere Veränderungen erwecken den Anschein des Wandels - auch des gesellschaftlichen -, aber u.U. umhüllen sie nur den Kern des alten, unveränderten "Ich-Ideals". Wenn Männer beginnen, im Haushalt zu helfen, zu kochen, zu waschen, Kinder zu versorgen, täuscht das veränderte Erscheinungsbild über die Manifestationen in zwischenmenschlichen Beziehungen hinweg. Die Verschleierung tradierter Frauen- und Männerrollen hebt die Mechanismen, die in einer Beziehung konstituierend wirksam werden, längst nicht auf (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 158f, 38 / Badinter ²1985, 283f). Die "gleichberechtigtere" Aufgabenverteilung schließt Machtkämpfe, psycho- emotionale Erwartungen innerhalb von Beziehungen schließlich nicht aus; im Gegenteil, als gültiges Kriterium in den Vordergrund gerückt, unterstützt sie die überdimensionierten Erwartungen an den "idealen" Partner, versperrt den Blick für die bedeutsameren Gegebenheiten einer Beziehung. Es liegt im gesellschaftlichen Interesse, die Diskrepanz zwischen Illusion, antizipierten Idealvorstellungen und Wirklichkeit aufrechtzuerhalten.

Die eine Auffassung besagt, daß der Mensch mit dieser Diskrepanz lebt, sich darin arrangiert und die Institution Ehe und Familie nicht infrage stellt, - allenfalls die eigene Ehe. Die Akzeptanz des routinisierten

Alltags verdrängt die "illusionären" Vorstellungen ins Unbewußte, in den kompensatorischen Bereich. Widersprüche werden im Individuum über internalisierte Interpretationsmuster ausgeglichen.
Die gegenpolige Perspektive sucht nach einer Möglichkeit, ihre illusionären Vorstellungen zu realisieren. Die Veränderung der Rahmenbedingungen des alltäglichen Lebens wird zum Zeichen einer Anpassung der Realität an derartige Gedankenkonstrukte. Jene werden reflektiert bzgl. einer Veränderung der Umwelt ohne die Berücksichtigung des eigenen Veränderungspotentials. Das, was so oft "Selbstverwirklichung" genannt wird, entlarvt sich als ein "gesetztes Selbst", das **seine** Beziehungen zur Welt nicht reflektiert. Letzteres bleibt oft in dem Versuch stecken, Institutionalisierungsprozesse aufzuhalten und Institutionen zu kritisieren. Der Mensch entzieht sich ihnen und sucht nach anderen Beziehungs- und Lebensformen. Dabei ist er ständig gefährdet, die Veränderung der Form überzubetonen, sie nicht als Ausdrucksform sich verändert habender Inhalte zu begreifen.
"Die sexuelle Beziehung ist nicht das Thema. Das Bedürfnis mancher Frauen, beim Geschlechtsakt oben zu liegen, kommt mir ziemlich lächerlich vor. Das Problem besteht darin, daß die sexuelle Beziehung durch die tagtäglichen Beziehungen von Männern und Frauen in der Gesellschaft vergiftet und dehumanisiert werden." (Friedan 1982a, 63)
Die Kritik B. Friedans ist berechtigt, denn in solchen Beziehungen wird Sexualität nach wie vor als Mittel von Machtkämpfen mißbraucht. Äußerlich veränderte sexuelle Beziehungen verändern die Bedeutung von Sexualität in der weiblichen Erfahrung und in bezug auf beziehungsreiche Gefühle nicht. Die Beziehung erhält allenfalls ein neues Kleid, was die Aufrechterhaltung der alten Bewertungskriterien, nämlich das Gefühl der Befriedigung eigener Bedürfnisse im gemeinsamen (formalisierten) Einverständnis, das sich abkapselt von der übrigen Welt und uns aufeinander einschwört, erleichtert. Für die Manifestation gegenseitiger Abhängigkeit ist es irrelevant, ob sich nun der Mann oder die Frau mehr anpaßt, letztendlich reduziert sich der Freiraum zur eigenen Entfaltung für beide.
Wenn heute nach alternativen Lebens- und Beziehungsformen gesucht wird, so nicht, weil wir kein Vorbild besäßen, sondern weil wir mit dessen Unzulänglichkeiten nicht leben wollen. Bei den meisten Versuchen, wenn nicht sogar bei allen, handelt es sich um Abgrenzungen, um Unternehmungen, die aus unseren Erfahrungen mit Ehebeziehungen - und die haben wir auf die eine oder andere Weise alle gemacht -

resultieren.

Die Hoffnung, "es besser zu machen", unterschätzt oft die Gefahr, den institutionellen Regelungen wieder zu verfallen, den Verlockungen des Gewohnten zu unterliegen. Hilfreich erscheinen veränderte Ansätze im Elternhaus, signifikante Modelle, die die Möglichkeiten des Ausbruchs, der Überwindung traditioneller Strukturen signalisieren. Insofern dienen auch nicht- eheliche Beziehungen - ungeachtet ihrer inhaltlichen Dynamik - als Vorbild. Für sie scheint u.a. der (gehobene) Sozialstatus ausschlaggebend zu sein (vgl. Wingen 1984, 29).

"Zumindest Frauen mit Erfahrungen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften kommen demnach überdurchschnittlich häufig aus solchen Elternhäusern, in denen besonders ausgeprägte geschlechtsspezifische Erziehungsstile nicht bestanden." (ebd. 28)

Und irgendwann wird dann häufig doch geheiratet: wegen der Kinder, wegen der Steuern und weil es "eigentlich keinen Unterschied mehr ausmacht". Beziehungen ohne die Absicherung des Trauscheins verweisen häufig allenfalls auf der Einstellungsebene auf einen Unterschied zur institutionalisierten Ehe, in den Verhaltensweisen schon wesentlich seltener und mit der Zeit immer weniger. Auch hinter einem beständigen Wechsel von Beziehungspartnern verbirgt sich nicht unbedingt der Wunsch, Beziehungen zu verändern, sie (oder zumindest sich selbst) in veränderter Form adäquater zu leben. Wie oft jagen wir der Illusion hinterher, die "ideale Ehe" doch noch verwirklichen zu können, wenn wir nur den richtigen Partner fänden? B. und P. Berger interpretieren die zunehmende Scheidungsrate entsprechend (vgl. dies. 1984, 201f).

Die sozialisierenden Berührungspunkte mit der Ehe in unserer Biographie bedürfen einer bewußten Auseinandersetzung, wenn wir tatsächlich bestrebt sind, als selbständige Individuen Beziehungen zu gestalten, statt uns eines Tages mit enttäuschten Erwartungen in ihnen wiederzufinden, aller Möglichkeiten beraubt, uns selbst zu finden.

Frauen scheinen heute dem tradierten Frauenbild zu trotzen, kämpfen für bessere Ausgangspositionen, für ihre Eigenständigkeit durch qualifiziertere Berufsausbildungen, für die Mitverantwortung der Männer an der Kindererziehung. Die Entscheidungen der meisten Frauen, nicht allein, nicht kinderlos bleiben zu wollen (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 85), läßt unter den gegenwärtigen Bedingungen zwar auf eine selbstbestimmtere Lebensplanung hoffen, die Verwirklichung der eigenen Bedürfnisse und Interessen findet dann aber doch nicht familienunabhängig statt: es treten Zeitverschiebungen auf, Kinder

werden später geboren, es werden weniger Kinder geboren, die eheliche, Partnerschafts- Beziehung wird auf ihre Stabilität hin überprüft (vgl. ebd. 141).

Noch kann sicherlich nicht entschieden werden, ob es sich bei diesen Tendenzen nur um eine nuancierte Modifikation herkömmlicher gesellschaftlicher Verhältnisse handelt oder ob sie längerfristig einen sozialen Wandel bedingen, der dem einzelnen Menschen mehr Freiräume hinsichtlich einer selbstbestimmten Lebensgestaltung und größeren Unabhängigkeit in zwischenmenschlichen und zwischengeschlechtlichen Beziehungen einräumt.

3.1.2. Das Trägheitsmoment institutionalisierter Sicherheit

Der Verlust der dörflichen Ordnung, die anonyme Dichte der Städte, die Auslagerung der Produktion aus der Wohn- gemeinschaft eröffnen den Menschen in den Städten neue Möglichkeiten. Die Selbstverständlichkeit, mit der aufgrund tradierter Beziehungsstrukturen gelebt wurde, wird aufgebrochen (vgl. auch Korczak 1981, 9). Aus dem sozial- erstarrten Netz gefallen, kann die Vereinzelung besser wahrgenommen werden, das Netz - jetzt auch das emotionale - muß selbst gesucht werden, es entstehen neue Möglichkeiten der Begegnung.

So entwickelt sich z.B. in den USA um die Jahrhundertwende eine "gelockertere" Form der Begegnung zwischen Männern und Frauen. Neben den weiterhin "ehrbaren" Frauen leben die "Charity Girls", die sich die Vergnügungsmöglichkeiten der Großstadt zu Nutze machen. Eine freiere moralische Einstellung - wohl aber auch Geldmangel aufgrund schlechterer Entlohnung -, veranlassen Frauen, sich zu verabreden, sich sowohl von festen Partnern als auch von "neuen" Bekannschaften einladen zu lassen. Die Enge der Wohnverhältnisse führt zu einer Intensivierung der heterosexuellen Beziehungen, Tendenzen, die auch am und durch den Arbeitsplatz gefördert wurden. Das Spektrum an Verhaltensweisen und sexueller Freizügigkeit umfaßt verschiedene Nuancierungen, bedeutsam sind die sich neu eröffnenden Möglichkeiten und nicht die Vielzahl derjenigen, die sie tatsächlich ausschöpfen. Für die meisten Frauen stellt sich der Umbruch vermutlich eher als ein langsames Herantasten an die Möglichkeiten der neugewonnenen Freiheit mit der gleichzeitigen

Erfahrung der damit einhergehenden Kompromisse und Risiken dar. (vgl. Peiss 1985)

"Diese fließenden Grenzen im Verständnis von sexueller Ehrbarkeit sind nur vor dem Hintergrund der sozialen Beziehung zwischen Klasse und Geschlecht zu verstehen, wie sie die Frauen ihres Alltags, in Arbeit, Freizeit und Familienleben kennengelernt haben. Lohnarbeit und Hausarbeit räumten den Arbeitertöchtern keine großen Freizeitmöglichkeiten ein. Zur selben Zeit lockte das kommerzielle Unterhaltungsgeschäft mit einer verführerischen Welt von Vergnügen und sozialem Anschluß jenseits der elterlichen Kontrolle. Verstrickt in diese Widersprüche glaubten manche Frauen, sie könnten sich den Zugang zu dieser Welt und zu einer scheinbaren Unabhängigkeit mit sexueller Freizügigkeit erkaufen. Oder sie wollten die Lust am Sex nicht bis zur Ehe hinausschieben. Voreheliche Beziehungen galten vorwiegend als legitim. Das setzte sie deutlich von einer bürgerlichen Sicht ab, die weibliche Sexualität rigide in ein schwarz- weißes Raster preßte." (ebd. 35)

Die "anonyme" Weitläufigkeit der Städte gestattet und erleichtert normative Überschreitungen eher als das dicht geknüpfte Netz sozialmoralischer Kontrolle innerhalb überschaubarer Gemeinschaften. Die Auflösung tradierter Strukturen, die den Menschen ihre soziale Position zuweisen, läßt das Bild von "scheinbarer" Unabhängigkeit und vom Menschen als Einzelwesen, als Individuum entstehen. Der "innengeleitete" Charaktertypus, den D. Riesman (1958) beschreibt, erscheint als ein Versuch, Individualismus im Individuum als gesellschaftsfördernde Kraft zu kultivieren. Hier fließt auch der Versuch ein, eine äußere Orientierungslosigkeit zu überwinden, die durch die Lockerung der "Traditions- Lenkung" auftritt. Der "innengeleitete" Mensch als gesellschafts- dominanter Typ unterliegt der zeitlich- historischen Begrenzung. Die Idee eines derartigen Individualismus setzt sich in der (heutigen) Realität nicht um; geblieben sind die Ängste der Vereinzelung, eine "erahnte" Orientierungslosigkeit.

Die Gesellschaft gebiert den "außen- gelsiteten" Menschen, er orientiert sich an Gruppenzugehörigkeiten. Er ist bestrebt, in den vielfältigsten Dimensionen sozialer Kontakte und peer- groups der Gefahr der Vereinzelung entgegenzuwirken. R. Schicha rückt ihn in die Nähe desjenigen, der den von ihm beschriebenen ersten Lösungsweg einschlägt, nämlich der Anpassung an eine "externale Autorität", um

seine Ängste zu überwinden (vgl. dens. 1982, 178). Das trägt zur Erklärung der immer noch gültigen Bedeutung der Familie bei. Trotz eines breit gefächerten Spektrums sozialer Gruppen ist die Familie die "geschichtsträchtigste" und, der idealisierten Erfahrung entsprechend, die stabilste Gruppe.

Berger/ Berger vertreten die These, daß die Kernfamilie längst vor der Industrialisierung existierte und diese erst ermöglichte (vgl. dies. 1984, 109ff / auch König ²1974, 212). Das widerspricht nicht der Existenz eines dichteren sozialen Netzes in jener Zeit, es legt jedoch die Vermutung nahe, daß die Familie - die Kernfamilie und besonders die Ehepartnerschaft - innerhalb des Industrialisierungsprozesses an Bedeutung für den/ die Einzelne gewonnen hat. Somit hat sich zwar nicht die Form, die äußere Struktur der Familie verändert, wohl aber ihre Bedeutung und Funktion für den Menschen.

"Die westliche Kernfamilie ist klein und mobil genug, um dem Individuum die Teilhabe an der Modernisierung zu ermöglichen, und bot gleichzeitig einen so festen Zusammenhalt, daß diese Teilnahme menschlich erträglich wurde." (Berger, Berger 1984, 111)

Ehe und Familie wandeln sich in ihrem Charakter von einer ökonomischen Versorgungsgemeinschaft zu einer Institution, die gerade die ökonomische Versorgung z.T. ausdifferenziert hat und eine emotionale, psychische, soziale Versorgung gewähren soll - die Bedeutung des Versorgungsaspektes verschiebt sich (vgl. ebd. 116). Trotzdem bleibt sie immer auch noch eine Wirtschaftsgemeinschaft - selbst wenn dieser Aspekt oftmals verdeckt wird.

ökonomische Versorgung meint die Sicherung eines lebensnotwendigen Bedarfs an Gütern. Dieser wird nun aus der Sicht des Haushalts nicht mehr durch die Produktion, sondern durch die Konsumption abgedeckt. Güterproduktion und Konsum, bzw. damit verbundene Aufgaben wie Einkauf, Zubereitung und Erhalt von Produkten, trennen sich stark rollenspezifisch, indem die männliche Produktivkraft aufgewertet wird und ein Teil der traditionell weiblichen Aufgaben im Haus verbleibt. "Private" Arbeitsleistungen jedoch dienen der Familie, sie bedürfen keiner "objektiven Wertschätzung", d.h. sie fallen aus dem geldwirtschaftlichen Berechnungsschema heraus. Die Nicht- Entlohnung von Dienstleistungen und Gütererhalt differenziert Teile von Arbeit aus dem Bereich gesellschaftlich geleisteter (und über Geld bewertbarer) Arbeit aus; damit verliert unbezahlte Arbeit auch die Möglichkeit, gesellschaftlich anerkannt zu werden. Man(n) spricht von indirekter

Entlohnung, das verdiente Geld der Erwerbsarbeit nützt der gesamten Familie, es kommt indirekt auch denjenigen zu Gute, die unbezahlte Hausarbeit leisten. Der Begriff "indirekte Entlohnung" verweist auf ein Merkmal der Institution Familie. In einer Gesellschaft, die auf Geldwirtschaft basiert, ist "indirekte Entlohnung" als ein "Überbleibsel" der Tauschwirtschaft anzusehen: Ich gebe/ sorge für Nahrungsmittel, Du erbringst Dienstleistungen.

Es ist nicht dieser "Traditionalismus", der die Familie hervorhebt, sondern die Verschleierung ihrer ökonomischen Beziehungen. Erst dadurch kann das emotionale Geschütz "Liebe", so wie es sich im ersten Teil dieser Arbeit darstellt, voll wirken. "Frei" von inneren ökonomischen Zwängen erscheint die Familie als Enklave des "Immateriellen", der Sehnsüchte nach Schutz, Geborgenheit, Sicherheit. Der ökonomischen Unabhängigkeit von der Familie, die aus der Erwerbstätigkeit resultieren könnte, wirkt die Abhängigkeit von familialer Zu- und Reproduktionsarbeit, von familialer Sicherheit entgegen. Die Selbständigkeit des Menschen wird durch die Familie in einem kanalisatorischen Sinne begrenzt.

B. und P. Berger stellen die Verbindung von möglicher Unabhängigkeit und familiärer Zufluchtsstätte ebenfalls her. *"Das Individuum wurde immer unabhängiger von der Familie. Privatleben und Individualismus entwickelten sich gemeinsam. ... Indem die Familie 'befreit' wurde, wurde sie 'domestiziert' ..."* (a.a.O. 122).

Angst und Unsicherheit bedingen die Stärke der Familie. Zugehörigkeit wird real jedoch weniger über Sympathie und gegenseitige Anerkennung geregelt, als über Zusicherungen, Verträge, Ehe- Versprechen. Zugehörigkeit - so verspricht das Ideal - wird ein Leben lang gewährleistet.

Dieses Familienideal wird auch durch staatliche Maßnahmen massiv gefördert. Die Familie als "Keimzelle des Staates" garantiert auch ihm Stabilität, sich selbst kontrollierende Regelmäßigkeiten. Ehe und Familie sind *"dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung"* unterstellt (GG Artikel 6, Abs.1). Dieser Schutzraum wird durch die Zuschreibung der "Privatheit" gewährleistet, ihm wird in gewissem Maße gesetzliche Unantastbarkeit zugesichert. Im Beispiel der Gewalt in der Ehe zeigt es sich jedoch, daß hier nicht die einzelnen Familienmitglieder geschützt werden, sondern die Institution wird erhalten, indem staatliche Eingriffe begrenzt werden. So schließen die §§ 177 und 178 StGB eheliche Vergewaltigungsdelikte aus und

unterminieren damit die "sexuelle Selbstbestimmung" von Frauen, manifestieren "männliche Besitzansprüche" (vgl. auch Kampf 1985). Staatspolitische Maßnahmen unterstützen die Familienbildung und deren Erhalt. Die ökonomische Unabhängigkeit des Individuums wird durch die staatliche Finanzpolitik wieder in die ökonomische Familienabhängigkeit dirigiert: Steuervorteile einerseits, familiale Versorgungspflicht statt staatlicher Sozialleistungen (Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe) andererseits."

Diese Zusammenhänge, sowohl die der tradierten ökonomischen Strukturen, der psychisch- emotionalen Sicherheitsversprechen als auch der staatlichen Familien"förderung" sind für den Erhalt von Familie und Ehe/ eheähnlichen Beziehungen - auch angesichts gegenwärtiger Tendenzen, die familiären Rollen von Frauen stärker zu beleben statt deren Erwerbstätigkeit (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 157) - bedeutsam. Der Anstieg schulischer Bildungsqualifikation bei Frauen läßt momentan nur auf eine veränderte Einstellung zum Beruf hoffen." Immerhin, die potentielle Möglichkeit ökonomischer Unabhängigkeit relativiert die Bedeutung einer Verbindung zwischen Mann und Frau, die auf den Aspekt einer ökonomischen Versorgung abzielt. Das hat keineswegs zu besseren Berufschancen für Frauen geführt, sondern vielmehr andere Aspekte der Familie in den "anreizenden" Vordergrund gerückt.

"Institutionen sind stets Garantieversprechen von Dauer im Hinblick auf Schutz und Sicherheit in einer Herrschaftsordnung. Diese Herrschaftsordnung hat das verstärkte Interesse, nicht nur einen Umtausch von Bedürfnissen bei ihren Mitgliedern vornehmen zu können, sondern auch jene gesellschaftlichen Widersprüche und Ungleichheiten beizubehalten, die eben die Herrschaft ausmachen.

Diese paradoxe Aufgabe: die Notwendigkeit, Bedürfnisse dauerhaft zu befriedigen, gleichzeitig die regelmäßigen Wiederholungen als sanktionierende Mechanismen zu verwenden, damit gesellschaftliche Widersprüche nicht aufgehoben werden - diese paradoxe Problematik wird durch die Erfindung der Institution dem Menschen 'hilfreich zugemutet'." (Pfaff 1984, 40f)

Ehe und Familie versprechen, unsere emotionalen Bedürfnisse zu befriedigen, eine sichernde Insel im Geflecht funktionaler und wenig intensiver Beziehungen, eine beschützende Orientierungshilfe zu sein. Sie bietet uns an, in Beziehungen leben zu können, ohne die Unsicherheit der Veränderung, des Verlassen- Werdens. Sie enthebt uns der Suche nach einer beziehungsadäquaten (Er-)lebensform, sie entlastet

uns von permanten Entscheidungsprozessen und Wahlmöglichkeiten hinsichtlich von Beziehungen und deren Gestaltung. B. und P. Berger betonen gerade diesen Aspekt. Die Freiheit, die außerhalb der institutionalisierten Beziehung auf uns wartet, kostet Energie und Zeit, die wir für andere Arbeiten und Anstrengungen in unserem Alltagsleben benötigen (vgl. dies. 1984, 176). Oder sollte es doch die "Angst vor der Freiheit" sein, über die R. Schicha schreibt (vgl. dens. 1982, 252ff, 262f)?
Wenn Beziehungen wichtig sind, um unseren Gefühlen der Vereinzelung und der Orientierungslosigkeit entgegenzutreten, stellt sich die Frage, ob nicht gerade die Investition von Zeit und Energie in Beziehungen von großer Bedeutung für uns ist? Wenn wir Gemeinschaft, liebende Solidarität, Sicherheit u.ä. in Beziehungen suchen, ist es dann tatsächlich angebracht, uns Beziehungen zu überantworten, die uns in Herrschaftsordnungen festhalten? Wenn wir die Relevanz von Beziehungen in uns spüren, müssen wir uns dann nicht davor schützen, uns auf Beziehungsmuster zurückzuziehen, die die Art unserer Beziehungen für uns bestimmen?

3.1.3. Wilhelm Reich: Sexuelle Dauerbeziehung statt Zwangsehe

"Sexualität" spielt in und für unsere Beziehungen eine bedeutsame Rolle. Oft verleugnen und mißbrauchen wir sie jedoch, wir reflektieren selten über ihre Relevanz für uns selber, weil sie unterschwellig, gesellschaftlich determiniert, wirkt. So halten wir sie zwar für ein selbsteigenes Bedürfnis, aber wir empfinden sie kaum als Ausdruck unserer Gefühle, die sich in der Gegenwärtigkeit unserer Beziehungen entfalten. "Sexualität" wird einem Zweck unterstellt (in der Familie, zur Fortpflanzung), sie wird zum Mittel männlicher Gewalt, zur Pforte für die "Flucht" vor der realen - oftmals erdrückenden - Wirklichkeit. Die Sexualunterdrückung bildet für W. Reich den Ausgangspunkt seiner Analysen von Ehe und Familie.
"In der typischen kleinbürgerlichen Familie nimmt die Beeinflussung des sexuellen Triebapparates bestimmte, für sie spezifische Formen an, welche die individuelle Disposition für 'Ehe- und Familiensinn' legen. ... Die genitale Hemmung und die prägenitale Fixierung bedingen eine

Verschiebung des sexuellen Interesses ins Sadistische, und die sexuelle Wißbegierde des Kindes wird aktiv unterdrückt." (Reich °1971, 108)

Nicht zuletzt aufgrund des Einflusses von W. Reich hat sich das äußere Erscheinungsbild von und unsere Einstellung zur Sexualität gewandelt: wir fühlen uns freier, kommerzialisierte Nacktheit unterliegt nicht mehr rigiden Tabus, Sexualität wird nicht mehr obligatorisch aus Gesprächen verbannt und wir halten uns auch in der Sexualerziehung der Kinder für aufgeklärter.

Trotzdem werden Ehe und Familie als Beziehungsformen weiterhin angestrebt und haben - trotz einiger "familieninterner" organisatorischer Veränderungen - den Ballast vergangener Institutionalisierung nicht abgeworfen. Auch dem veränderten Umgang mit Sexualität haftet selten ein "befreiter" Charakter an; spätestens im Extrem des gewaltmäßig erzwungenen Sexualverkehrs wird dies deutlich. Vermarktete Sexualität und verwissenschaftlichte Aufklärung - ohne die Entwicklung einer sexuellen Erlebnissprache - lassen ebenfalls eher auf eine äußerliche Einstellungsveränderung schließen, als auf eine intensivierte Erlebnisfähigkeit.

In der Beschreibung des "orgiastisch gestörten" Menschen - und sie bilden nach W. Reich die Mehrheit - wird diese Wirkungsweise charakterisiert. *"Da sie im Akt weniger Lust genießen, sind sie entweder besser imstande, kürzere oder längere Zeit ohne Geschlechtspartner auszukommen, oder sie sind weniger wählerisch: Der Akt bedeutet ihnen nicht sehr viel. Die Wahllosigkeit im Geschlechtsverkehr ist also hier Folge sexueller Störung. Derartig sexuell gestörte Menschen sind fähiger, sich den Bedingungen einer lebenslänglichen Ehe zu fügen; ihre Treue beruht jedoch nicht auf sexueller Befriedigtheit, sondern auf moralischen Hemmungen." (ebd. 36)*

Allenfalls hat die "Wahllosigkeit" zeitweise die "Moral" verdrängt, zumeist endet die "sexuelle Flipp- phase" jedoch in der Ehe, die dann auch monogamistisch- sexuell verpflichtet. Die Verbindlichkeit der "Zwangsehe" (Reich) resultiert aus der ökonomischen Entwicklung; dort, wo der ökonomische Zwang - z.B. durch weibliche Erwerbstätigkeit - verloren ging, setzte das politische Interesse an (vgl. ebd. 105f). Diese Wirkungen lassen sich leicht aufspüren: die sozial- politische Bewertung weiblicher Erwerbstätigkeit, Steuerpolitik ebenso wie die unterschiedlichen Rechte eines Vaters auf eheliche und uneheliche Kinder.

Der Ehe stellt W. Reich die "sexuelle Dauerbeziehung" gegenüber. Da

sich bisher die Auseinandersetzung weitgehendst auf die Ehe bezog, erscheint es mir sinnvoll, andere Beziehungsmöglichkeiten zu skizzieren, - gerade auch vor dem Hintergrund von zahlreich existierenden Versuchen, andere Lebens- und Beziehungsformen zu finden. Sozial durchgesetzt haben sich vor allem eheähnliche Beziehungen, "Beziehungen ohne Trauschein", wobei jedoch die gelebte Praxis über Nähe und Distanz zur traditionellen Ehe entscheidet.

Als gesellschaftliche Voraussetzung für eine sexuelle Dauerbeziehung nennt W. Reich die "materielle Selbständigkeit der Frau", die gesellschaftlich- organisierte Kindererziehung und die Unterbindung ökonomischer Einflüsse (vgl. ebd. 156). Die sexuelle Dauerbeziehung besitzt keine moralische, sondern eine erlebnisintensive Wertigkeit; von daher entfallen äußerliche Kriterien wie zeitliche Dauer und Monogamie (vgl. ebd. 158). In ihr wird sowohl die individuelle als auch die beziehungsmäßige Entwicklung berücksichtigt. Die Dauerhaftgkeit bemißt sich nicht an einer Zukunftsorientierung, sondern an dem gegenwärtigen Gefühl der Verbundenheit, der momentanen Gültigkeit der Beziehung. Zeitliche Stabilität korreliert mit der psychischen Stabilität der Beziehungspartner. In ihr kann sich Sexualität auch entfalten. Im Gegensatz zu vielen unserer Erfahrungen - zu der an anderen Stellen erwähnten Gefahr der Erstarrung und "Abnutzung" der sexuell- orgiastischen Erlebnisintensität - kann sich Sexualität im vertrauten Verhältnis der Dauerbeziehung intensivieren und entwickeln. Sie schafft den Freiraum, eigene Bedürfnisse und die des/ der anderen kennenzulernen, auf sie einzugehen und sie zu befriedigen (vgl. ebd. 158). M.E. wird Sexualität dann auch zu einem tatsächlich verbindenden Moment, das gegenseitiges Erleben und die Mitteilung von - auch situativen - Gefühlen zuläßt. Andere - auch sexuelle - Beziehungen gefährden die sexuelle Dauerbeziehung nur in dem Maße, in dem sie aus sich heraus nicht mehr stabil ist. Sie dienen der "relativen" Einschätzung der Bedeutung von Beziehungen innerhalb eines Beziehungsgeflechts. Ohne den eigenen kommunikativen Maßstab, denke ich, sind alle Beziehungen durch Erstarrung bzw. die andere ausschließende "Einmaligkeit" gefährdet.

"Beim wirtschaftlich nicht gebundenen Dauerverhältnis gibt es da zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Beziehung zum Dritten nur vorübergehend gewesen; das beweist, daß sie nicht mit der dauernden konkurrieren konnte; dann hat sich das Verhältnis nur gefestigt. ... Oder die Beziehung zum anderen Partner wird intensiver als die bestehende,

lustvoller und sonst befriedigender; dann wird die erste gelöst." (ebd. 162)

Vorstellbar ist für mich noch eine dritte Möglichkeit, die aus der Annahme verschiedener, unterschiedlich intensiver Beziehungen resultiert: sexuelle Mehrfachbeziehungen. W. Reich schreibt, daß eine sexuelle Beziehung andere sexuelle Kontakte allenfalls zeitweilig ausschließt (vgl. ebd. 182). Das kann dann zu den oben beschriebenen Möglichkeiten führen; es kann jedoch auch meinen, daß beide Beziehungen bedeutsam sind, jede auf ihre besondere Art und in der ihr immanenten Intensität. Das schlägt sich auch auf die Art des sexuellen Kontaktes nieder, auf dessen Ausmaß, die Häufigkeit und die angewandten Praktiken usw.. Die Bedeutsamkeit jeder einzelnen Beziehung in meinem Lebenszusammenhang muß also nicht die auflösende Ablösung der einen durch die andere bedingen, sondern kann zur Vervollständigung meiner Eingebundenheit in dieser Welt beitragen, mich mit dem einen und dem anderen Menschen auf die uns entsprechende Weise verbinden.

Derartige Lebensmöglichkeiten und Erfahrungen läßt die institutionalisierte Ehe nicht zu, weil sie sich ständig in ihrer Existenz gefährdet sieht. Die Verflechtung von wirtschaftlicher Gemeinschaft und Liebesgefühl weist die Ehe als Abhängigkeitsverhältnis aus, das mit sexuellen, gefühlsintensiven Besitzansprüchen operiert. Das läßt eine Entfaltung von Sexualität, von Gefühlen und letztendlich des "bedürftigen" Menschen nicht zu.

*"Die **Zwangsregulierung des Geschlechtslebens** arbeitet mit Hemmungen, die sie im Individuum von Kindheit verankert. ... An ihre Stelle tritt die **sexualökonomische Selbstregulierung**, die Selbststeuerung des Geschlechtslebens durch die Sexualbefriedigung, die die Zwangsregulierung überflüssig macht. Das erfolgt beim Einzelnen durch die Behebung der Panzerung und die Herstellung der **orgiastischen Potenz**. Durch das sexuell ökonomische Geschlechtsleben wird den sekundären asozialen und krankhaften Regungen durch Befriedigung der primären Bedürfnisse die Energie entzogen." (ders. 1972, 161f)*

3.2. Ausbruchversuche: veränderte Lebens- und Beziehungsformen

Beziehungen sind im Bewußtsein der Menschen ungeheuer wichtig geworden, zumeist erfahren sie die Bedeutsamkeit jedoch als defizitäres Erlebnis: Sie vermissen intensive Beziehungen, leiden an einer vermeintlich beziehungslosen Gesellschaft. Sie flüchten mit ihren Gefühlen in eheliche/ familiale Beziehungen, hoffend, sie festhaltend. Konformes Verhalten bietet eine Möglichkeit, um Beziehungen durch normative Erwartbarkeit gestalten zu können, statt sie durch die Offenheit subjektiver und zwischenmenschlicher Erfahrungen zu gefährden. D. Riesman unterscheidet die Lenkungsmechanismen für Konformität als traditions-, innen- und außengeleitet.

Die Gesellschaft, die auf Traditions- Lenkung beruht, erweist sich in ihrer Ordnung als verhältnismäßig stabil, die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern sich kaum. Das Individuum bleibt zwar seiner "angeborenen" sozialen Position verhaftet, findet aber durch und in ihr seine Anerkennung, *"da das Individuum in einer auf Traditions- Lenkung beruhenden Gesellschaft in einer wohldefinierten funktionalen Beziehung zu den anderen Mitgliedern der Gruppe steht." (ders. 1958, 28)*

Mit den gedanklichen Leitbildern der Renaissance und Reformation brechen die tradierten Formen auf. Die wachsende Bedeutung des Kapitals und die damit verbundene Möglichkeit des Aufstiegs im sozialen Machtgefüge, also der sozialen Mobilität, erfordern veränderte Fähigkeiten. Die Expansion von Produktion und Marktgefüge fordert den Einsatz des Einzelnen heraus: den "innen- geleiteten" Menschen.

"Während der innen- geleitete Mensch die Arbeit im Sinne sachlich-unpersönlicher Objektbezüge einschließlich einer sachlich- objektiven sozialen Organisation begreift, stellt sie sich dem außen- geleiteten Menschen eher als eine Beziehung zwischen menschlichen Subjekten dar - denn die Menschen sind für ihn mehr als eine Summe ihrer Arbeitskraft und -leistung. So begreift und erlebt der innen- geleitete Mensch die Produktion als technisch- rationalen Prozeß und nicht als menschliche Zusammenarbeit." (ebd. 122)

Gruppenorientierungen, Teamwork und Kooperation werden für den außen-geleiteten Menschen wichtig. Auch die Verbundenheit zu und die Integration in sozialen Bewegungen gehört mit in das Spektrum der Orientierungshilfen, die der "außen- geleitete" Mensch sucht. In dieser Gesellschaft existieren eine Vielzahl an Gruppen, an

Beziehungsmöglichkeiten, gerade da traditionelle Schranken aufgehoben erscheinen, soziale Mobilität zumindest theoretisch gegeben ist und auch weil die Notwendigkeit hierfür besteht. Die aktive Partizipation an Gruppen steht jedoch der Anpassung entgegen, in der Art wie Schicha (1982) deren Funktion - resultierend aus der "Angst vor dem Risiko" - beschreibt. Der "außen- geleitete" Mensch begibt sich passiv in Beziehungen, über Anpassung sucht er in ihnen Schutz zur Überwindung seiner Unsicherheit. Diese konsumtive Haltung behindert die Entwicklung von Gruppen, von Beziehungen. Marktmäßig hat das seinen Niederschlag z.B. in den Angeboten der Freizeitindustrie gefunden: Aktiv- Urlaube für Alleinreisende, Diskotheken, Bekanntschaftsannoncen, Treffpunkte für Jung und Alt usw.. Beziehungen werden nicht durch ihn mitentwickelt, sondern er paßt sich den Anforderungen der Situation an. Dadurch ergibt sich der Widerspruch einer Gesellschaft, die sich offen zeigt für eine Vielfalt von Beziehungen (auch wenn das ihrem Interesse nach Stabilität z.T. entgegensteht) und dem Verhalten ihrer Mitglieder, die in diesen Beziehungen weitgehendst auf die Sicherheit institutionalisierter Mechanismen und Abläufe zurückgreifen - ganz im Sinne von (gesellschaftsstabilisierender) Anpassung aufgrund produzierter Ängste vor Desintegration und Beziehungslosigkeit.

"Das gemeinsame Merkmal der außen- geleiteten Menschen besteht darin, daß das Verhalten des einzelnen durch die Zeitgenossen gesteuert wird; entweder von denjenigen, die er persönlich kennt, oder von jenen anderen, mit denen er indirekt durch Freunde oder durch Massenunterhaltungsmittel bekannt ist. ... Die von den außen-geleiteten Menschen angestrebten Ziele verändern sich jeweils mit der sich verändernden Steuerung durch die von außen empfangenen Signale." (Riesman 1958, 38)

Seine Einstellungen zu Beziehungen werden durch die Einflüsse der konsumorientierten Gesellschaft geprägt. Auch Beziehungen selbst werden immer mehr zur Ware. Konsum, bzw. die entsprechende Werbung, zielt oftmals nicht darauf ab, das Produkt in Relation zum Käufer/ zur Käuferin zu setzen, sondern ihn/ sie in Relation zur Umwelt. Beachtung, Anerkennung, Freunde, integratives Lebensgefühl werden gleichzeitig suggeriert. Damit werden Erfahrungen, die in Beziehungen gemacht und als eigener aktiver Beitrag erlebt werden könnten, vorweggenommen. Im Extremfall werden Beziehungen über die "richtige" Kleidung, über das "richtige" Verhalten erkauft. (vgl. ebd. 94)

Angeboten und erprobt werden immer neue Beziehungsmöglichkeiten und

-formen. Dabei wird zumeist jedoch eine Form nach der anderen ausprobiert, statt sie aus eigenen Interessen, aus Kontakten zu entwickeln.

Viele Wohngemeinschaften bieten sich als ein Beispiel an. Dem Experimentierstadium der 60er Studentenbewegung entwachsen, vermittelt sie das Bewußtsein eines "anderen, inhaltsvolleren, kommunikativeren" Lebens, ohne zu bemerken, daß sie einfach eine andere Art des Zusammenwohnens, als des in der Familie praktizierten, geschaffen haben, wobei sich Beziehungsinhalte und Bedürfnisse oft weder verändert haben noch als "gelebter" Anspruch formuliert werden. A. Heller verweist darauf, daß es nicht darum geht, Formen zu ersetzen, sondern "die Entfaltung der Individuen, die Selbstbestimmung ihrer Beziehungen" zu erreichen (vgl. dies. 1975, 110). Die von W. Reich beschriebene "sexuelle Dauerbeziehung" zielt in diese Richtung; sie impliziert auch, daß die Form ungelebt nicht bestimmt werden kann, da diese Beziehungen sich durch ihre Entwicklungsfähigkeit auszeichnen. Wenn W. Reich die "sexuelle Dauerbeziehung" von ökonomischen Abhängigkeiten notwendigerweise trennen will, dann ergibt sich die Frage, ob Wirtschaftsgemeinschaften, die auf der Tatsache des Zusammenlebens basieren, prädestiniert sind für das Leben in solch einer Beziehung? Die Gefährdung, die aus der Nähe zum Wohnmodell "Familie" resultiert, scheint zumindest gegeben.[7]

3.2.1. Die Vielfalt erwarteter Beziehungsmöglichkeiten in Wohngemeinschaften - eingeholt von institutionalisiertem Verhalten ?

Unter dem Begriff "Wohngemeinschaften" sammeln sich die unterschiedlichsten Wohn- und Lebensformen mit Erwartungen, die nicht nur verschiedene Interessen an die eigene Lebensgestaltung widerspiegeln, sondern die sich auch auf einem unterschiedlich hohen Anspruchsniveau bewegen. Als Wohngemeinschaften noch Kommunen hießen - und sich dies vor allem auf die Berliner Kommunen 1 und 2 der Studentenbewegung der 60er Jahre bezog, war der politische Wille zur Gesellschaftsveränderung tragendes Moment, was letztlich in der Kommune 2 zur "reflexiven Zerpflückung" der Mitglieder und ihrer Sozialisationserfahrungen führte (vgl. Kommune 2, 1975). Das gemeinsame politische Interesse zog das

kollektive Wohnen nach sich.

Der Versuch, Arbeit und Wohnen wieder zu vereinigen, findet sich auch in anderen Projekten; exemplarisch seien Landkommunen genannt (vgl. z.B. Peinemann ²1979: Interview Landkommune Bülitz), wieder andere Wohngemeinschaften erwecken hingegen den Anschein, als ob es hier nur um eine finanziell bessere Möglichkeit des zufälligen Zusammenwohnens ginge.

Zielvorstellungen von Wohngemeinschaftsmitgliedern finden sich in der Untersuchung von G. Cyprian. Die Antworten der 415 Befragten (= 100%) verteilen sich auf:

Intensive Kommunikationsbeziehungen und emotionale Sicherheit in der Gruppe	56,4%
Vorteile für die individuelle Entwicklung	48,4%
Erlernen kollektiver Verhaltensweisen	38,8%
Gemeinsamer Tätigkeitsbereich	35,7%
Politische Zielvorstellungen	28,9%
Kollektive Kindererziehung	21,9%
Längerfristige Perspektiven	19,8%
Veränderung der traditionellen Strukturen	14,7%
wirtschaftlich- organisatorische Vorteile	13,7%
sonstiges	11,1%

(vgl. Cyprian 1978, 3)

Es fällt auf, daß die Versprechungen der Familie, nämlich intensive Beziehungen und emotionale Sicherheit (auch wenn sie hier in der subjektiven Beurteilung eine andere Bedeutung besitzen mögen), am häufigsten genannt werden, gefolgt von dem Anspruch der "individuellen Entwicklung", den m.E. die Familie nicht erfüllt bzw. den sie eingrenzt, indem sie versucht, das Individuum in eine bestimmte Richtung zu lenken.

Ebenso wie bei anderen Versuchen, die traditionelle Familie zu verändern, sucht jedoch auch hier das entwicklungsfähige und -willige Individuum nach Sicherheit und Geborgenheit. Das kennzeichnet erwerbstätige Frauen, die der Familie verhaftet bleiben, ebenso wie Mütter, die mit der traditionellen Mutterrolle brechen wollen. Für Frauen in der Familie und für Frauen in Wohngemeinschaften erweisen sich die Hoffnungen auf selbstbestimmtere Lebensmöglichkeiten als trügerisch.

"Am häufigsten werden die Erwartungen enttäuscht, die besonders eine Veränderung der Geschlechterrollen und der Paarbeziehungen erhofften;

ca. 20 Prozent derjenigen, die hier ein wichtiges Motiv für den Eintritt in eine Wohngemeinschaft sahen, haben diesen Wunsch inzwischen als unrealistisch bezeichnet, aber 30 Prozent meinen, daß sich diese Vorstellung in einer anderen Gruppe(nkonstellation) verwirklichen ließe." (ebd. 30)

Der Eintritt in eine Wohngemeinschaft garantiert nicht zwangsläufig eine Veränderung der Beziehungs- und Lebenswelt, obwohl davon ausgegangen werden kann, daß mit diesem Auf- bruch von der Familie in die Gruppe auch Bewußtseinsänderungen stattgefunden haben, zumindest aber biographische Brüche die Kontinuität Familie - Familie unterbrochen haben und somit etwas im Individuum in Bewegung geraten ist. Wenn in Wohngemeinschaften jedoch Untergruppierungen möglich sind, Paarbeziehungen, Familien, wenn Wohngemeinschaft durchaus auch nur bedeuten kann, daß sich zwei Familien oder mehr zum Wohnen zusammengefunden haben, bedarf es größerer Anstrengungen, um die eingefahrenen Beziehungsmuster nicht mitzunehmen; selbst in Wohngemeinschaften, in denen solche internen Beziehungen "lieber" nicht existieren, erweist sich das oftmals als schwer genug. Zu fragen ist auch, ob sie inzwischen nicht gar "gesellschaftsfähig" geworden sind, - bequeme Lösungen, um zusammenzuwohnen.

Peinemann meint, die Wohngemeinschaft sei *"eine fiktive Institution geworden, bevor sie weitgehend verändernd wirken konnte. In einer Wohngemeinschaft hat man sich eben so und so zu verhalten, hat diese oder jene Ziele zu erreichen, oder man wird negativ bewertet bzw. bewertet sich selbst und die eigene Gruppe negativ. Jeder, der mit Wohngemeinschaften in Berührung kommt, kennt diese Verkrampftheit, wenn verschämt 'zugegeben' wird, daß man bis zu gemeinsamer politischer Arbeit noch nicht sehr weit gediehen ist, daß die Zweierbeziehungen zwar menschlicher geworden, aber immer noch nicht aufgelöst (was ist das?) seien, daß bei der Kindererziehung manchmal ziemlich geräuschvoll vorgegangen wird oder sonstwas. Das 'über- Wir' der totalen Wohngemeinschaft dräut irgendwo im Hintergrund und wird zum Maßstab aller sich abspielenden Prozesse. Womit man wieder bei der kleinbürgerlichen Scheiße von der glücklichen Familie wäre, diesmal mit progressivem Anspruch und noch ein paar Grade scheußlicher." (ders. 1974, 20)*

Und mann/ frau sich inzwischen auch gut auf diesem Anspruch ausruhen kann. Hat die Wohngemeinschaft die Familie eingeholt? Zumindest hat die familienorientierte Gesellschaft die Wohngemeinschaft eingeholt. Der

Staat stellt sie zu seinen Gunsten in mancher sozialpolitischen Regelung der Familie gleich, z.B. in Wohngeldangelegenheiten; die öffentlichkeit wirft sie schon längst nicht mehr auf Positionen zurück, wo über Legitimationen, Abgrenzungen, unterscheidende Inhalte reflektiert werden muß; im Gegenteil ist im System der "kleinen Netze" (vgl. Korczak 1981) ein Kompromiß gefunden worden. Familien leben nicht so eng zusammen, daß sie in ihrem Innersten angegriffen werden könnten, aber sie sind so eng verschmolzen, daß Nachbarschaftsideen wieder zum Tragen kommen, ein reger Austausch von organisatorischer Entlastung und gemeinsamer Freizeitaktivität besteht.
Ich will weder Wohngemeinschaften noch kleine Netze verdammen. Sie beinhalten tatsächlich Ansätze zu veränderten Beziehungsstrukturen, erschließen Möglichkeiten einer öffnung fixierter Paar- und Familienbeziehungen nach außen. Auch eine minimale Intensivierung von Kontakten schafft Freiräume, Ausweichchancen und Lücken, um in der Begegnung mit anderen einen eigenen Standort, sein/ ihr Selbst zu entdecken. Wechselseitig bedarf es einzelner Entscheidungen über die eigene Lebensgestaltung, des aktiv handelnden Engagements in diesen oder anderen Beziehungen.

3.2.2. Singles - "Autonomie in der eigenen Wohnung" ?

Ende der 70er Jahre waren plötzlich die "Singles" in den Schlagzeilen, untersucht in einer vom "Spiegel" beauftragten (nicht repräsentativen) "GETAS- Studie", aufgearbeitet von H. Schreiber (1978). Das Phänomen alleinlebender Menschen ist nicht neu; eine spezielle Gruppe bilden z.B. alleinstehende Frauen nach dem zweiten Weltkrieg. Kennzeichnend für "Singles" ist die Akzeptanz ihrer gewählten Wohnform, des Allein-Wohnens. H. Schreiber unterscheidet zwischen denjenigen, die die "gewonnene Freiheit" und "Selbständigkeit" höher einschätzen als "das ständige Zusammensein mit einem Partner", und denjenigen, deren Wünschen diese Wohnform nicht entspricht.
"Für beide Gruppen gleichermaßen gilt die Erkenntnis, daß Alleinlebende nur dann mit sich selber und ihrem Zustand zurechtkommen, wenn sie 'in ein System zwischenmenschlicher Kommunikation integriert' bleiben - also wenn ihre Interessen und Aktivitäten sich immer auch auf andere

Menschen beziehen, mindestens auf solche Dinge, die mit anderen Menschen gemeinsam getan werden können." (a.a.O. 24)

Alleinwohnen - aber nicht alleinsein; zusammenwohnen - aber alleinsein: Alleinsein spaltet sich in eine äußere und innere Dimension, wobei nicht immer von Einsamkeit gesprochen werden kann. Die Thematik des Alleinseins bedarf einer näheren Betrachtung, deshalb beschränke ich mich vorerst auf den Aspekt des Alleinwohnens.

Die Entscheidung zum Alleinwohnen ist nicht immer "freiwillig" getroffen, sie ergibt sich z.B. durch Scheidung oder Tod des/ der Ehepartners/ in. Die längere Lebenserwartung von Frauen zwingt gerade älteren Frauen eine Wohnform auf, die ihnen als Familienfrauen ihr Leben lang fremd gewesen ist. H. Schreiber schätzt, daß in der BRD mehr als doppelt soviele über 65 jährige Frauen allein leben als Männer (vgl. a.a.O. 129). Ihre Familienorientierung stellt sie beim Tod des Mannes vor zahlreiche Probleme; diese betreffen sowohl die Außenkontakte als auch die finanzielle Lebensorganisation: niedrige Renten, Unkenntnis im Umgang mit Behörden u.ä.[8].

Eine zweite Gruppe Alleinwohnender, für die diese Situation weniger lebenskonzeptuell ist und zumeist als zeitlich begrenzt empfunden wird, sind jüngere Menschen, die sich noch in der Ausbildung befinden. Sie haben sicherlich noch nicht darüber entschieden, diese Wohnform beizubehalten, sondern rechnen mit Veränderungen, werden in Zukunft mit jemandem, mehreren zusammenleben, ggf. heiraten.[9]

Altersmäßig dazwischen siedelt sich die Gruppe an, die die "öffentlichkeit" aufmerken ließ: Männer und Frauen, die sich aus den verschiedensten Gründen entschlossen hatten, allein zu wohnen. Seit 1957 hat sich die Zahl der alleinlebenden Menschen im Alter zwischen 25 und 45 Jahren mehr als verdoppelt, hierbei überwiegen die Frauen (vgl. ebd. 17). Etwa die Hälfte aller Befragten haben Erfahrungen im Zusammenleben mit einem(r) Partner(in), darin übertreffen proportional die Frauen die Männer. Ihre Einschätzung der Situation stellt sich zwiespältig dar.

"Insbesondere die Frauen werden nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, welchen Grad von Selbständigkeit sie jetzt gegenüber früher erreicht haben. Der Ausbruch aus dem Rollenverhalten der Hausfrau und Mutter, die Emanzipation vom 'Anhängsel des Mannes' zum eigenständigen, selbstbewußten Individuum wird oft als der eigentliche Gewinn des Alleinlebens apostrophiert" (ebd. 257).

Obwohl Frauen sich ebenso gut fühlen wie die Männer, klingen bei ihnen

häufiger Schwierigkeiten an, Einsamkeitsphasen zu überwinden; teilweise mag dies jedoch auch an der Interpretation von Schreiber liegen. So verbinden Frauen häufiger das Alleinwohnen mit starkem Raucherverhalten; aus dem Maß ihrer Aktivitäten wie Kino-, Theaterbesuche usw. schließt H. Schreiber auf ein mögliches Fluchtverhalten, zumal vor allem früher verheiratete Frauen schwerer neue Partnerbeziehungen finden. Näherliegend erscheint mir jedoch eine andere Erklärung für beide Phänomene: Die Verweigerung der tradierten Frauenrolle weckt andere Ansprüche an Männer und es ist fraglich, ob jene diese erfüllen. Das modifizierte Frauenselbstbild erschließt ferner auch mehr Selbstvertrauen in die eigenen Aktivitäten. Wenn Frauen allein etwas unternehmen, überschreiten sie damit auch ihre alten Begrenzungen, die ihnen traditionell auferlegten Verbote. Die bewußte Überwindung von Schwierigkeiten in einer männlichen öffentlichkeit fällt auch mehr auf und bleibt erlebnismäßig haften.
Alleinlebende Frauen können sich dennoch nicht so recht von den "alten" Vorstellungen lösen. Sie betonen *"deutlich häufiger als Männer die Intensität, Ausschließlichkeit und Permanenz der eingegangenen Intimbeziehungen" (ebd. 287).*
In der Charakterisierung ihrer Partner/ innen und ihren diesbezüglichen Wunschvorstellungen unterscheiden sich Alleinlebende in einigen Punkten von Verheirateten. Vor allem Ledige und einige früher verheiratete Männer *"lehnen die Ehe prinzipiell als eine bürgerliche Institution ab"* (ebd. 317). Ihre Ansprüche an Beziehungen, ihre Vorstellungen über ein selbstbestimmtes Leben weichen von den Idealen der Wohngemeinschaftsbewohner - Veränderung normativer Beziehungen, kritische Betrachtung der Geschlechtsrollentypisierung - nicht ab. Ihre Art, Beziehungen zu leben, geht jedoch von gegensätzlichen Überlegungen und Voraussetzungen aus.

"- Das Beibehalten der getrennten Wohnungen manifestiert auch nach außen hin den Willen zu Freiheit und Selbständigkeit.
- *Durch die Beibehaltung der getrennten Wohnungen werden Konflikte vermieden, die sich bei engem Zusammenleben notwendigerweise einstellen müssen.*
- *Beide Partner wollen die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und mit sich alleinsein zu können, nicht aufgeben.*
- *Die Beziehung behält die Valenz des Besonderen, des Nicht-alltäglichen, mit einem Wort: Sie behält Reiz und Spannung, wird nicht banal, weil Gewöhnung und damit Langeweile fernbleiben." (ebd.*

314f)

Trotz dieser Gestaltungsmöglichkeiten von Liebesbeziehungen ist auch bei vielen Alleinlebenden - vor allem bei Frauen - eine Orientierung an der traditionellen Ehe festzustellen (vgl. ebd. 287). Alleinwohnen verändert also nicht zwangsläufig internalisierte Vorstellungen, noch ist es ein eindeutiger Ausdruck hierfür. Auffallend ist auch die Verteilung bzgl. tatsächlich bestehender Beziehungen. Ledige Frauen ragen aus dem Untersuchungsergebnis durch fehlende Intimbeziehungen hervor: bei 41% sind diese nicht vorhanden, während bei ehemalig verheirateten Frauen immerhin 70% und bei Männern beider Gruppen je 80% vorhandene Liebesbeziehungen angeben werden (ebd. 286). Die Bedeutung von Beziehungen und Außenkontakten fällt auf, wenn Kommunikationsmöglichkeiten nicht schon aufgrund der Wohnsituation institutionalisiert sind. Sie erfordern Aktivitäten, die vom Einzelnen ausgehen. Die Problematik zeigt sich in der zeitlichen Organisation, z.B. wenn die Erwerbsarbeit einen zu großen Raum in der Lebensgestaltung einnimmt oder zuviel Energie verbraucht; sie zeigt sich für Frauen auch hinsichtlich ihrer Reaktionen auf die Umwelt und der Wirsamkeit internalisierter Hemmungen, die aktive Männer verlangen (vgl. ebd. 297). Die selbständige Bewältigung des Alltags, die durch das Alleinwohnen eingefordert wird, setzt sich im Beziehungsverhalten nicht unbedingt um. Das "eine" Leben nicht aufgeben wollend, bedeutet dies u.U. den Verzicht auf Liebesbeziehungen, die den Charakter der von W. Reich beschriebenen "sexuellen Dauerbeziehung" in sich tragen.

3.2.3. Exkurs: Alleinstehende Frauen

"Die Frauen legten sehr wohl Wert auf männliche Gesellschaft. Liebesbeziehungen zu Männern waren ihnen durchaus wichtig. Die Männer erlangten jedoch nur selten einen höheren Stellenwert als die familiären Beziehungen zu anderen Frauen oder den Kindern. In der Nachkriegszeit hatten die alleinstehenden Frauen gelernt, Verantwortung für die Familie und für die Kinder zu tragen, deren Überleben zu sichern und wichtige Entscheidungen ohne Absprache mit Männern zu treffen. Sie konnten und wollten deshalb nicht mehr die traditionelle Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen akzeptieren." (Meyer,

Schulze 1984, 171)

Diese Erkenntnis entstammt einer Untersuchung alleinstehender - lediggebliebener oder kriegsverwitweter - Frauen nach dem zweiten Weltkrieg. Aus den Interviews geht hervor, daß diese Frauen dennoch häufig nicht allein, sondern mit ihren Müttern, Schwestern, Kindern zusammenwohn(t)en. Dadurch wird ihnen ein stärkeres Maß an Stabilität, häuslicher Geborgenheit geboten als alleinwohnenden Frauen. Familiäre Gebundenheit schafft auch eine andere (emotionale) Verbindlichkeit als die von Wohngemeinschaften. Mann/ frau kann jedoch davon ausgehen, daß die Selbständigkeit in Entscheidungen - trotz des kommunikativen Rückhaltes - stärker und prägender wirkt, als es die Situation in Ehen zuläßt. Umweltreaktionen und -repressionen tangieren beide Gruppen alleinstehender Frauen. Ehefrauen werden sie - sofern sie diesen ebenfalls unterliegen - seltener und zumeist nur in Ausnahmesituationen bewußt, z.B. erst wenn der Ehemann im Urlaub oder im Krankenhaus ist. Die Ideologie von Ehe und Familie bestimmt nicht nur das bewertende Verhalten gegenüber Frauen, sondern, in die Ehe eingebunden, schützt sie Ehefrauen oft auch vor einem Verhalten, das aus dem Verhältnis alleinstehend und Umweltreaktion resultiert. Diese profane, nahezu tautologische Feststellung erscheint weniger auf der "objektivierten" gesellschaftlichen Ebene relevant - dort ist sie unmittelbar einsichtig aufgrund verschiedener Lebensbedingungen -, als auf der Einstellungs- und Erlebnisebene: Ehefrauen z.B. können, auch wenn sie allein in der "öffentlichkeit" auftreten, auf der Basis ehelicher Verbundenheit handeln, dadurch entsteht eine andere Art von Handlungs- und Entscheidungssicherheit; alleinstehende Frauen handeln aufgrund *ihrer* sozialen Position, d.h. sie senden auch andere Informationen und Signale an ihre Handlungspartner, an ihre Umwelt aus. Ehefrauen brauchen sich manchen Situationen nicht auszusetzen - und wenn, besitzen sie einen anderen Hintergrund für ihr Verhalten.

Die Zweiteilung manifestierte sich wieder mit der Normalisierung der vollständigen Familie in den 50er Jahren. Frauenhaushalte wurden als "Notlösungen" für "alte Jungfern" und "übriggebliebene" diffamiert.

"Viele alleinstehende Frauen litten unter dieser sozialen Diskriminierung. Sie mußten nicht nur materielle Schlechterstellung - verglichen mit vollständigen Familien - hinnehmen, sondern auch mit der sozialen Abwertung ihrer Lebensform fertig werden." (ebd. 147)

Die gesellschaftliche Familienorientierung führt zur Ausgliederung alleinstehender Menschen. Das kann nur bedingt durch die Teilhabe an

sozialen Gruppen ausgeglichen werden. Bei wichtigen Entscheidungen fehlt oft die Anwesenheit eines vertrauten Menschen; so entstehen Gefühle des "Allein- gelassen- Seins", der "Ausgestoßenheit", denn die Aneignung der darin verborgenen Stärke - des "*ich* habe es allein geschafft" - wird über das Bewußtsein geleistet und wirkt meist erst nach der problematischen Situation. Die eheliche Sicherheit bedarf in vielen Fällen noch nicht einmal der Beratung, da das Wissen der Gemeinsamkeit, des "Nicht- Alleinseins" stabilisierend wirkt. Gefördert wird die Diskrepanz auf der Einstellungs- und Selbstwahrnehmungsebene durch die oben beschriebene Diskriminierung Alleinstehender, wobei Männern oftmals mehr Verständnis und Anerkennung entgegengebracht wird als Frauen. Der Anteil des tradierten Frauenbildes und der daraus resultierenden sozialen Zuständigkeitsverteilung an dieser Ungleichheit ist unverkennbar.

Ich denke jedoch, daß viele Schwierigkeiten beide Geschlechter betreffen und unterschiedliche Bewertungen oftmals nur durch derart manifestierte Sichtweisen beeinflußt sind. In einer Gesellschaft, die mit der "Ausschließlichkeit" bei Paarbeziehungen operiert, sind auch alleinstehende Männer z.T. desintegriert. Es ist nicht einsehbar, warum Männer sich allein in einem Restaurant wohler fühlen sollen als Frauen (zumal beiden i.d.R. in "besseren" Restaurants der schlechteste Tisch zugewiesen wird). Beide müssen sicherlich die Erfahrung des Allein-Seins machen und für sich selbst die "besten" Gestaltungsmöglichkeiten finden. Wenn die Vorgabe familialer Interessen fehlt, sind sowohl Frauen als auch Männer eher gezwungen, ihre Interessen zu entdecken und diese zu entfalten, wollen sie nicht in Einsamkeit versinken.

Bei der Produktion von unterschiedlichen Wahrnehmungen und Verhaltensweisen spielt die tradierte Geschlechtsrollenerziehung möglicherweise eine Rolle. Wenn Frauen eher für Familienrollen sozialisiert wurden, ist es für sie sicherlich schwieriger, andere Fähigkeiten zu entwickeln als für Männer, denen das traditionelle Erziehungsmuster technische, handwerkliche, sportliche u.ä. Fertigkeiten näherbringt. Mir scheint jedoch eher das Zutrauen, das Aktivitätspotential unterschiedlich als der Zugang zu diesen Möglichkeiten.

Als tatsächliches Handicap erweist sich der beschriebene Zusammenhang von Sexualität, Gewalt und Angst. Da viele Beziehungen zwischen Männern und (alleinstehenden) Frauen sexuell besetzt sind, werden Frauen oft Situationsdefinitionen aufgezwungen, die ihren Intentionen wider-

sprechen. Ein oft angeführtes Beispiel sind Kneipenbesuche und männliche - sich einmischende - Reaktionen (vgl. z.B. Schröder ²1977, 36f / Schwarzer 1984, 148ff). Hier wirken internalisierte Unsicherheiten und Ängste mit der u.U. tatsächlich aufgeladenen Atmosphäre zusammen; selbst wenn die Männer "harmlos" sind, kann ihre Überzahl feindlich wirken, wird ihr Verhalten aufgrund internalisierter Antizipationen interpretiert. Andererseits "verführt" eine Frau, die allein oder in einer kleineren Frauengruppe in diese "Männerwelt" eintritt, zur Aktivierung von Klischeevorstellungen. Konventionelle Sprache, die sexistische Elemente in solche Begegnungen hereinbringt, unterstützt diese Kette manifestierter Mißverständnisse, die dann auch im Mißbrauch enden können. Das hier kurz angeschnittene Beispiel betrifft ebenso verheiratete Frauen; nur veranlaßt ihre Familieneingebundenheit sie u.U. seltener, sich mit solchen Begegnungen zu konfrontieren, bzw. repräsentiert die Anwesenheit des Ehemannes, des Freundes bei öffentlichen und halböffentlichen Zusammentreffen die Zugehörigkeit. Von den Männern als "verfügbar" eingestuft, werden alleinstehende Frauen von Ehefrauen als Konkurrentinnen wahrgenommen.

3.3. Die reflektierte Erkenntnis des "Allein-Seins"

Oft fühlen wir uns alleingelassen gegenüber einer unbekannten Außenwelt, einer undurchdringlichen Menschenmenge, in der Bewältigung alltäglicher Probleme. Wir fühlen uns erdrückenden Zwängen unterworfen, sehen uns verloren in der Wirrnis von Abhängigkeitsverhältnissen. Im Zusammenhang mit Sexualität und Gewalt wurde die hemmende Wirkung der Angst deutlich. Sie läßt uns nach einer gewohnten Umgebung, nach Sicherheit und Ordnung streben.

"Nur aus Angst falle ich in Erstarrung und gebe ihr manche gute Namen, wie Beständigkeit, Objektivität, Gewohnheit, Sicherheit. Wer an sich arbeitet, fängt an, das In- Bewegung- sein zu lieben. Bewegung teilt mir etwas von meiner Energie mit, sie läßt etwas aus mir heraus, holt etwas in mich hinein. Ich gerate und bin durch sie 'im Fluß'. Bewußt erlebte Bewegung ist die ungewohnte, gegensätzliche. Durch Bewegung überwinde ich etwas, trete ich aus Erstarrung und Trott. Ich dehne mich aus, anstelle mich verkrampft zusammenzuziehen, hole mich zusammen,

wenn ich zerflattere." (Krenn, Pfaff 1984c, 75)

Angst hält uns in alten Rollen und alten Beziehungen fest. Brächen wir mit ihnen - so befürchten wir -, wären wir verloren, weil wir uns davor ängstigen, allein zu sein. Ein funktionierender Alltag, in dem alles gewohnheitsmäßig, ineinander verschränkt abläuft, erweckt den Anschein des Aufgehoben- Seins. Gerade in der Geborgenheit der Familie, so glauben wir, sei kommunikative und emotionale Zugehörigkeit gewährleistet. Vor dem Gefühl des Allein- Seins jedoch ist kein Mann, keine Frau geschützt, der/ die sich einzig auf die institutionalisierte Sicherheit stützt. In der Untersuchung B. Friedans über das "Hausfrauensyndrom" wird der Effekt deutlich: Spätestens mit einem wahrgenommenen Unbehagen fühlt sich frau allein gelassen, strukturelle Probleme erscheinen unter dem schweigend individuellen Gesichtspunkt als eigene Unzulänglichkeit, mit der frau allein fertig werden muß (vgl. dies. 1970, 16).

"Noch vor wenigen Jahren sind sich Frauen überspannt, schuldig und absolut allein vorgekommen, wenn sie Gefühle hatten, von denen wir heute wissen, daß Millionen sie teilen. Es war tröstlich zu erfahren, daß wir nicht länger allein waren, laut über Probleme und Gefühle sprechen konnten, die wir nicht einmal uns selbst einzugestehen gewagt hatten. Aber es ist immer noch leichter abstrakt darüber zu sprechen als aus den Worten Konsequenzen für das eigene Leben zu ziehen." (dies. 1982, 71f)

Dieses Gefühl des Alleinseins involviert Einsamkeit, krisenhafte Momente. In der Eskalation von Krisen wird uns die Unerträglichkeit der Situation, unserer Lebenswelt bewußt, in uns drängt es zur Veränderung und/ oder zur Flucht (in die psychische und physische Krankheit z.B.). Veränderungen gehen einher mit der Angst vor der Neuartigkeit, den ungewissen Aspekten unserer Bemühungen.

Wir leben in einer Welt, die uns Fluchthilfen anbietet. Einige davon, die gravierendsten, habe ich beschrieben: die Täuschungsmanöver, die im Rahmen familialer Liebesideologie durchgeführt werden; die Hoffnungen, die sich hinter unserer Anpassung an Rollenerwartungen verbergen. Eine der schlimmsten Verstümmelungen des Selbst findet über sexuelle Entfremdungsprozesse statt. Ich möchte kein Urteil fällen, ob Frauen davon schlimmer betroffen sind als Männer, sie werden zumindest anders getroffen.

In einer Gesellschaft, die geschlechtsspezifische Differenzen aufweist, die nachweislich zu geschlechtsspezifischen Benachteiligungen und

Machtverhältnissen geführt haben, bleibt auch die Geschlechtlichkeit nicht unberührt. Wenn äußere, soziale Strukturen verändert werden (sollen), muß die Wurzel, nämlich die Definition des Geschlechts und die Einstellung darüber mit angegangen werden. Körperverleugnung, der beschriebene Zusammenhang von Angst und gewalttätiger Sexualität verlieren schließlich nicht in dem Moment ihre Wirksamkeit, in dem Frauen Schlosserausbildungen beginnen, in Führungspositionen aufsteigen, finanziell unabhängiger werden. Im Gegenteil bieten diese Veränderungen - auch im Hinblick auf Vereinsamungsgefühle - weitere Rückzugs- und Fluchtmöglichkeiten an (vgl. Friday 1982, 344, 347).

Die reflektierte Erkenntnis des Alleinseins meint etwas anderes. Sie ist keineswegs das bloße Eingeständnis individueller Einsamkeit, sie kann sich nicht nur auf das Durchschauen unserer Fluchtversuche und -wege beschränken. Allerdings hilft deren Erkennen, sie für uns besser zu nutzen, denn erst so können wir ihre Bedeutung für uns ermessen, darüber entscheiden, wie und ob wir sie für uns akzeptieren können.

Hier beginnt, denke ich, die bewußte Einsicht in das, was ich "Alleinsein" nenne. Es ist sicherlich hilfreich, mit anderen zu diskutieren, sie um beratende Unterstützung und Meinungen zu ersuchen; letztlich muß sich jedoch der/ die Einzelne entscheiden, will er/ sie die Sphären der Fremdbestimmung überwinden. In diesem Moment sind wir allein, und erst dann wird es sich zeigen, ob wir Gleichgesinnte finden. Wenn wir den Mut verlieren, unsere Entscheidung u.U. auch allein zu leben, sind wir von vorn herein abhängig. Das Bewußtsein über die Notwendigkeit eigener Anstrengungen rückt uns näher zum Selbst, verstanden auch als eine Erfahrung des Alleinseins, des Auf- sich-gestellt- Seins.

Manchmal suchen und finden wir Unterstützung in selbstgewählten Vorbildern und bei Gleichgesinnten. In den Emanzipationsbestrebungen der Frauen treffen wir beides an. Der Zusammenschluß von Frauengruppen hat Vereinzelungen aufgehoben, Austausch- und Leidenspartnerinnen, Mitkämpferinnen vereint (vgl. auch Menk 1976, 233). Orientierungshelferinnen fanden sich in der Aufarbeitung der Frauengeschichte, aber manche Zielvorstellungen endeten auch in der (versuchten) Eroberung bislang männlicher Kompetenzbereiche und in der Übernahme der dort geltenden Anforderungen. Neben gesellschaftlichen Veränderungen geht es vor allem darum, eigene Bedürfnisse, Interessen und Problemlösungsstrategien zu erkennen und zu entwickeln.

Dahinter verbirgt sich nicht jener Individualismus, der jedem Menschen

aus dem massenkulturellen Angebot das Seine gönnt, sondern die Erfahrung des Seins mit sich selbst und mit anderen. Wer bin ich in Beziehung zu mir und zu anderen, welche Unterschiede, Eigenheiten und welches gleichlaufende Verständnis entdecke ich dabei? Wo bin ich besser mit mir allein oder immer allein und wo lebe ich Berührungspunkte mit anderen?

C. Rogers setzt "Alleinsein" mit Selbstgenügsamkeit gleich (vgl. dens. 1981, 100). Ich meine mit diesem Begriff jedoch etwas anderes: mich selbst als einzelnen Menschen erkennend, ermöglicht es mir, mich mit mir und mit anderen auseinanderzusetzen. Obwohl C. Rogers die "Eigendynamik" der Gruppe betont, nennt er seinen Ansatz "personenzentriert", da in den Gruppen ein Klima geschaffen werde, in dem "wachstumsfördernde Veränderungen" im Menschen "freigesetzt" werden, er "mehr Selbsterkenntnis, mehr Selbstvertrauen" entwickeln könne und die Möglichkeit freier Entscheidungen erlebe (vgl. ebd. 84). Als problematisch erweist sich die Fortsetzung dieses Verhaltens nach Beendigung der Gruppen (vgl. ebd. 103). Ich denke, daß hierbei das Gruppenerlebnis die Erkenntnis zurückdrängt, daß die Erfahrungen aus dem eigenen Erlebnisvermögen entstanden sind. Von daher erscheint mir die Betonung des "Allein- Seins" gravierend: Es bedeutet nicht, daß wir beziehungslos leben, sondern daß wir unseren Anteil an diesen Beziehungen wahrnehmen, Vertrauen in unser Potential, Schwierigkeiten zu überwinden, Beziehungen aktiv zu gestalten u.ä., gewinnen. Alleinsein bedeutet keineswegs die Verweigerung von Hilfe, die Isolierung in der Privatsphäre; Kontakte und Hilfe jedoch aus der den eigenen intentionalen Bedürfnissen entgegengesetzten Richtung (also z.B. die Flucht in eine scheinbare Sicherheit institutionalisierter Beziehungen) bedürfen einer kritischen Prüfung und u.U. der Widerstandskraft und eigenen Gewißheit, auf "trügerische" Hilfe nicht angewiesen zu sein. (vgl. auch ebd. 101)

Zur Überwindung von Ängsten, die uns in Beziehungen festhalten, die uns von Veränderungen abhalten, ist die Erfahrung des Allein- leben-Könnens, des Allein- mit- sich- zurecht- Kommens selbst eine wichtige Hilfe. Sie ermutigt, sich Problemen und Auseinandersetzungen zu stellen, eigene Interessen durchzusetzen, eigene Entscheidungen zu fällen, den eigenen Bedürfnissen entsprechend über Nähe und Distanz zu entscheiden.

"Ich hatte einmal Freude daran, allein zu leben. Wenn ich dazu gezwungen bin, kann ich es wieder tun. Meine Welt hört nicht auf, wenn

andere Menschen mich verlassen. Ihr Fortgang wird mich traurig machen. Aber er wird nicht mein Ende sein." (Friday 1982, 331)

3.3.1. Sich selbst als Individuum wahrnehmen

A. Heller trennt in ihren Abhandlungen das "partikulare" vom "gattungsmäßigen" Wesen. Beide Typisierungen stehen in bezug zur menschlichen Selbsterhaltung (vgl. dies. ²1981a, 42, 57). Das "Individuum" setzt sich durch reflexive Prozesse in Distanz zu sich selbst und zu seiner Umwelt, es richtet sich sein Leben aufgrund von Erfahrungen seiner sozialen Umwelt und daraus resultierenden Wertorientierungen ein. Währenddessen identifiziert sich der "partikulare" Mensch mit den gegebenen Gewohnheitssystemen, er ist auf die Anerkennung in allen sozialen Beziehungen angewiesen, während das Individuum Situationen und Beziehungen aufgrund seines Selbstbewußtseins (be)deutet.

Für die Gestaltung des Alltags ist die Zugehörigkeit zu Gemeinschaften und Gruppen prägend. Während der Mensch jedoch nur in einer Gemeinschaft leben kann - oder in einigen wenigen, die hierarchisch geordnet sind -, da er in sie seine ganze Persönlichkeit einbringt, sich in allem ihren Idealen und Werten unterordnet, kann er aber sehr wohl mehreren gleichberechtigten Gruppen angehören, an welchen er nur partiell teilhat.

Die Bedeutung dieser Aussage wird durch die Beschreibung des 'außengeleiteten' Menschen von D. Riesmann unterstützt. Dieser ist angewiesen auf Gruppen als Orientierungshilfe für sein angepaßtes Verhalten (vgl. dens. 1958, 38). Der zurückgedrängten Gemeinschaft steht eine Vielzahl von Gruppen gegenüber. Gerade in der bürgerlichen Gesellschaft sind die Grenzen zwischen den Gruppen durchlässiger geworden, der Mensch kann mehr oder weniger zwischen ihnen wählen; das bedeutet auch die Konfrontation mit verschiedenen Gruppennormen, sie impliziert sowohl Vergleichsmöglichkeiten als auch Normenkonflikte, die sich u.U. als Orientierungslosigkeit bemerkbar machen, den Menschen (vereinsamt) allein lassen.

"Mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaften - in der die Auflösung der naturwüchsigen Gemeinschaften mit der schnell wachsenden

Zahl der Typen der Arbeitsteilung einhergeht - wurden die Gruppen zu zentralen Organisationszellen, denen jeder Einzelne angehören mußte; die Zugehörigkeit konstituierte die Lebenswelt des Einzelnen. ... Gleichzeitig wurde derselbe Einzelne 'Mitglied' von immer mehr Gruppen, und zwar solchen, die diese oder jene Fertigkeit und Fähigkeit unabhängig voneinander in Anspruch nahmen, ausbildeten oder steigerten. Der Einzelne, der sich, um leben zu können, verschiedene Funktionen erfüllenden Gruppen gleichermaßen anpaßte, wurde 'gespalten', er zerfiel in 'Rollen'." (Heller a.a.O. 71)

Gruppen sprechen folglich "partikulare" Fähigkeiten des Einzelnen an, aber indem sie diese nutzbar machen, werden diese Eigenschaften auch objektiviert, sie erhalten "gattungsmäßigen" Charakter, der immer wieder durch den Einzelnen und durch die momentanen Anforderungen konkretisiert wird. Der Einzelne muß sich an äußere Gegegebenheiten, Objektivationen anpassen, um eine Beziehung zur Welt herzustellen (vgl. ebd. 183). Selbst wenn es den Anschein hat, als ob mehrere Menschen sich nach den gleichen Objektivationen richten, wissen wir nicht, wie stark sich der Einzelne ihnen verbunden fühlt, wie intensiv sie mit seinem Selbst- bewußtsein verbunden sind oder ob es sich um eine Anpassungsleistung handelt, bei der er sich im nächsten Moment an anderem orientiert - in eine andere Rolle schlüpfend.

Verschiedene Aufgaben erfordern vom Menschen auch verschiedene Gefühlsinvestitionen; je mehr Aufgaben ein Mensch erfüllt, desto mehr und gleichzeitig oberflächliche Gefühle wird er vermutlich zeigen, da er nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Aufgabenlösung involviert ist. So werden auch seine Gefühle für die entsprechenden Rollen nutzbar gemacht. So heterogen, wie er auf dieses oder jenes reagiert, so heterogen erscheint er auch selber. Äußerlich und innerlich werden Teilaspekte registriert und aktiviert, aber sie stehen z.T. verbindungslos zueinander. Der unstrukturierte Mensch, ohne die Hierarchisierung von Aufgaben, Gefühlen und Bedeutungen, wird für jede Rolle verfügbar, paßt sich an jede Rolle an, jedoch nicht aufgrund eines bewußten Entwicklungsprozesses, sondern aufgrund von Nachahmung: er funktioniert.

Die Nachahmung spielt beim Erlernen sozialer Verhaltensweisen eine wesentliche Rolle. Der "partikulare" Mensch kann in der Gesellschaft leben, ohne sich über seine Gefühle, über die Anwendung erlernter Objektivationen bewußt zu werden, er verhält sich aufgrund von nachgeahmten Gewohnheitsregeln. Die Notwendigkeit zur Reflexion über

sein Verhalten, zur Entscheidung für bestimmte Handlungsmöglichkeiten und damit auch zur individuellen Bewertung seines Handelns bzw. zur Einordnung in seinen Bedeutungszusammenhang scheint nicht gegeben.

"Erst mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaften bilden die heterogenen Benehmensregeln, die Verhaltens- Stereotypen keine Synthese mehr, sondern existieren nebeneinander, voneinander relativ unabhängig. In diesem Rahmen erstarren die Verhaltens- Stereotypen zu Rollen." (ebd. 226)

Das homogene Subjekt zerfällt in mehrere heterogene Bereiche, u.U. in sich widersprechende Rollen; das Individuum hingegen ist bestrebt, seine Homogenität wiederzuerlangen, es stellt sein Leben, Denken, Fühlen und Handeln unter Wertprioritäten, die es aus seinem Selbstbewußtsein heraus entwickelt. Das Individuum lernt Objektivationen reflexiv wahrzunehmen, sie in ihrer Bedeutung für sich zu erkennen, seine Bedürfnisse zu bewerten und die Möglichkeiten ihrer Befriedigung im gesellschaftlichen Rahmen abzuschätzen.

Erlebnisse werden nur dann bewußt gespeichert, wenn wir sie in ihrer Bedeutung für uns begreifen, wenn wir sie in unseren Lebenszusammenhang einordnen; konzeptualisieren wir sie nicht, bewahren wir sie eher im Unbewußten und vergessen ihre Relevanz im konkreten Augenblick. Das Individuum bemüht sich um die bewußte Reflexion seiner Erlebnisse.

Unser Handeln im Alltag basiert meistens auf Analogien. Wenn wir uns in Situationen für eine bestimmte Handlungsmöglichkeit entscheiden können, so wählen wir aufgrund bekannter, ähnlicher Situationen und Erfahrungen, wir orientieren uns am Gewohnten (vgl. ebd. 230). Umfang und Inhalt des Alltagswissens hängt von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab, von funktionalen Interessen, vom Informationsgehalt der Wissenschaften, von machtpolitischen Konstellationen, von produktiven Notwendigkeiten; hinzu kommt die Fähigkeit jedes Einzelnen, sich Wissen anzueignen, er muß lernen wahrzunehmen, zu fühlen, zu denken und Informationen umsetzen zu können (vgl. ebd. 253). Das reflexive Vermögen des Einzelnen hängt mit seinen Bedeutungszuschreibungen zusammen. Inwieweit ist er in das wahrgenommene Objekt involviert? Inwieweit tangiert die Information seine vermeintlichen und tatsächlichen Bedürfnisse?

"Die Weltanschauung bezieht die gattungsmäßigen Werte für sich auf den Kontext des Einzelnen, macht sie zum Motor seiner Handlungen. Damit ist - in der Gesamtheit des Lebens und nicht in all seinen Momenten - die Einheit der Motivation und des Objekts der Handlung wiederhergestellt.

Handlung entsteht beim Menschen - in der Objektivation an sich - gerade dadurch, daß Objekt und Motiv der Handlung sich voneinander lösen. Nun sind sie wieder vereint - aber nicht mehr spontan, sondern bewußt, nicht um die grundlegenden Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern als Befriedigung des ***Bedürfnisses des menschlichen Lebens.*** *Das Leben des Individuums zerfällt nicht mehr in ein bloßes Nacheinander oder Nebeneinander heterogener Betätigung. Die Heterogenität bleibt zwar erhalten, doch bekommt jede Tätigkeit ihren 'Platz', ihren bewußt markierten Platz im Leben des Menschen. Die Persönlichkeit objektiviert sich zu einem bestimmten Subjekt. Wenn, wie früher behauptet, die partikulare Persönlichkeit das Subjekt an sich ist, so* ***ist die individuelle Persönlichkeit das zum Fürsichseienden objektivierte Subjekt."*** *(ebd. 314f)*

Weltanschauung[10] i.d.S. impliziert das Vermögen des Individuums, sich von der Welt zu distanzieren, um sie anschauen zu können, sich nicht von ihr einfangen zu lassen, sondern mit dem Wissen über sie und über sich selbst in ihr handeln zu können - und zwar welt- und subjektbezogen.

Die Erkenntnis dessen, was ich "Allein- Sein" genannt habe, ist ein Schritt, um sich aus der Welt herauszunehmen und sich, aus der Distanz zu ihr in Beziehung setzend, wieder in die Welt zu begeben. Erfahrungen des Allein- Seins lösen nicht allgemein die Abhängigkeit zur Welt auf, aber sie machen sie bewußt. Aus diesem Bewußtsein heraus können wir die Beziehungen zur Welt anders gestalten. Wir können die Bewertungen und/ oder die lebensweltlichen Bedingungen verändern.

3.3.2. Abraham M. Maslow: Selbstverwirklichung

Die Fähigkeit des "Allein- Seins" hat A.H. Maslow auch bei den Personen festgestellt, die er zur Beschreibung des "selbstverwirklichten" Menschen untersucht hat.

"Es trifft für alle meine Versuchspersonen zu, daß sie ohne Schaden einsam und ohne Unbehagen für sich selbst sein können. Außerdem trifft es für fast alle zu, daß sie Einsamkeit und Privatheit viel lieber haben als ein Durchschnittsmensch." (Maslow 1981, 191)

Das Vermögen "einsam sein zu können" nähert sich dem, was ich als

"allein sein können" benannt habe, da Einsamkeit an dieser Stelle impliziert, ohne jemandem zu sein, mit sich allein zu sein, sich jedoch nicht verloren, ausgeschlossen zu fühlen. Dahinter versteckt sich vielmehr der Anspruch, Zeit für sich zu benötigen.

A.H. Maslow unterscheidet zwischen Mangel- und Wachstumsmotivation, der "selbstverwirklichte" Mensch ist wachstumsmotiviert (vgl. ebd. 164). Da jedoch Wachstum oft problematisch ist, Angst sich hemmend auswirkt und einfachere Lebensmöglichkeiten sucht, handeln viele Menschen mangelmotiviert (vgl. ebd. 11).

Im Zusammenhang mit Ehe und Familie habe ich auf das Mißverständnis von defizitären Erwartungen und Liebe hingewiesen. Die Befriedigung eigener verhüllter Ansprüche an den anderen bedingt die gegenseitige Abhängigkeit und die - oftmals auf Antizipationen angewiesene bzw. auf Internalisierungen basierende - Anpassung aneinander, im Grunde an die institutionalisierte Familie. Selbstverwirklichung läßt das im Organismus Verborgene wachsen (vgl. ebd. 163). Die Bedeutung dieses inneren Wachstums macht unabhängig von anderen Menschen, da sie nicht mehr gebraucht werden, um Defizite auszugleichen.

"Mangelmotivierte Menschen müssen andere Menschen verfügbar haben, da die meisten ihrer Hauptbefriedigungen (Liebe, Sicherheit, Achtung, Prestige, Geborgenheit) nur von anderen menschlichen Wesen kommen können. Doch wachstumsmotivierte Menschen können von anderen in Wirklichkeit behindert sein." (ebd. 193)

Das bedeutet jedoch nicht, daß "selbstverwirklichte" Menschen kontaktunfähig oder kontaktarm seien, sondern eher, daß sie unbefangenere Möglichkeiten besitzen, auf andere zuzugehen. Sowohl unabhängiger von deren Zustimmung und Zuneigung, als auch sicherer im eigenen Handeln, bedürfen sie nicht des Rückzugs auf gewohnte Verhaltensmuster und vertraute Interpretationen. Sie können es wagen, das Unbekannte, das Markante, das Unterschiedliche am anderen wahrzunehmen, seltener Sicherheit in Kategorisierungen zu suchen (vgl. ebd. 242f).

Im Zusammenhang mit Institutionalisierungen habe ich darauf verwiesen, daß unsere Handlungssicherheit auch aus der Routinisierung von Alltagssituationen resultiert: Institutionalisierte Verhaltensmuster erscheinen nützlich und sinnvoll, indem sie Orientierungen anbieten und Handeln im alltäglichen Leben erleichtern, sie versperren jedoch den Blick für Alternativen, für bedeutsamere Interessen und eigen-tümlichere Bedürfnisse. Im institutionalisierten Rahmen handeln

wir eindimensional, er versperrt unseren Blick für andere Bewertungs- und Verhaltensmöglichkeiten. In dieser Weise äußert sich A.H. Maslow über Gewohnheiten: für die Anpassung an die Welt nützlich, schränken sie gleichwohl Erfindungskraft und Kreativität ein. Wir passen uns der Welt an, Gewohnheiten tendieren jedoch dazu, *"zu verhindern, daß wir die Welt uns selbst anpassen." (ebd. 251)* Handlungserleichterung schlägt um in Bequemlichkeit, wobei das im Organismus angelegte Potential ersetzt wird.

Von daher ist es nur allzu verständlich, daß sich Defizite einstellen, die zwar wirken, jedoch nicht benannt werden dürfen. Der unbewußt verspürte Mangel strebt dazu, überdeckt zu werden, verlangt nach Komplementierung und Anerkennung der eigenen Person durch äußere Kräfte. Das scheint uns am besten erreichbar, indem wir uns anpassen, somit in den Genuß institutionalisierter und normativer Belohnungen kommen und der Gefahr der Desintegration entfliehen.

Der "selbstverwirklichte" Mensch ist i.d.S. wenig angepaßt; das schließt die Akzeptanz geltender Normen und Werte nicht unbedingt aus, setzt aber eine kritische Distanz zu ihnen und ihre kritische Überprüfung voraus (vgl. ebd. 203). Die Übernahme gesellschaftlicher Anforderungen widerstrebt nicht unbedingt den Bedürfnissen und den Bewertungen des Menschen, wenn er ihre Gültigkeit für sich überprüft hat, wenn er sich mit ihrer Bedeutung für seinen eigenen Lebenszusammenhang bewußt auseinandergesetzt hat. Anpassungsleistungen erhalten so einen Sinn im Handlungszusammenhang des Menschen und weniger durch ihre gesellschaftliche Funktion, nämlich die Integration des Menschen in und seine Vereinnahmung durch institutionalisierte Zusammenhänge.

Anpassung und Autonomie bilden für den "selbstverwirklichten" Menschen keinen Widerspruch. Dichotome Charakterisierungsmöglichkeiten, wie z.B., er sei entweder egoistisch oder selbstlos, entweder aktiv oder passiv, entweder weiblich oder männlich, entfallen somit für den "selbstverwirklichten" Menschen (vgl. ebd. 211). Im ersten Schritt geht es sicherlich nicht darum, derartige Widersprüche aufzuheben, sondern sie zu akzeptieren, mit ihnen zu leben, im Bewußtsein ihrer bedeutungsvollen und "genußreichen" Dimensionen.

Verdrängung und Anpassung verheißen und erweisen sich zumeist als die unproblematischeren Wege. Wachstumsmotivation ist auf Anstrengung, auf Auseinandersetzung, auf die Überwindung von inneren und äußeren Widerständen angewiesen. Das Vermögen, Krisen zu durchleben, ihnen

nicht durch Gewohnheit und Regelmäßigkeiten auszuweichen, läßt m.E. Krisen auch er- leben. Wachstumsmotivation unterbindet keineswegs Krisen - im Gegenteil rufen Veränderungen, das Verlassen des gewohnten Verhaltens, Krisen hervor; Unsicherheit macht auch krisenanfällig. Erst aus der überwundenen Krise geht der Mensch gestärkt, an sich selbst gewachsen hervor.

Der Unterschied zwischen mangelmotiviertem und wachstumsmotiviertem Verhalten wird besonders deutlich in dem, was A.H. Maslow über die Befriedigung von Bedürfnissen schreibt. Ersteres strebt aus dem Empfinden des Unbefriedigtseins und des Mangels zur Kompensation, zur Befriedigung immer gleicher Bedürfnisse und bleibt also der gleichen Bedürfnis- und Befriedigungsebene verhaftet, während die Bedürfnisbefriedigungen bei wachstumsmotiviertem Verhalten andere Bedürfnisse wecken und deren Befriedigung verlangen. Ferner wird die Notwendigkeit, Bedeutungen zu setzen, angesprochen.

"Die Vernachlässigung höherer Bedürfnisse und die Vernachlässigung der Unterschiede zwischen niedrigeren und höheren Bedürfnissen verdammt die Menschen zu Enttäuschungen, wenn das Bestreben andauert, nachdem ein Bedürfnis befriedigt ist. Beim gesunden Menschen führt Befriedigung nicht zum Aufhören des Verlangens, sondern, nach einer Periode der Zufriedenheit, zu Ersatz durch höhere Verlangen und höhere Frustrationsniveaus, zu gleicher Zeit mit derselben alten Ratlosigkeit und Unzufriedenheit." (ebd. 322)

Ich denke, daß zwar das Gefühl von Ratlosigkeit und Unzufriedenheit bleibt, daß durch die Erfahrung mit sich selbst bzw. auch mit dem "höheren Frustrationsniveau" das Wissen um die eigene Stärke wächst und damit die Sicherheit ob der Überwindung von Schwierigkeiten, selbst wenn sie in der Situation ausweglos und erdrückend erscheinen. Wachstumsmotivation bedarf vermutlich dieser aus der Erfahrung gespeisten Zukunftsorientierung.

3.3.3. Wechselwirkungen zur Welt: Die mögliche Bedeutung von Gruppen für das Individuum im Erkenntnisprozeß eigener Bedürfnisse und Interessen

A. Heller bezeichnet die Entwicklung vom partikularen Menschen zum Individuum als "den zweiten Austritt" aus der Natur (vgl. dies. 1981b, 236). Das Individuum leugnet nicht die Bedingungen seiner Umwelt, sondern es besitzt die Fähigkeit, diese in Relation zu sich selbst zu setzen. Von daher sind die Individualisierungsprozesse, wie A. Heller sie analysiert, und das Bewußtsein über das Allein- Sein, wie ich es benannt habe, nicht als Austritt aus gesellschaftlichen Gruppen zu verstehen. Im Gegenteil wird es hierdurch erst möglich, die Bedeutung von Gruppen für das Selbst und für die eigene Lebenskonzeption zu erfassen.

Die von A.H. Maslow beschriebene Fähigkeit, anderen Menschen ohne eine sofortige Klassifizierung begegnen zu können, sowie das Distanzierungsvermögen zu normativen Verhaltensmustern (vgl. dens. 1981, 242, 203) erleichtern ein Verhalten, daß situationsangemessen ist, den Menschen jedoch nicht zwingt, sich innerlich zu verleugnen. Er ist befähigt, darüber zu entscheiden, welche und inwieweit er eine Rolle spielt, in welchem Maße er sich in die Situation, die Beziehung einbringt, wie stark er sich damit identifiziert. Das Individuum ist nicht als bloßer Rollenträger zu verstehen, Rollen zählen jedoch zum bewußten Repertoire seines Selbst- verständnisses und seiner Verhaltensmöglichkeiten.

Die Eingebundenheit in Gruppen bei einer gleichzeitigen Fähigkeit zur Distanz bietet eine Basis, Bedürfnisse und Interessen wahrzunehmen, sie zu bewerten und ihre Befriedigung anzustreben. Die Wertungsfähigkeit des Individuums bestimmt die Bedürfnisse (vgl. Heller 1981c, 146). Die Bedürfnisse des Individuums müssen nicht unbedingt solche sein, die zur Existenzsicherung notwendig sind, sie entwickeln sich aus der Sicherung menschlicher Lebenserhaltung heraus. Das bedeutet, daß die "existentiellen" Bedürfnisse[11], die durch die Gesellschaft, durch die gesellschaftlich geleistete Arbeit abgedeckt werden, Potential im Individuum freisetzen, aus dem es veränderte Bedürfnisorientierungen herausbilden kann. I.d.S. schaffen Gewohnheitssysteme, Institutionalisierungen tatsächlich eine Basis zur Entlastung individuellen Lebens. Die Gefahr der Erstarrung, des Verlustes schöpferischer Kraft

wurde im Zusammenhang mit A.H. Maslow hervorgehoben. Dort wurde auch deutlich, daß gesellschaftliche Entlastung nicht unbedingt zur Entfaltung anderer, "höherer" Bedürfnisse führen muß, sondern in mangelorientiertem und kompensatorischem Verhalten steckenbleiben kann. Veränderte - im Gegensatz zu z.B. durch Werbung umgeleiteten - Bedürfnisorientierungen bedürfen eigener, individueller Bewertungskriterien, d.h. das Individuum muß sich über Bedeutungszusammenhänge bewußt werden.

"'Frauenemanzipation' ist ja nur vorstellbar als auf Bedürfnissen beruhend. Ihr eigentliches Kennzeichnen ist das veränderte Verhältnis der Individuen zu den gesellschaftlichen Institutionen. Diese können als zur Lösung der erkannten Probleme des Zusammenlebens notwendige Einrichtungen begriffen werden, also als Produkt geschichtlicher und eigener Praxis." (Prokop 1976, 43)

In den gegenwärtigen Institutionen schlagen sich jedoch vor allem männliche Rechte nieder, die Strukturen einer patriarchalischen Gesellschaft. D.h. nicht, daß der einzelne Mann heute in ihnen besser lebte als die einzelne Frau, sondern daß bestimmte Zusammenhänge existieren, die Frauen ihre Machtlosigkeit signalisieren, die sie als Ohnmachtsgefühle und Ängste mehr oder minder wahrnehmen.

Viele Frauen scheinen unter einer diffusen Angst zu leiden, die von ihnen selbst immer wieder thematisiert, aber in ihrer Unfaßbarkeit oft wenig problematisiert wird (vgl. Geiger u.a. 1980, 356). Allenfalls wird sie unzureichend auf Konkreteres übertragen, z.B. auch als Angst vor der Arbeitslosigkeit des Ehemannes "materialisiert", ohne eine weitergehende Berücksichtigung des individuellen, weiblichen Bedeutungszusammenhanges. Angst wird weniger als Gefühl denn als Zustand erlebt, der latent immer wirkt, in akuten Momenten jedoch aufbricht. Sie erweist sich als lähmend, als Zustand, in dem frau verharrt, in dem sie erstarrt, der keine Handlungsmöglichkeit bietet. Angst nährt sich aus einer unauffindbaren Ursache, manchmal gelingt es, das auslösende Moment zu entdecken. Wenn wir Angst empfinden, schweigen wir, weil wir auch vor den anderen Angst verspüren, unsere Selbsteinschätzung verfremdet und negativ- zerstörend verfärbt wird. Angst ist ein Mittel, Frauen in Rollen erstarren zu lassen.

Die Überwindung der Erstarruung ist ein Kraftakt jeder einzelnen Frau, jeden Individuums. Das erfordert zumindest zu einem großen Teil die Herauslösung aus den gewohnten Lebensbedingungen, also auch aus den Institutionen, in denen sie erstarrte. Die Entwicklung und

durchsetzende Ausprägung neuer Bedürfnisse, die A. Heller unter die nichtentfremdeten Bedürfnisse kategorisiert, übersteigt jedoch das individuelle Leistungsvermögen (vgl. dies. 1975, 30). Gleichgesinnte, Gruppen, die die gleiche Richtung zur Veränderung einschlagen, können durchaus hilfreich sein und ein sozial- emotionales Netz bieten, in dem gegenseitiges Wohlwollen und Stärke erfahren werden können. Das enthebt das Individuum jedoch nicht davon, eigene Anstrengungen zu leisten. Selbstverwirklichung im Sinne von A.H. Maslow geht vom Individuum aus - Gruppen können Kommunikations- und Erfahrungsfelder unterstützend anbieten. Metaphorisch könnten Gruppen als Hebammen, aber nicht als Gebärende gekennzeichnet werden, letzteres bleibt dem Individuum als - anstrengende - Aufgabe überlassen. Dadurch verlieren Gruppen nicht an Bedeutung. Im Gegensatz zu der o.a. Anpassung an Gruppen, die den "außen- geleiteten" Menschen (Riesman) kennzeichnet, muß aber zumindest eine gewisse Wechselseitigkeit konstatiert und auf die Notwendigkeit eines aktiven Anteils des Individuums an der Gruppe hingewiesen werden.

"Ich bin der Meinung, daß der unglaublich rasche Anstieg in der Zahl von T- Gruppen und anderen intentionalen Gemeinschaften teilweise von diesem unbefriedigten Hunger nach Kontakt, Intimität, Zugehörigkeit und dem Bedürfnis kommt, das weitverbreitete Gefühl der Entfremdung, Einsamkeit, Fremdheit, Verlassenheit zu überwinden" (Maslow 1981, 71).

Die Erfahrung gleichartiger Probleme und Konflikte bei anderen Gruppenmitgliedern relativieren diese Gefühle, sie lassen die Erfahrung von Gemeinsamkeit zu und wirken dadurch auf das Individuum.

3.3.3.1. Frauengruppen - Erfahrungen auf dem Weg der Veränderung

Der Erfahrungswert von Gruppen, die gegenseitige Unterstützung im Emanzipationsprozeß hat Frauengruppen bedeutsam werden lassen. Eine unserer wichtigsten Erfahrungen ist, daß wir unsere "problematischen" Eigenschaften mit anderen gemeinsam besitzen, daß andere Frauen gleich und doch verschieden fühlen, denken und handeln. Der Austausch von Erfahrungen und Erlebnissen bildet einen wesentlichen Bezugsrahmen, um die eigene Bedeutsamkeit erkennen zu können. Es geht nicht um den Abbau "typisch weiblicher" Eigenschaften, sondern um das Erkennen ihrer

Dimensionen zur einzelnen Frau, zu mir und in Relation zu meinen gelebten Beziehungen.

"Jedenfalls sind alle feministischen Bewegungen Ausdruck realer Probleme und Bedürfnisse, wenn auch häufig in verzerrter Form. Alle haben auf die eine oder andere Weise zur Veränderung des Bewußtseins der Frauen beigetragen. ... Es ist ihnen gelungen, bei den Frauen das Bewußtsein zu verankern, daß 'gleich und frei' nicht mehr bedeutet, sich mit Männern zu identifizieren, und daß die Frauen gelernt haben, die eigene Menschlichkeit als Weiblichkeit zu reflektieren." (Heller 1981c, 207f)

Trotzdem geht es auch darum, "typisch männliche" Eigenschaften, wie z.B. Wut, Mut, Kraft im weiblichen Selbst zu entdecken und diese einsetzen zu können. Eine unserer wichtigsten Erfahrungen war, daß wir das Reden gelernt haben, eine unserer Aufgaben besteht darin, unsere Sprache zu entwickeln. "Plötzlich" gab es andere Menschen (Frauen), die zuhörten, ernstnahmen, wo "verfängliche" Interpretationsmuster nicht gleich mit- antizipiert wurden, weil diese Frauen aus einem ähnlichen (macht- ohnmachtbesetzten) Erfahrungszusammenhang heraus das vermittelte Fühlen und Handeln beurteilten bzw. beurteilen (vgl. Nin 1981, 105 / Nowotny 1982, 17 / Trömel- Plötz =1983, 53, 75f).

Der Eindruck von Gleichheit hebt das Vertrauen in die eigene Stärke, zugleich erweist er sich als trügerisches Moment. Die Geborgenheit, die Frauen- Gruppen z.T. erhoffen lassen, verlockt, sich dort hineinfallen zu lassen, zur Übernahme und Identifikation mit (nur neuen) Gruppennormen, mit einer Rolle. Der Anspruch, Frauengruppen könnten das Vertrauen zur Welt wiederherstellen, das uns durch vergangene Erlebnisse geraubt wurde, überfordert die Gruppenleistung. Sie können dem Einsamkeits- Charakter mancher Handlungen, der empfundenen Vereinzelung entgegenwirken, Veränderungen bleiben jedoch Aufgabe des Subjekts, jeder einzelnen Frau (vgl. Nin 1981, 75).[12]

Beziehungen, auf die wir uns in Frauengruppen einlassen und die wir zu anderen - bedeutsamen - Menschen aufnehmen, können Erlebnisse bewußt machen, sie können uns dabei helfen, dem Ursprung unseres Mißtrauens, unserer Ängste näher zu kommen; sie können eine "Insel" schaffen, wo wir Vertrauen wieder lernen können, wo wir nicht aufgrund angepaßter Bestätigungsriten sicherer werden, sondern weil wir die Möglichkeit besitzen, uns anderen mitzuteilen, mit ihnen Lebensräume zu entdecken und zu verwirklichen, in denen wir Entfremdungen auf dem Weg, uns selbst ein Stück näher zu kommen, aufdecken können. Ich weiß, daß

dieses möglich ist, obwohl viele Erfahrungen dagegensprechen und Gruppen, Beziehungen oftmals steckenbleiben, in der Trägheit ihrer Ansprüche erstarren, enttäuschen, verletzen. Ich denke, daß vieles durch Ängste und Unsicherheit bedingt wird, die Scheu, sich zu öffnen, sich einzubringen, tatsächlich Neues auszuprobieren, sich auseinanderzusetzen. Hinzu kommt die fehlende Erfahrung, die wir mit Gruppen haben: mangelnde Einfühlsamkeit, Rücksichtnahme, die Herrschaft der Rationalität, die Dominanz organisatorischer Probleme, die Gefahr der alltäglichen Gewohnheiten und eine falsch verstandene Individualität, die in die Nähe von Egoismus, Vereinzelung und Vereinsamung rückt.

Die Frauenbewegung hat Freiräume geschaffen, um sich auszutauschen, um sich von patriarchalischen Verhaltensmustern, von männerorientierten Erwartungserfüllungen distanzieren zu können; gleichzeitig hat sie Frauen in die verständige Nähe zueinander gebracht. Aus der veränderten Perspektive war/ ist es möglich, Unterschiede und Gleiches zu entdecken, sich selbst und die Lebensumwelt unter anderen, eigenen (?) Bedeutungsprämissen wahrzunehmen, eigenständig und wenn nötig verändert zu bewerten.

*"In der ersten Phase heißt Erfahrung des Unterschiedes sicher Identitätsfindung durch radikale Trennung, durch das Ziehen eindeutiger Grenzlinien und damit das Gefühl großer Einigkeit und Gleichheit. Und wenn einen dann später die Luft im eigenen Feld zu ersticken scheint, erfährt man vielleicht, daß das Subjekt selber zu torkeln anfängt und selbst den Wunsch hat, in verschiedene Kleider zu schlüpfen." (Rabe, Röttgen *1981, 25)*

3.3.3.2. Heterogene Beziehungsstrukturen - die Einforderung eigener Vielfältigkeit

Der Zusammenschluß mit Gleichgesinnten komplementiert das "Allein-Sein". Gruppe und Bezugspersonen stehen in Wechselwirkung zum Individuum, da es um seine Eigenständigkeit weiß, um die eigene Kompetenz in Entscheidungsprozessen. Die Möglichkeit des kommunikativen Austausches schafft die Möglichkeit zur Entwicklung der Gruppe und zur Entfaltung des Subjekts. Das Stehenbleiben in einer neuen, Anpassung

fordernden Gruppe hieße, in eine weitere Sackgasse geraten zu sein. Die Erfahrung anderer Deutungsmuster und Lebensweisen bedarf einer kritischen Zurückführung auf das Individuum, also einer zeitweisen bzw. teilweisen Distanzierung auch von dieser Gruppe. Biographische Brüche aktivieren dann Veränderungspotential, andernfalls würde zur Aufrechterhaltung der Lebenskontinuität der Bruch verschleiert.

Biographische Brüche und mögliche Kreuzungen auf dem Lebensweg dürfen im Sinne von Anpassung an die Gesellschaft bzw. an einzelne Gruppen nicht wahrgenommen werden. Die Überbrückung widersprüchlicher gesellschaftlicher Ansprüche durch das Individuum erweckt den Anschein von Lebenskontinuität. Um Anpassung und einen gleichförmigen Lebensrhythmus bemüht, wird es einer lebendigen Erlebnisvielfalt beraubt (vgl. auch Krenn o.J., 51f). Die Eindimensionalität unserer Fähigkeiten, Lebenswege und Beziehungen rauben uns die Lebendigkeit. Die Zuschreibung von Bedeutungen steht jedoch nicht - im Gegensatz zur internalisierten Erfahrung - im Widerspruch zu unterschiedlichen, aber ähnlich intensiven Erlebnissen. Das individuelle Bewertungssystem verkraftet es durchaus, mehrere Rollen als gleichwertig zu erachten und anscheinend widersprüchliche Beziehungen zu leben, denn es bedarf oft weniger eines geordneten Bewertungssystems, als der Fähigkeit, Erlebnisse zu uns in Beziehung zu setzen und sie uns reflexiv anzueignen. Verarbeitete Widersprüche erweisen sich in unserer Erfahrung als Komplementierung unserer Bedürfnisstruktur, unserer vielfältigen Begabungen.

"Ich brauchte selber lange, um zu begreifen, daß ich mir nicht dauernd Gedanken darüber machen sollte, in Konfliktsituationen zu geraten, indem ich immer alles in Gegensatz brachte: entweder schreibe ich Tagebücher oder Romane, entweder bin ich Ehefrau oder eine prominente Persönlichkeit, entweder dies oder das. Jetzt weiß ich, daß ich sehr wohl alles machen kann. Ich akzeptiere alles, und sobald die Konflikte aufhören, findet man erstaunlicherweise die Energie, alle die Dinge zu tun, von denen man geglaubt hatte, man müsse zwischen ihnen wählen und sie eliminieren." (Nin 1981, 108)

Die Festlegung in einem hierarchischen Ordnungssystem führt genau in die Überdimensionierung bestimmter Lebensbereiche, bestimmter Beziehungen. Sie läßt uns in dem Glauben an die "Einmaligkeit" von Liebesbeziehungen - mit deren Ausschließlichkeits-Charakter - erstarren.

Das bedeutet nicht, daß alle Beziehungen zu anderen Menschen, zur Welt

gleich intensiv erlebt werden müssen, sondern daß wir das intensive Erleben von vornherein oft ausschließen, die Bedeutung von Erlebnissen schon vor dem tatsächlichen Erleben festlegen.[18] Der Ausschluß anderer Erlebnisse erleichtert uns den Verbleib in unserem erstarrten Bewertungssystem. Eine Vielzahl von Beziehungen meint die öffnung nach außen und nach innen - als die Einforderung eigener Vielfältigkeit.

Inwieweit sind Veränderungen von äußeren Lebensbedingungen Ausdruck des Selbst, meiner Veränderung, meines augenblicklichen "Lebensgefühls"? Inwieweit vermitteln sie vielleicht nur die Illusion von Veränderung, während ich stattdessen nach dem Vertrauten suche und nicht fähig bin, mich dem Neuen zu öffnen? Andererseits können Veränderungen äußerer Bedingungen auch aus Veränderungen in mir resultieren, können letztere verstärken und unterstützen. Die Suche nach einem veränderten Lebenskontext zeichnet sich durch Krisenhaftigkeit aus, sie weist Zeiten des "Allein- Seins" und möglicherweise der Einsamkeit auf. Die Versuchung, sich wieder auf das Alte, auf vertraute Gewohnheiten und Strukturen zurückzuziehen, bekannte Sicherheit wiederherzustellen, ist dann oft stark und übermächtig.

Da wir uns in "Zeiten des Umbruchs" besonders bewußt wahrnehmen, Kritikfähigkeit und Reflexionsvermögen aktivieren, erleben wir uns "wachsend". Wir neigen dazu, selbstbetriebene Veränderungen zu bewerten, sie auf der individuellen Bewertungsskala höher anzusiedeln, als die bisherige Lebenssituation und als unser bisheriges Verhalten. "Selbstverwirklichung" ist von daher zu einem erstrebenswerten Ziel avanciert.

Unser Sprachgebrauch, z.B. auch, indem wir von "Reifung" sprechen, verrät die dahinter steckenden Annahmen, daß wir uns in einem Entwicklungsprozeß befinden, der ein höheres Ziel anstrebt. Unsere Denkweise bleibt dabei der Wachstumsorientierung verhaftet: wir sind bestrebt, "besser", "reifer", "weiser", "vollständiger" zu werden. "Selbstverwirklichung" kann aber auch als Wirklichkeits- und Selbstbezogenheit entschlüsselt werden. Im kommunikativen Austausch mit unserer Umwelt, der gesellschaftlichen Wirklichkeit - bzw. des von uns gelebten Ausschnittes - nähern wir uns unserem Selbst an, indem wir uns in dieser Welt einrichten, Einfluß ausüben, offen für sie sind und ihre Anregungen aufnehmen. Auch dann befinden wir uns in einem mehr oder minder fortlaufenden Veränderungsprozeß. Wir jagen jedoch nicht Idealen, futuristischen Entwürfen hinterher, sondern bleiben der Gegenwart verbunden. Selbstverwirklichung meint dann, das momentane

Lebensgefühl aufzugreifen und im Augenblick der Lebenssituation zu verwirklichen. Hierbei geht es sowohl um die Übereinstimmung zwischen der Lebenswirklichkeit und dem Individuum, also um einen Anpassungsprozeß, als auch um einen permanenten Veränderungsprozeß, der aus der Dynamik derartiger Beziehungen resultiert. Die intensive und bewußte Auseinandersetzung mit der Umwelt eröffnet erst deren vielfältige Möglichkeiten und Erscheinungsformen.

Maslow erwähnt sowohl die begrenzte Möglichkeit, sich in einer einzigen Therapiegruppe selbst zu verwirklichen - was aufgrund des Gesagten auch einleuchtet: denn es geht weder um die Konstruktion einer Ausnahmesituation noch um ein "heiliges" Ziel -, als auch die Irrelevanz von Dichotomien für seine "selbstverwirklichten" Versuchspersonen (vgl. dens. 1981, 294, 300f, 211f). Anpassung, als eine wechselseitige Entwicklung begriffen, hebt ihren Widerspruch zur Veränderung auf.

Es bedarf vielleicht eines zweiten Bewußtwerdungsprozesses, in dem wir uns von unserem dichotomen Denken befreien, wo Anpassung und Veränderung zu irrealen Kategorien werden, wo auch Autonomie in ihrer Relativität bewußt wird. Inwieweit ist Autonomie *von etwas* für uns nur dann relevant, wenn wir auch wissen, *wofür* wir sie wollen?

Mindestens ein Beispiel findet sich in dieser Arbeit selbst. Wenn Frauen sich aus der Abhängigkeit der Familie herausbewegen wollen, müssen sie mit wenigen Ausnahmen unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen - zwecks ökonomischer Unabhängigkeit - die Abhängigkeit in Lohnarbeitsverhältnissen in Kauf nehmen; trotzdem scheint diese für einige Frauen erstrebenswert, während für andere die Aufteilung in Familie und Beruf eine lebenspraktische Möglichkeit bietet. Inwieweit betrifft Autonomie letztendlich nur die Möglichkeit, die Adäquanz von Lebensbedingungen und Selbstausdruck (Selbstverwirklichung) anzustreben?

Ähnlich argumentiert A. Heller in bezug auf Mutterschaft. *"Alle haben das Recht, ihr Leben so zu führen, wie sie es für sich am besten halten. ... Ich halte sie (die Mutterschaft / H.B.) für eine Möglichkeit, Freude zu empfinden. ... Offensichtlich ... ist es dafür erforderlich, daß die Gesellschaft der Frau garantiert, daß es ihre Entscheidung ist." (dies. 1981c, 206f)*

Wenn wir uns eigenständig für eine Möglichkeit, die wir leben wollen und können, für eine soziale Gruppe entscheiden, so ist das schließlich auch immer mit Anpassungsleistungen verbunden. Vielleicht schlägt sich

Autonomie nur im Bewußtsein über unsere Anpassungsakte nieder. Vielleicht meint Autonomie nichts weiter als eine lebens- und selbstadäquate Anpassung an die gesellschaftliche Wirklichkeit, so wie wir sie ausschnittweise erleben, wie wir an ihr partizipieren, Einfluß nehmen und in dem Maße, wie wir in ihr wählen und verändern können.

3.4. Die individuelle Bedeutsamkeit von selbstgestalteten Beziehungen

Die Fähigkeit, allein zu sein, allein die Dinge ihres (seines) Lebens regeln zu können, ist ein Bestandteil der Selbständigkeit. Das schließt Beziehungen zu anderen mit ein, die Inanspruchnahme ihrer Hilfe, ihre lebenspraktische und emotionale Zuwendung. Die Bemerkung von C. Rogers, wir hätten das Alleinsein zum Fetisch erhoben, der Hilfe verweigert und uns auf wenige Beziehungen beschränkt, auch weil alle Bedürfnisse konsumativ abgedeckt werden können (vgl. dens. 1981, 101), trifft, denke ich, nur zu, weil das Phänomen des Alleinseins geleugnet und Gefühle von Unbehagen und Einsamkeit nivelliert werden sollen. Dieser Zustand (des Mißtrauens) wird nicht durch das Eingeständnis von Alleinsein bekämpft, sondern zum individuellen Bedürfnis erklärt: eine solche Konstruktion muß nach außen durch Abkapselung demonstriert werden. Wer emotional "allein sein" kann, freut sich, wenn er Gleichgesinnte findet. Die Erfahrung lehrt mich, daß sich dann auch Beziehungen ergeben, - oft nur wenige intensive oder situativ intensive. Dies hängt mit der Bereitschaft, sich zu öffnen und Antwort zu erhalten ebenso zusammen wie mit der Fähigkeit, eigene Bedürfnisse und Interessen - ohne eine übermäßige, heuchlerische, aus Verlustängsten resultierende Anpassung - zu formulieren. Das Bewußtsein, daß mann/ frau an Entwicklungs- und Entscheidungsprozessen beteiligt ist, schützt vor dem Empfinden der Selbst- vergessenheit. Die Manipulationen fremdbestimmter Zwänge hingegen vermitteln den Eindruck des vereinsamten Alleinseins.
Das Wissen darüber, daß ich es auch allein (oder anders) schaffe, ich fähig bin, andere Lösungen für meine Probleme zu finden (wenn auch u.U. unangenehmere), daß ich mein Leben, wenn nötig, auch verändern kann, macht mich unabhängiger. Erst dadurch kann ich die Bedeutungen von Beziehungen für mich abschätzen, mich ohne die Angst vor selbst-

zerstörender Vereinnahmung auf sie einlassen.

"Einige haben Angst, daß wir unsere Weiblichkeit und unsere Männer verlieren, wenn wir gleichberechtigt sind. Da Weiblichkeit heißt, eine Frau zu sein und sich dabei wohl zu fühlen, kann man sich als Frau nur besser fühlen, je besser man sich als Mensch fühlt. Und mir scheint, desto besser ist man auch dazu fähig, einen Mann zu lieben." (Friedan 1982a, 73)

Veränderung bedeutet nicht nur gesellschaftliche Veränderung. B. Friedan betont fast zu stark die gesellschaftlich- strukturellen Veränderungen und erweckt manchmal den Anschein, als ob Frauen sich dann von selbst "besser" fühlten, freier, authentischer leben könnten. Veränderung meint darüber hinaus auch Selbstveränderung, das ständige Bemühen, internalisierte Erwartungen zu entdecken und sie als (mögliches) Fehlverhalten in bezug auf das Selbst abzulegen.

"Sich selbst finden" oder wie immer Entwicklungsprozesse benannt werden, sind auf die reflektierte Selbstwahrnehmung angewiesen, hierzu bedarf es "kritischer" Beziehungen, in denen Auseinandersetzungen über sich und über den Anderen möglich sind. Beziehungsarbeit setzt die kontinuierliche kritische Reflexion voraus, sie erfordert größte aufmerksame Anstrengungen. Gewohnheit tritt dann ein, wenn die Fragen an mich und an den/ die andere(n) aufhören. Die Umkehrung von Unterordnung scheint in zu hohen Forderungen, Ansprüchen an den/ die andere(n) zu liegen - und auch damit einherzugehen.

Wir haben es kaum gelernt, in Beziehungen zu leben. Was wir kennengelernt haben, sind die traditionellen Beziehungen unserer Eltern, die konventionellen Beziehungen unserer Umgebung, die - Enklaven bildend - zudem wenig Einblicke gestatten. Was bleibt, sind die eigenen Beziehungen und Beziehungserfahrungen. Nach einer Reihe von Enttäuschungen, wenn sie nicht den Hoffnungen der traditionellen Beziehungsform "Ehe" nachhängen - mahnen sie vermutlich eher zur Vorsicht vor "festen" Bindungen.

In dem Roman "Das blutende Herz" von M. French (1983) wird ein derartiger Wirkungszusammenhang beschrieben. Die weibliche Hauptfigur Dolores wird oft auf ihre vergangenen Erfahrungen mit anderen Männern zurückgeworfen. Bevor Victor in ihr Leben tritt, hat sie jahrelang in der "freiwilligen Abstinenz" der Liebes- Beziehungslosigkeit gelebt. Vorgewarnt und dem Mechanismus von erlerntem Verhalten - Handlungen auch gleichzeitig an ihren Konsequenzen zu orientieren - folgend, wird die Annäherung in Beziehungen, die Beziehungsarbeit zum permanenten

analytischen Bewußtmachungsprozeß: emotional wahrgenomme Bedürfnisse werden nicht nur ins Bewußtsein transferiert und erlebnishaft reflektiert, sondern sie werden rationalisiert, umgesetzt in Handlungskonstruktionen, weniger in die Intensität des Erlebens.
Wir unterliegen unseren eigenen festgefahrenen Bewertungen und Handlungsanweisungen ebenso wie übernommenen Normen, die sich in sozialen Gruppen, denen wir nahestehen - auch gerade weil wir Veränderungen in unseren Lebenszusammenhängen anstrebten - herausgebildet haben. Manchmal überlassen wir unsere Aufgaben im Prozeß der Veränderung diesen "Bewegungen", wir belassen ihn bei der Internalisierung neuer Gruppennormen.
"Wir sind doch schon alle pflaumenweich in der Birne, man traut sich ja schon lange nicht mehr, in aller gebotenen Höflichkeit und direktester Zurückhaltung anzufragen, ob gnä' Frau eventuell Lust verspüren, an Nacht und Bett zu partizipieren. Wer sowas so direkt tut, ist im günstigsten Fall ein ganz übler Hacker, das wissen wir doch; damit lebt doch heute jeder einigermaßen fortschrittliche Mann, und ich will auch gar nicht unbedingt abstreiten, daß das wirklich ein Fortschritt ist. Aber die Spontanität ist dadurch kaputt gegangen. Die Umwege sind noch länger geworden, und gewisse neue Spielregeln sind strikt einzuhalten. An dem Punkt ist die Szene prüde. Ach, was heißt prüde - puritanisch ist sie. Da müssen erst Bedürfnisse kunstvoll artikuliert werden, da müssen Ansprüche angemeldet, Ängste und Schwierigkeiten eingebracht und ein grundsätzliches Interesse formuliert werden. Erst nach diesem Ritual - das zugegebenermaßen gelegentlich etwas flotter abgehandelt wird - kommt man/ frau in die Nähe von Eingemachtem: Kann ich dich überhaupt riechen? Gehst du mir auch nicht auf die Nerven? Hast du Eigenschaften, die mich verjagen? Brauche ich, wenn ich mit dir im Bett liege, keine pornografischen Wahnvorstellungen? Hast du nichts, aber auch gar nichts, wovor ich mich ekle?" (Piewitz 1984, 104f)
Der "Märchenprinz" Arne beschreibt in seiner Antwort auf Svende Merian (1984) ein Ritual, was Bedürfnisse ebenso ignoriert wie althergebrachte Verhaltensanordnungen. die Themen und der Kommunikationsablauf sind vorstrukturiert und unterliegen festgelegten Rationalisierungsmustern. Ganz auf die Mitteilung von Bedürfnissen kann in Beziehungen, die gegenseitiges Verständnis anstreben, allerdings nicht verzichtet werden, Schwierigkeiten liegen eher darin, Bedürfnisse exakt wahrzunehmen, sie zu verbalisieren und die Bedürfnisse des/ der anderen zu akzeptieren, was jedoch nicht unabdingbar auch deren Befriedigung

meint. Das Nicht- Eingestehen des eigenen Bedürfnisses führt ins normative Verhalten, das Beziehungen und Sexualkontakte regelt. In ihm werden Handlungsketten nur krisenhaft - wenn überhaupt - durchbrochen.
Das Leben in Beziehungen kann kaum in sozialisierenden Vermittlungsprozessen gelernt werden, es sei denn, wir greifen auf vorgegebene Formen und Beziehungsstrukturen zurück. Wir können allerdings Anstöße und Anregungen erhalten. Jeder Beziehung haftet etwas Einmaliges an, dessen sie beraubt wird, wenn sie sich in zu engen (strukturierten) Bahnen bewegt, diese Einmaligkeit gilt es zu erkennen und als Basis für die Beziehung zu nutzen. Nicht Beziehungen als solche sind jedoch einmalig, sondern ihre "Einmaligkeit" resultiert aus dem, was uns in ihnen passiert, wie wir sie leben, welche Bedürfnisse wir in ihnen leben, welche durch sie gefördert und befriedigt werden.
In der Negation ehelicher, tradierter Beziehungen wird Beziehungsarbeit heute verschiedentlich als Spielfeld destruktiver Kritik mißverstanden. Durch gesellschaftliche Repressionen und psychologisierte Sozialisationserfahrungen begreifen wir uns u.U. als defizitäre Wesen und verlagern destruktive Tendenzen in unsere Beziehungen. Durch (nörgelnde) Kritik und - subkulturelle - Verbote zur gesellschaftlichen Anpassung, unterliegen wir dem Trugschluß, es sei die Kritikfähigkeit, die wir lernen müßten, die kämpferisch- destruktive Selbstbehauptung gegenüber dem anderen. Das institutionalisierte Machtspiel der Ehe findet so allenfalls - in der Umkehrung - seine Fortsetzung. Uns fehlen Anerkennung und Lob, verlernt haben wir, beides zu geben und zu entziffern.
Das Außergewöhnliche und uns Faszinierende des anderen hat unser Interesse für ihn geweckt, hat uns veranlaßt, diese Beziehung zu leben. Und dann bleiben wir auf halber Strecke stehen: Wir bemühen uns nicht darum, das Außergewöhnliche zu entdecken, ein gemeinsames Streben zu entwickeln, sondern wir kehren um und suchen nach dem Verbesserungswürdigen.
"Gute menschliche Beziehungen erhalten sich nur dadurch, daß wir das Positive in ihnen vermehren: die Anerkennung, die Freundlichkeit, die Aussage der Sympathie, die praktische Toleranz. Wir geben uns damit, was uns nottut: Mut und Zuversicht, um das Leben besser zu meistern. Die Achtung vor dem Anderssein des Anderen und die Akzeptierung wird gegenseitig und wechselseitig - auch dann, wenn wir manchmal von Zorn erfüllt sind und explodieren." (Krenn/ Pfaff 1984c, 49)
Gemeint ist nicht die Anpassung, die Selbstaufgabe, um dem anderen zu

gefallen, damit er in der Macht über uns wachsen kann, sondern die gegenseitige Förderung dessen, was wir in der gemeinsamen Beziehung entwickeln können.

Aus dem bisher Formulierten wird auch einsichtig, daß keine Beziehung existiert, die einzig und allein für unsere Entwicklung dienlich sein könnte und ist. Selbst die beste, die intensivste Liebesbeziehung erreicht in dieser Selbstbeschränkung ihre Grenze - und damit den Punkt unserer nicht eingestandenen Unzufriedenheit, den der Erstarrung. Dadurch werden Beziehungen gefährdet, nicht durch die Existenz anderer Beziehungen.[14] Die Verlorenheit in einer einzigen Beziehung hindert uns daran, unseren eigenen Bedürfnissen und Interessen nachzuspüren, die der/ des anderen zu akzeptieren.

Die Reaktion von A. de Musset in seiner Liebesbeziehung zu George Sand ist in ihren Symptomen hochaktuell. Frauen haben bisher selten gefordert, ihre Interessen eigenständig zu leben, und wenn sie jetzt interessen- und bedürfnisorientierter leben wollen, werden die Positionen ihrer (Ehe-)männer häufig tangiert, fühlen sich die Männer bedroht und gefährdet. (Auch) Männer widersetzen sich den Veränderungen in Beziehungen, weil sie ihr Verständnis von Beziehungen infrage gestellt sehen.

"Die Auseinandersetzungen begannen bereits unterwegs, als George Sand darauf bestand, ihren Arbeitsrhythmus - sie schrieb täglich acht Stunden - beizubehalten. Und sie setzten sich fort in Venedig. Musset beklagte sich über ihre Kälte, tröstete sich mit Freudenmädchen und Alkohol und wurde schließlich schwer krank." (Wiggershaus 1978, 241)

Die Erwartungen an Beziehungen, ihre - vermeintliche - Bedeutung werden oft erst dann bewußt, wenn Krisen auftreten, d.h. wenn der/ die Partner(in) eigene Interessen und Bedürfnisse außerhalb dieser Beziehung wahrnimmt, den Rahmen des Erwarteten sprengt. Für Männer, denen durch die Einschätzung männlicher Berufstätigkeit der zeitweise Austritt aus der Beziehung eher erlaubt bzw. von denen dies auch eingefordert wird, wird die Eigenständigkeit "ihrer" Frauen häufig zum Problem. Beziehungen werden für sie dann bewußt relevant, wenn die Frau ihnen Aufmerksamkeit entzieht; während Frauen mit weniger männlicher Aufmerksamkeit und deren Durchsetzung eigener Interessen eher rechnen müssen.

Frauen messen Beziehungen eine andere Bedeutung bei als Männer. Im gesellschaftlichen Urteil scheinen sie sogar abhängiger von Beziehungen, was nicht nur durch die angebliche und real wirkende

ökonomische Abhängigkeit unterstrichen wird, sondern auch durch die geschlechtsspezifische Rollenaufteilung, die Männer in Sachzwänge involviert und Frauen in Beziehungen zu ihren Männern und Kindern verstrickt. Damit ist ein Ordnungsschema für Beziehungen vorgegeben; Frauen stehen im Zentrum eines Bezugssystems, das jedoch so eng gefasst ist, daß es für andere, eigenständige Beziehungen kaum Chancen läßt. Sie stehen in Relation zur Primärbeziehung - also zum Partner, Ehemann, erweitert durch die Kinder. Sie erhalten keine Unterstützung etwa durch "objektivierte" Notwendigkeiten wie Interessensverflechtung und Arbeitszusammenhänge. Letzteres erhält für Männer oftmals den Schein von Integration in ein außerfamiliäres Bezugssystem aufrecht.

Für Frauen weisen die öffnung der Familie, die Möglichkeiten weiblicher Bildung und Berufsausbildung andere Perspektiven auf. Allerdings wird im täglichen Leben allzu oft die Anpassung an die berufliche Männerwelt gefordert. Auch außerhalb familialer Beziehungen schlagen männliche Vorstellungen über das Wesen der Frau voll zu. Diese vermehrte Anpassungsleistung kann Emanzipation nicht meinen, sie führt tatsächlich wieder zurück auf den "einfacheren" Weg, zurück in die Familie. Dort, so wird suggeriert, sind die Aufgaben noch einigermaßen leicht zu bewältigen, eindeutig und offensichtlich verteilt.

Diese Vorstellung beruht auf den übriggebliebenen Versprechungen der "traditions- orientierten" Gesellschaft. Dort gibt es kaum Chancen, den Kreislauf der festgelegten Beziehungen zu durchbrechen. Die Gesellschaft des "außen- geleiteten" Menschen zeichnet sich gerade durch eine Vielzahl von Gruppen und Beziehungen aus. In einer Gesellschaft, die zwar immer noch an herkömmlichen Moralvorstellungen zehrt, aber die dennoch die unterschiedlichsten Beziehungsformen durchspielt, fiktiv und real erprobt - einer Gesellschaft, der ihre Anonymität sogar vorgeworfen wird -, ist wesentlich mehr Freiraum gegeben, Beziehungen zu leben, bestimmte Menschen in die eigene Lebenswelt einzubeziehen, andere auszuschließen.

Unsere Gesellschaft ist keineswegs so beziehungslos, wie über sie geurteilt wird, sondern ihre spezifische Art von Beziehungslosigkeit eröffnet die Möglichkeiten, Beziehungen selber zu konstituieren. Dies ermöglicht nicht nur der Nährboden von Anonymität und veränderter Abhängigkeit - nämlich der von der Erwerbsarbeit bei gleichzeitig angestiegener materieller Unabhängigkeit von der Familie -, sondern auch die Vielfalt von Gruppen und Subkulturen. Im Gegensatz zur tradierten schafft die gegenwärtige Gesellschaft Voraussetzungen für

differenzierte, selbstgesuchte und selbstgestaltete Beziehungen.
Die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, stehen im Gegensatz zu den Normen, die wir vermittelt bekommen, zu den Strukturen, die immer noch wirksam sind. "Normal" sind Heirat und Kinderzeugung, obwohl die Anreize der Versorgungsgemeinschaft heute weniger Bedeutung besitzen (vgl. Tweedie 1982, 219).
Selbst wenn wir uns auf andere Beziehungen einlassen, so steht doch unsere "Liebes"beziehung immer im Zentrum unseres Daseins, sie ist unantastbar, braucht nicht mehr hinterfragt zu werden, muß nicht tagtäglich neu erkämpft werden, sie ist als Sicherheitsfaktor erstarrt. Eheliche Monogamie verläßt die Ebene sexueller Treue, sie meint die Verschmelzung mit dem anderen in mir selbst. In der monogamen Ehe/ Liebesbeziehung werden andere Beziehungen entweder ausgeschlossen oder sie werden als eine Beziehung beider Ehepartner vereinnahmt. Denkbar und durchaus lebbar sind andere Beziehungen.
"'... Da ist es eben wichtig, daß man einzelne gute Freunde hat, jeder für sich, mit denen man über das reden kann, was den einen beschäftigt, aber nicht den anderen.'
'Warum soll jeder seine eigenen Freunde haben, warum keine gemeinsamen?'
'Eben aus diesem Grund. Aber das eine schließt das andere ja nicht aus, oder? Man kann ja ruhig ein paar gemeinsame Freunde haben, aber man ist doch verschieden und soll nicht damit anfangen, sich dem anderen anzupassen; damit tut man gewöhnlich einem von beiden Gewalt an, meist dem Schwächeren. Auch wenn man nicht immer weiß, wer der Stärkere und wer der Schwächere in einer Beziehung ist. Denn manchmal machen Außenstehende sich ein Bild, das der Wirklichkeit genau entgegengesetzt ist. Aber verstehst du, in der Beziehung, für die ich mich einsetze, gibt es keinen starken und schwachen Teil, beide sind gleich stark, haben auch beide das Recht, schwach zu sein oder sich in gewissen Situationen schwach zu fühlen. Und die Hilfe des anderen zu brauchen. Aber entscheidend ist, daß man auch sein eigenes Leben lebt.'" *(Moellehave 1984, 208)*
In dem Roman "Lene" beschreibt H. Moellehave eine sogenannte "offene Ehe". Sie konstatiert, daß solch eine Beziehung kaum übertragbar ist, da sie individuelle Grundverständnisse, beziehungsimmanente Mitteilungs- und Verständigungsmöglichkeiten voraussetzt. Nicht nur das öffnen nach außen ermöglicht andere intensive Beziehungen, sondern vor allem auch die öffnung innerhalb der Beziehung. Das gilt, denke ich,

auch für andere intensive Beziehungen, deren Bedeutung wir für uns erfahren wollen.

Beziehung meint i.d.S. immer Nähe und Distanz, immer die Wachsamkeit für das, was in diesen Beziehungen tatsächlich passiert. Das läßt sich meist weder an der Kontakthäufigkeit, an der zeitlichen Intensität, noch an den Themen ablesen. Vielleicht sind wir in unseren Beziehungen wirklich überwiegend "nur" auf unser Gefühl angewiesen, auf das Erspüren von Nähe und Distanz. Hier wird das relevant, was ich im Zusammenhang mit einer "selbst- eigenen" Sexualität betont habe, daß unsere sexuellen Empfindungen ein prägnanter Ausdruck unserer Gefühle sein könnten bzw. sind. Wenn wir uns die Freiheit erkämpfen, körperliche Regungen zuzulassen und nur so weit auszuleben, wie sie unseren Bedürfnissen entsprechen, signalisieren sie sicherlich unsere momentanen Stimmungen und unsere konstanten gefühlsorientierten Bedeutungszuschreibungen. Die Erfahrung des/ der anderen wird zur Erfahrung mit dem/ der anderen. Das setzt voraus, daß wir verinnerlichte sexuelle Normen in ihren Verselbständigungstendenzen überwinden.

"Wut, Lust, Hoffnung, Liebe schaffen neue Bedeutungen für mein Leben. Das ergibt sich immer nur in der Praxis, im Handeln selbst entdecken wir erst unsere Gefühle. Im Tun müssen wir das Erlebnis des Tuns, des Denkens und der Bedürfnisse entdecken.

Moral kann aus Gefühlen entstehen, wehe, wenn Gefühle nur aus Moral kommen.

Jede Konfrontation geschieht über Gefühle. Bewußte Konfrontationen sind Stellungnahmen im Bewußtsein der Reflexionen. Spannungen und Konflikte werden durch konfrontative Haltung bewältigt. (Inhalte des Bewußtseins beziehe ich auf mich - in meinen Gefühlen - und ich nehme Stellung zu den Inhalten)." (Pfaff 1984, 68)

Jede Beziehung ist anders - deshalb erscheint uns auch jede neue Liebe anders, neu, einzigartig - (vgl. auch Tweedie 1982, 21), deswegen ist auch jede Vermittlung von Gefühlen anders, die Beziehung wird anders gelebt und ausgelebt - auch dann, wenn uns die Sprache nur ein Wort dazu zur Verfügung stellt; die Beschreibung der Erfahrung läßt uns stutzen, rekapitulieren, ebenso wie uns der Alltag, die Routine vergessend machen.

Alltag und Routine sind vermutlich die ärgsten Feinde von Beziehungen, gerade von Liebesbeziehungen. Beziehungen erfordern den permanenten Austausch, Mitteilung und Kommunikation. Reflexion findet bei mir und

innerhalb der Beziehung statt, der/ die andere ist nur dann schonungsbedürftig, wenn ich nichts mehr vermitteln kann. Wir lernen etwas anderes: ein introvertiertes Mit- sich- ins- Reine- Kommen; das kann aber nur solange funktionieren, wie ich dem anderen das "Reine" vorgaukeln kann. Die ständige Angst, den anderen zu verlieren, hindert uns daran, uns dem anderen zuzumuten. Spätestens dann brechen wir sein Vertrauen, das wir für eine Liebesbeziehung ständig antizipieren. Könnten wir ehrlich sein, hätten wir diese Offenheit gelernt, könnten wir uns vermitteln, welche Gefühle wir füreinander und für andere haben, welche Bedeutung sie besitzen.

Andere Beziehungen werden schließlich nicht nur durch eine Liebesbeziehung relativiert, sondern geben auch ihr den adäquaten Stellenwert; leichtfertig aufgegeben bzw. zurückgestellt, fehlt das Maß, mit dem wir ihre Bedeutung abschätzen können, fehlen die Freunde(innen), mit denen wir Probleme "so ganz anders angehen können". Wer fragt nach, macht bewußt, zeigt uns unsere Veränderungen auf, wenn wir blind geworden sind, leise Hinweise nicht mehr wahrnehmen wollen, nicht mehr offen sind, auch andere anzuhören, in all ihren Gefühlen, ihrer Zuneigung, "Wärme", in der "Welt", die früher auch unsere war, von der wir kaum wissen, daß sie nicht mehr unsere ist, weil wir ihr ein neues "Kleid" gegeben haben? Wir vernachlässigen die anderen Beziehungen, geben sie auf - für die eine. Den einen haben wir kennengelernt, als wir in einer anderen, unseren Welt lebten, schon allein deshalb, werden wir anders, vermißt er unsere "Eigenständigkeit", wir unsere Dynamik und Selbständigkeit.

Das geschieht mit ihm u.U. in gleicher Weise - welches Bild der gegenseitigen Langeweile und Trostlosigkeit. Das muß nicht unbedingt so sein. Heute kommt noch etwas hinzu: wir konzentrieren uns auf Interessengleichheit, aber wir können nicht akzeptieren, daß wir andere Interessen verdrängen sollen, dazu haben wir viel zuviele davon kennengelernt. Beziehungen inklusive Selbst- aufgabe haben wir nicht mehr bzw. weniger perfekt gelernt - zum Glück. Gelernt haben wir aber auch nicht, Beziehungen einzugehen, sie zu leben, sie zu entwickeln. Das veränderte Ich presst sich immer noch in unveränderte Formen.

4.Schlußbemerkung: Die Überwindung institutionalisierter Rollen durch Konstruktion einer weiblichen Lebenswelt

4.1. Zur Zerstörung determinierender Erlebnismuster im weiblichen Selbst

Als Frau hatte ich - neben der wissenschaftlichen Fragestellung - auch ein persönliches Anliegen an dieser Arbeit. Ich wollte mehr über unsere Lebenswelt wissen, über die Möglichkeiten, die diese Gesellschaft uns Frauen bietet. Dahinter verbergen sich zwei Fragen: Wie kann ich in dieser Gesellschaft leben und inwieweit sind gesellschaftliche und individuelle Veränderungen möglich und notwendig? Soziale Anpassung impliziert die Wirksamkeit von vorgegebenen Handlungsmustern und Verhaltenserwartungen. Gesellschaftliche Integration, die Anbindung an soziale Gruppen und Institutionen garantiert die Bereitstellung von Orientierungen und Orientierungshilfen. Da wir in eine schon "konstruierte Lebenswelt" hineinwachsen, sind wir nicht gezwungen, uns derartiger Prozesse bewußt zu werden. Das mangelnde Bewußtsein über Anpassungsleistungen und Orientierungsangebote verführt zur resignativen Annahme von Fremdbestimmung bzw. zur "Illusion von Selbstbestimmung", wenn wir - unreflektiert - internalisierten Verhaltensmustern folgen.

"Der Mensch wird frei geboren, doch das erste, was er lernt, ist, das zu tun, was ihm gesagt wird, und sein ganzes weiteres Leben lang tut er nichts anderes. So wird er zuerst einmal der Sklave seiner Eltern. Er befolgt ihre Anweisungen und behält sich nur in seltenen Fällen das Recht vor, seinen eigenen Weg zu gehen, was ihm eine tröstliche Illusion von Autonomie verschafft." (Berne ®1981, 143)

Das Streben nach Autonomie meint etwas anderes: das reflektierte Suchen und die "Erprobung" von Handlungsweisen, Lebensformen usw. im Rahmen gesellschaftlicher Wirklichkeit. Neben den internalisierten Orientierungsmustern lassen sich andere Möglichkeiten der individuellen "Verwirklichung" im selbst- gestalteten Lebenszusammenhang finden. Das setzt beim Einzelnen voraus, für anderes, Neues, offen zu sein und es zu suchen. Bei der vorliegenden Arbeit habe ich außer wissenschaftlichen Analysen auch Texte aus der Frauenbewegung und Romane herangezogen. Die Vielfältigkeit in diesen Darstellungen

verweist auf Durchbrechungen institutionalisierter und internalisierter Regelmechanismen. Die Unterschiedlichkeit der Ansätze kommt dem individuellen Streben entgegen, Zugänge und Anstöße zu entdecken; die Häufigkeit ähnlicher Probleme macht auf die gesellschaftliche Dimension bestehender sozialer Ungleichheit und Benachteiligung aufmerksam.

Die Betrachtung der weiblichen Lebenswelt kann nicht losgelöst von tradierten Entwicklungen und etablierten Geschlechterbeziehungen stattfinden. In der Ehe, mit der ihr immanenten Erweiterung zur Familie, wird die Beziehung zwischen Mann und Frau institutionalisiert. Die eheliche/ familiale Beziehung spielt eine zentrale Rolle im menschlichen Lebenszusammenhang - wenigstens in unserer Gesellschaftsordnung. In die Familie hineingeboren, in ihr aufgewachsen, wird sie als normativ erstrebenswert vermittelt, und durchzieht sowohl als Ideal als auch als erfahrene Wirklichkeit das Leben der meisten Menschen. Aufgrund des tradierten Geschlechtsrollenstereotyps und der familialen Weiblichkeitsrollen erhält sie für Frauen eine besondere Dimension: für jede *einzelne* zumindest in der Auseinandersetzung mit familialen Rollenerwartungen bzw. der Übernahme dieser Rollen (als Ehefrau, Hausfrau und Mutter) und *gesellschaftlich* in manifestierter geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, die - obwohl vielfach kritisiert - weiterhin wirksam ist.

Die Ausgliederung von Produktionsarbeit aus dem familiären Gefüge veränderte die Zugriffsweisen patriarchalischer Herrschaftsansprüche. Der - auch für Frauen - potentiellen ökonomischen Unabhängigkeit von der Familie mußte entgegengewirkt werden, um die Institution Familie vor ihrem Zerfall zu bewahren. "Liebe" wird zur Basis emotionaler Abhängigkeit in der Familie. Verehelichte Liebesbeziehungen werden durch staatliche Förderungen und Interventionen gestärkt: durch steuerpolitische Maßnahmen, durch das Familienrecht und nicht zuletzt durch ideologische "Ermunterungen". Die traditionell- legitimierte Machtbeziehung veränderte sich so zum *gegenseitigen* Abhängigkeitsverhältnis, in dem die materielle Abhängigkeit der Ehefrau durch emotionale Abhängigkeiten - in denen letztlich auch Männer verstrickt sind - verschleiert wird, obwohl das materielle Hierarchiegefälle innerhalb der Ehe bestehen bleibt, weil Ehefrauen oftmals entweder gar nicht erwerbstätig sind oder weniger verdienen als ihre Ehemänner. In derart institutionalisierten Beziehungen wird "Liebe" schließlich als positiv bewertetes Synonym für "Macht" bzw. Abhängigkeit mißbraucht.

In diesem Sinne liebesunfähig geworden, hängen wir gleichwohl den

Idealen der Liebe nach. Wir verfallen "romantischen" Vorstellungen, träumen von der "idealen" Ehe und suchen nach der Befriedigung unserer Bedürfnisse, die uns die internalisierte Liebesvorstellung verspricht: Wir hoffen Sicherheit, Geborgenheit, Vertrauen, Verständnis, Zärtlichkeit usw. in dem anderen Menschen zu finden. Dann benennen wir unsere Gefühle als "Liebe", versuchen sie festzuhalten und erstarren im Trugbild des positiven, glückvollen Erlebens bis zur Enttäuschung über unseren Irrtum eines Lebens in der Idealvorstellung bzw. bis zur Erkenntnis einer längst vergangenen Liebe. Wir erstarren in der Institutionalisierung dieses Gefühlszustandes im Alltag: in der Ehe.
Diese verspricht ebenso wie die Liebe Vertrauen, Geborgenheit, Sicherheit und Gemeinsamkeit. Sie wird damit nicht nur zum Hort unserer Liebesvorstellungen und Liebesgefühle, sondern auch zur beschützenden Insel unserer selbst. Das scheint für Frauen in einer anderen Art bedeutsam als für Männer, zumal die Schutzfunktion der Familie für die Frau ihre eigene Tradition in der bürgerlichen Gesellschaft besitzt: Die Frau repräsentiert den bürgerlichen - männlichen - Besitz; damit verbundene Attribute wie Ehre, Achtbarkeit, Keuschheit beziehen sich letztendlich jedoch auf die sexuelle Frau. Die Tabuisierung weiblicher Sexualität bei gleichzeitig beängstigenden Warnungen vor männlich-sexuellen Angreifern erzieht Frauen zu dem Glauben, sicher und geschützt seien sie *nur* in der Ehebeziehung. Die sexuelle Verletzbarkeit wird Frauen als Gefährdung anerzogen und treibt sie damit in die "traditionellen" Arme ihres Beschützers.
Über das Zusammenspiel von Sexualität, Gewalt und Angst erlebt die Frau sich als fremdbestimmtes Opfer. Anpassungsleistungen und -prozesse werden so gefördert. Die Suggestion von Hilflosigkeit, die Beraubung der eigenen Körperlichkeit, die Vernichtung eines angstfreien sexuellen Körpererlebens verschließt den Zugang zum Selbst, zur Erfahrung eigener Bedeutsamkeit und Bedeutung. Beim Verlust eigener Bewertungsfähigkeit werden Hilfe und Orientierungspunkte im bekannten, sozial- vermittelten Bezugsfeld gesucht. Die einfachste - weil gelernte Möglichkeit - ist die Anpassung an internalisierte Normen, an vertraute Institutionen - selbst dann, wenn die Wirklichkeit die daran geknüpften Hoffnungen und Illusionen nicht einlöst bzw. leugnet, wie z.B. in Ehen mit gewalttätigen Männern. In der selbst- erfahrenen Ohnmacht wird das allenfalls als individuelles Mißgeschick resignierend wahrgenommen. Veränderungswillen (oder die Flucht in die verändernde psychische Krankheit) tritt oft erst ein, wenn der Konflikt nicht mehr

auszugleichen ist und zur individuellen Krise führt.
Die Entwicklung und Entfaltung des Individuums meint die Überwindung von Fixierungen bzw. die Auflösung von Erstarrungen. Wenn es Frauen an einer Veränderung dieser Lebensbedingungen, die nachweislich aus einer patriarchalischen Weltsicht resultieren bzw. von Frauen zumindest als ihnen nicht adäquat sowie als repressiv bewertet werden, so wird ein Großteil der Anstrengungen darauf zu richten sein, internalisierte Einstellungen und hemmende bzw. determinierende Erlebnismuster im Selbst zu zerstören. Veränderte Lebensbedingungen und neue Lebensformen verlangen einen Wechsel unserer Sichtweisen zur Welt, sozusagen eine unvoreingenommene, aber wachsame öffnung zu ihren Möglichkeiten für die Gestaltung eigener Lebenszusammenhänge.

4.2. Wider die Anpassung an Weiblichkeitsrollen und gesellschaftliche Institutionen: Im "Jetzt" leben und Lebenszusammenhänge selbst gestalten!

Ausgehend von institutionalisierten weiblichen Lebenszusammenhängen entwickelte sich die Frage nach unseren Beziehungen, nach Möglichkeiten in und mit ihnen zu leben und nach der Veränderung von Beziehungsformen. Die Existenz verschiedenster Gruppen und Subkulturen verweist auf ein tatsächlich bestehendes heterogenes Potential im normativen Verständnis der Gesellschaft, das wir aufgrund kontinuierlicher Sozialisationserfahrungen zumeist jedoch als homogen vermittelt bekommen. Heterogenität läßt die Entwicklung des Individuums in kritischer Distanz zu gesellschaftsimmanenten Handlungs- und Lebensangeboten eher zu als die rigiden Strukturen "traditionsgelenkter" Gesellschaften. Vermeintliche Orientierungslosigkeit sowie die Suche nach Gruppenzugehörigkeiten deuten auf die Notwendigkeit einer Veränderung unserer Beziehungen hin. Allerdings besteht die Verlockung, sich auf traditionelle Muster zu besinnen, nach autorisierter Hilfe, nach Ordnung zu rufen sowie sich verstärkt an "bewährten" Institutionen zu orientieren.
Die Beziehungsproblematik betrifft Männer und Frauen. Auch Männer gehen Paarbeziehungen ein, vernachlässigen andere intensive Beziehungen, fühlen sich nach Trennungen einsam und verlassen. Die Familie besitzt

für sie sogar einen besonderen Reiz: das Recht auf Kinder. Im Zuge eines sich entwickelnden feministischen Bewußtseins über finanzielle Unabhängigkeit und die - wenn auch kompliziertere - Möglichkeit, eine ledige Mutter zu sein, ist die Bedeutung der institutionell abgesicherten Vaterschaft praxisrelevant geworden. Dieses veränderte Bewußtsein mag zum väterlichen Interesse ebenso beigetragen haben wie Diskussionen um die Vaterrolle, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und um Verantwortlichkeiten. Aufgrund derartiger Veränderungen kann die emotional bindende Bedeutung von Liebes- bzw. familialen Beziehungen - obwohl weiterhin durch Erwerbstätigkeit und den damit verbundenen "öffentlichen" Beziehungen verdeckt - auch für Männer kaum noch verleugnet werden.

Beziehungslosigkeit und Beziehungsunfähigkeit ist nicht mehr nur das bemitleidenswerte Problem der "sitzengebliebenen" Frau. Das Modewort "Beziehungsarbeit" drückt das Phänomen der beidseitigen Betroffenheit und des damit verbundenen Bemühens aus. Die Berücksichtigung der männlichen Seite lag allerdings nicht im Erkenntnisinteresse dieser Arbeit. - Das mag von männlichen Lesern u.U. als eine zu einseitige Betrachtungsweise ausgelegt werden und "männliche" Kritik herausfordern; im Kontext dieser Arbeit aber war eine andere Vorgehensweise nicht möglich. - Obwohl zahlreiche Aussagen und Beschreibungen auch auf Männer zutreffen, machen die Betrachtungen der Frauenrollen und des Umgangs mit weiblicher Sexualität die Verschiedenartigkeit der Annäherungen an diese zentrale Problematik deutlich. Die von Frauen individuell gewählten Lösungen müssen nicht unbedingt mit denen der Männer übereinstimmen. Im Gegenteil läge dann die Befürchtung nahe, daß Männlichkeit und Weiblichkeit ebenso wie individuelle Bedürfnisse wiederum mißachtet würden.

Diesbezügliche Argumentationen beziehen sich zumeist auf den Verlust von Weiblichkeit. Der berufstätigen "Karriere"frau wird hierbei oft eine (über-) Anpassung an männliche Verhaltenseinstellungen zugeschrieben. Eine andere (männliche) Verhaltensantwort auf geschlechts-nivellierende Tendenzen beschreibt R. Schicha im "neuen Sozialisationstyp". Dieser wird als gefühlskalt erlebt, da er sich vor der "Konturiertheit" anderer ängstigt und deshalb Beziehungen ohne Verbindlichkeit anstrebt (vgl. dens. 1982, 271). Schicha verweist auf die Mutter- Kind- Symbiose, die unter der geschwächten Position des Vaters - als eines identifikatorischen "Repräsentanten des Realitätsprinzips" - zunehmend Einfluß gewinnt (vgl. ebd. 268).

Ähnliches hat schon B. Friedan in ihrer Analyse des "Weiblichkeitswahns" prognostiziert. Jungen und Mädchen würden durch die symbiotische Nähe zu einer Mutter, die sich den Erwartungen des "Weiblichkeitswahns" voll angepaßt hätte und die u.U. - in anonymen Vorstädten eingesperrt - nur der Perfektionierung ihrer Rollen leben könnte, zu Persönlichkeiten mit "infantiler Phantasie und Passivität" erzogen (vgl. dies. 1970, 181). Sie vertritt die Auffassung, daß Mädchen sich der Wirklichkeit durch das Versprechen einer erfüllten Ehe entziehen könnten (vgl. ebd. 183).

Sowohl R. Schicha als auch B. Friedan beschreiben einen realitätsfremden, sich in illusionäre Vorstellungen flüchtenden, gespaltenen Menschen. Beide verweisen auf die Bedeutung der Mutter, die aufgrund ihrer Rollendefinition aus dem öffentlichen Leben ausgegliedert ist. Möglicherweise - so ließe sich aus diesen Beobachtungen folgern - unterliegen wir in weiten Bereichen der Gesellschaft "Verweiblichungstendenzen", die aus den tradierten Weiblichkeitsattributionen resultieren: Passivität, Realitätsangst, Privatisierung als Rückzug auf eine idyllische Insel, einer von Idealen und Illusionen zehrenden Innerlichkeit.

Innerlich unselbständig und verunsichert werden oberflächliche Beziehungen lebensbestimmend. Sie können und dürfen nicht intensiviert werden, weil die Basis zur Formulierung bzw. Durchsetzung eigener Interessen und Bedürfnisse ohne machtvolle Übergriffe auf den anderen fehlt und Verhalten stattdessen durch Angst vor Entblößung und Verletztlichkeit bestimmt wird. Mißtrauen, Frustrationen durch das Gefühl von Einsamkeit, von verzweifeltem, unselbständigem Allein- Sein führen zur Abkapselung und zum Leben in ungewollten und wenig intensiven Beziehungsformen, z.B. zum vereinsamten Leben in der eigenen Wohnung.

Das bewußte Eingeständnis des "Allein- Seins" zwingt m.E. zur Aktivität, zur öffnung in die Außenwelt und nicht zum frustrierten Verharren in einer Situation, die allenfalls den Schein von Integration in einem oberflächlichem Beziehungsgeflecht aufrechterhält. Die handlungsfähige Offenheit in Beziehungen, das Wissen um eigene Interessen und Bedürfnisse, um die Bedeutungen in unserem Lebenszusammenhang erweisen sich als notwendige Voraussetzung für das Bestreben, Beziehungen unabhängiger leben zu können, sie nicht in Alltagsroutine und institutionalisierten Formen erstarren zu lassen. Die Vielfältigkeit des interessierten Individuums befähigt es, unterschiedliche Bezie-

hungen einzugehen, und weckt seine Bereitschaft für lebendige Auseinandersetzungen. Unter diesem Aspekt stellt sich die tradierte Form der "Liebesbeziehung", die institutionalisierte Ehe, als hemmend heraus.
Intime Paarbeziehungen neigen dazu, ihre eigene Welt zu konstruieren, in der andere Beziehungen ausgeschlossen bzw. nur soweit zugelassen werden, wie sie als Beziehung zum Paar und nicht als Beziehung zum Einzelnen gelebt werden können. Dies macht den Ausschließlichkeitscharakter der Paarbeziehung, der Ehe-(ähnlichen) Beziehung aus. Solche Paarbeziehungen erscheinen als "hoffnungsvoller" Kompromiß. Sie heben das Gefühl der Vereinzelung auf und gewähren Intimität, Intensität, Vertrautheit. Dieser Eindruck wird durch sozial vermittelte Idealisierungen unterstützt. Die Flucht in die Zweierbeziehung bedeutet jedoch oft die Fortsetzung des vereinzelten Lebens zu zweit. Wenn die Fixierung auf einen anderen Menschen, auf eine einzige Beziehung nicht erkannt und aufgehoben wird, erschafft die Zweierbeziehung allenfalls die *Illusion* von Integration und Zugehörigkeit.
Dabei wird nicht das Außergewöhnliche, das Besondere in der Beziehung berücksichtigt, sondern die Beziehung selbst erlangt eine Exklusivität, die andere Beziehungen relativiert, ohne deren Bedeutung für den Einzelnen anzuerkennen. Die Fähigkeit, die Bedeutungssetzungen in der eigenen Lebenswelt zu erkennen und zu leben, setzt die bewußte Wahrnehmung von sich als Individuum voraus.
Die symbiotische Paarbeziehung wird jedoch weiterhin durch die - heute vorherrschende - normative Weltsicht erleichtert. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit treffen wir dem gegenüber auf eine wachsende Anzahl alleinstehender Menschen. Einerseits demonstrieren sie aufgrund ihrer gelebten Praxis mögliche Beziehungsvielfalt und die Verwirklichung zahlreicher und unterschiedlicher Interessen, andererseits bestättigen sie - vor allem auch aufgrund der Rückwirkungen von Einstellungen auf die Lebenspraxis - die gesellschaftliche Meinung von Desintegration, Beziehungslosigkeit und Einsamkeit. Letzteres trifft auf alleinstehende *Frauen* in einem besonderen Maße zu, denn schon ihr sozialer Status verheißt Unangepaßtheit, weil sie nicht den tradierten Weiblichkeitsrollen entsprechen. Das läßt sie angreifbar werden, drängt sie ab in eine Außenseiterposition. Mit solchen verhaltensrelevanten Einstellungen werden sie nicht nur im "öffentlichen" Leben, sondern auch in ihrer engeren Umgebung konfrontiert. Aufgrund ihrer internalisierten Sozialisationsbotschaften, d.h. der - auch von B. Friedan konstatierten - Hoffnung auf eine idealisierte Ehe muß für

Frauen zudem eine andere emotionale Akzentuierung als bei Männern unterstellt werden.

Gerade hier könnten sich jedoch Veränderungen zeigen. Das Vorbild signifikanter alleinstehender Frauen der Nachkriegszeit und ein wachsendes emanzipatorisches Bewußtsein lassen vermuten, daß Frauen sich vermehrt bewußt gegen die Ehe entscheiden und ein Leben wählen, das ihnen einen größeren selbstbestimmten Handlungs- und Entscheidungsspielraum bietet, ohne daß sie gleich auf Liebesbeziehungen verzichten müssen.

Derartigen Bestrebungen wirken gesellschaftlich dominante Widerstände entgegen. Grundvoraussetzung für ein unabhängigeres Leben mit selbstgewählten und vielfältigen Beziehungen ist nicht nur eine veränderte weibliche Einstellung zu Ehe und Familie, sondern auch ein verändertes Selbstverständnis z.B. bzgl. weiblicher Erwerbstätigkeit.

"Das Recht auf Arbeit" stellt sich für Frauen in seiner gesellschaftlichen Konkretisierung fragwürdiger dar als für Männer. Die hinderlichen Einstellungen zur Frauenerwerbstätigkeit sind durchgängig wirksam, sie schlagen sich immer noch in einer Erziehung zur traditionellen Arbeitsteilung nieder, in den eingeschränkten Chancen beruflicher Bildung, in minimierten Aufstiegschancen, in Bewertungen über weibliche Erwerbstätigkeit als "Nebenerwerb" und "Zuverdienst", sowie auch in den individuellen, internalisierten Auffassungen von Frauen selbst. Einer durch Berufstätigkeit finanziellen Unabhängigkeit steht verstärkt die Abhängigkeit von einer "fremdbestimmten", unsicheren Arbeitswelt gegenüber. Probleme in diesem Bereich können nicht nur über die Umstrukturierung weiblicher Erwerbstätigkeit gelöst werden, sondern bedürfen vor allem einer gesamtgesellschaftlichen Neu-Regelung, die sowohl technologische als auch soziale Veränderungen und feministisch- emanzipatorische Bestrebungen sowie kritische Einstellungen gegenüber einem tradierten Rollenverständnis berücksichtigen.

Gesellschaftspolitische Veränderungen sind notwendig; allerdings können wir als einzelne Individuen kaum warten, bis wir mit veränderten Strukturen konfrontiert und von uns neue Anpassungsleistungen gefordert werden. Oft trennen wir die Welt als Objekt unserer Kritik von unserer subjektiven Betroffenheit und berauben uns durch derartige Betrachtungsweisen mancher Chancen, uns als Subjekte zu erfahren. Die Konstruktion unserer Wirklichkeit, so wie wir sie sehen, wird stark beeinflußt durch unsere Einstellungen. Konstruktionen sind "Gedankenspiele", auch dann noch, wenn wir nach und mit ihnen leben.

Die Einleitung dieser Arbeit beginnt mit einem Zitat von A.H. Maslow, in dem er sich für die Zerstörung unserer Gedankenwelt ausspricht. Denken wird hier nicht als *folgerichtiges* Modell beschrieben, sondern als eine öffnung hin zu neuen Anreizen: Erfahrungen ignorieren und mit Gewohnheiten brechen. Das setzt Bewußtheit, Wachsamkeit voraus, wobei nicht die Entdeckung des Bekannten, die Klassifizierung und Bewertung eine festgelegte Beziehung zur Welt herstellt, sondern unsere Erlebnisfähigkeit uns vielfältige Beziehungen zur Welt eröffnet.
Sozialisationserfahrungen und gesellschaftliche Bewertungsmuster wirken anders: sie legen uns fest auf einseitige Wahrnehmungen, aus denen monokausale Verhaltens- und Lebensformen resultieren. Was nicht in dieses Weltbild paßt, wird ignoriert und wirkt bedrohlich, wenn es sich uns zu übermächtig aufdrängt. In der Anpassung werden wir der Anstrengung zur Reflexion enthoben, der Rückgriff auf internalisierte Bewertungen entbindet uns von der Notwendigkeit des Denkens. Unreflektierte Erlebnisse sind jedoch schwer zu zerstören, sie halten uns in einer erstarrten Welt gefangen.
Von daher gilt es, sowohl das Reflexionsvermögen zu aktualisieren und zu entfalten, als auch Erlebnisfähigkeit, Spontaneität und Weltoffenheit wieder zu erobern. Veränderte Weltsichten und Einstellungen werden uns nicht nur einen anderen Zugang zur Welt ermöglichen, sondern uns auch manche unserer bisherigen Lebensformen als erlebnishemmend - uns nicht entsprechend - erkennen lassen. Wir werden andere Lebenszusammenhänge schaffen und sie in der Wechselbeziehung zur Lebenswelt wieder verändern, weil andere, neue Möglichkeiten der Lebensgestaltung wahrnehmbar, erlebbar und lebbar werden.

Anmerkungen

1. Institutionalisierte Momente weiblicher Lebenswelt: zwischen Liebe und familial- sozialen Abhängigkeitsstrukturen

1 Das Phänomen "Kindheit" konnte sich erst über die Idealisierung der "Mutterliebe" entfalten. Die erweiterte Verpflichtung von Frauenarbeit erhielt einen besonderen Charakter durch die Konstatierung einer weiblich angeborenen Eigenschaft: "Mutterliebe" wird seit ca. dem 17./18. Jahrhundert, als "biologisch" determiniert, als "natürliche" weibliche Eigenschaft angesehen. Die Kindheit der Kinder wurde durch die "eheliche Liebe" Realität. (vgl. de Mause 1979, 114 / Simmel 1979, 385f / Bock, Duden 1977, 150 / Metral 1981, 223)

2 Beck- Gernsheim (1984) stellt fest, daß der Bonner Regierungswechsel zwar die Thematisierung der familialen Wiederherstellung, jedoch keine Förderung der Familie gebracht hat, die tatsächlich die familialen Bedingungen verbessern würde. *"Doch nach dem Regierungswechsel fand eine Prioritätenverschiebung nicht zugunsten, sondern* ***zuungunsten*** *der Familien statt. Die Mittel wurden gekürzt, und zwar in der Familienpolitik prozentual stärker als in anderen Politikbereichen." (a.a.O. 159)*

3 Birkelbach, Eifert und Lueken (1981) befassen sich in einer Abhandlung mit der Professionalisierung des Hebammenwesens zwischen dem 14ten und 16ten Jahrhundert. Geburt und Geburtshilfe werden immer stärker kontrolliert: durch "ehrbare Frauen", durch andere Hebammen, schließlich durch Ärzte. *"Der Gedanke liegt nahe, daß die Hinzuziehung von Ärzten bei einer Geburt keine Hilfe für die Schwangere und die Hebamme bedeutete, denn die Ärzte hatten selbst gar keine Erfahrung in der Durchführung einer Geburt, sondern daß die Ärzte sich von den Hebammen, wahrscheinlich sogar gegen deren Widerstand, das notwendige Wissen aneigneten, daß ihr Beisein nur die Funktion der Kontrolle hatte." (a.a.O. 92)*

4 Obwohl inzwischen auch Einzelstudien zu speziellen Fragestellungen

und Epochen vorliegen, sei an dieser Stelle auf die Werke von Bebel (1977, Erstveröffentlichung 1879), de Beauvoir (1977, Orginalveröffentlichung 1949) und Janssen- Jurreit (1976) verwiesen.

5 Exemplarisch nennt U. Prokop die Namen von George Sand und Mary Wollstonecraft, die durch Vertreter der romantischen Position, wie etwa die Brüder Schlegel, Novalis, Karoline Michaelis, Henriette Herz - um nur einige der von ihr Erwähnten aufzuführen -, beeinflußt wurden (vgl. dies. 1976, 149).

6 U.Prokop sieht das bedingt durch die politisch- ökonomische Situation, den Zerfall Deutschlands in zahlreiche Kleinstaaten, die unterentwickelte Industrie und die strenge Hierarchisierung (vgl. a.a.O. 154).

7 Zumindest trifft das auf die Ideen der deutschen Romantiker zu. Die französische Romantik "rationaliert" die außereheliche Liebe, indem sie den Ehebruch durch gesellschaftliche Phänomene entschuldigt. (vgl. Metral 1981, 222) In Deutschland jedoch wird die Ausbeutung der Frau im Namen der "Liebe" thematisiert (vgl. Prokop 1976, 149). Schlegel entlarvt die doppelte- männliche Moral (vgl. Möhrmann 1977, 29).

8 Liebesehen verbreiten sich erst seit 1920 - 1930, anfänglich im Kleinbürgertum (vgl. Metral 1981, 218).

9 *"Falsch wäre es indessen zu meinen, die Bindungsproblematik sei in erster Linie mit der Institutionalisierung einer Liebesbeziehung verknüpft. Noch einmal sei betont: Es ist das in der Liebe selbst liegende Verlangen nach Bindung, das viele Liebesbeziehungen bedroht und oft ein Kommunikationsende herbeiführt. Dies auch dann, wenn die Angst den anderen zu verlieren, zur Bereitschaft führt, die Bindung zu verstärken. In einer großen Anzahl von Fällen setzt diese Entwicklung ein, wenn die Liebe mit der Sozialisation der Partner "entzaubert" wird, d.h. wenn diese sich der Gesellschaft, der sie sich vorübergehend entzogen haben, gemeinsam wieder zuwenden, ohne daß ihre Verbindung bereits institutionalisiert zu sein braucht." (Wyss 1975, 83)*
Die "Euphorie" des Verliebtseins verblaßt, die Partner gleichen sich entweder in übereinstimmender Verschmelzung oder in der überraschungslosen Kenntnis des/ der anderen einander an, bildhaft interpretiert,

wird der Raum für den/ die Einzelne(n) immer enger. Das muß nicht erst in der Ehe geschehen, der Prozeß setzt schon dann ein, wenn Liebe nicht mehr thematisiert wird; die Vernachlässigung des ständigen Bewußtseins über die eigenen Gefühle, von Reflexion und Auseinandersetzung führt in die "Einbahnstraße", in die Fixierung auf eine zumindest eheähnliche Beziehung, deren Setzungen der Hinterfragung nicht mehr zu bedürfen scheinen.

"Die Bindung, nach der die Liebesbeziehung natürlicherweise strebt, gräbt ihr auch das Grab.

Das wird in der institutionalisierten Form der Bindung noch offensichtlicher. Hier stört, ja unterminiert der soziale Rollenwechsel die Liebesbeziehung. Aus der Geliebten wird die Mutter und Hausfrau, deren Interesse naturgemäß nicht mehr ausschließlich der Geliebte ist." (ebd. 82)

In der Selbst- Vergessenheit innerhalb einer bindenden Beziehung wird die Beziehung zum Selbst- zweck und darüber zur vom Individuum entfremdeten Institution.

10 Luhmann (*1984) vertritt die Auffassung, daß die "romantische" Liebe sich im 19ten Jh. als Auswahlkriterium für die Partnerwahl etabliert. Alle "bedrohlichen, existenzgefährdenden" Momente der Leidenschaft müssen von daher "ausgefiltert" werden. *"Was bleibt, ist das institutionalisierte Verständnis für schwärmerische Leidenschaft und die Annahme, daß dies eine Art Test für die Bereitschaft zur Ehe und eine Art Glücksversprechen sei."* (a.a.O. 186)

Wird Liebe dadurch nicht aller Intensität eines bewegten Erlebens beraubt. Findet sie allenfalls noch als Sequenz - in der Phase des "Verliebtseins" (?) - institutionelle Akzeptanz? Wird die Illusion von Glück oder sogar von Freiheit nicht aufrechterhalten, mittels einer Zukunftsorientierung, die Leben institutionell regelt?

Die Ehe - so liest es sich bei Luhmann - bedarf zu ihrer Stabilität der Funktionalisierug von Liebe. Sie wird in den Dienst familialer Fortpflanzung gestellt. *"In einem voll individualisierten, freigegebenen und doch unbemerkt gesteuerten Auswahlverfahren wird über Reproduktion und damit über die 'Zusammensetzung der nächsten Generation' entschieden. Freiheit und Institution fallen zusammen. Die Vorstellungen, die die Liebenden sich romangemäß bilden, haben ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern in dieser Funktion."* (ebd. 189)

11 Unterschiedliche Sozialisationsinstanzen lehren uns die Wertschätzung der ehelichen Liebe. So wird uns z.B. in Märchen und in Romanen schon frühzeitig von "unglücklichen" Liebesleidenschaften berichtet, vom "glücklichen" Ende in der Ehe.
"Gefühle im objektiven Bedeutungszusammenhang der Gesellschaft sind nicht mehr die Energiequellen für die Mächtigkeit der Person, sondern reservierte für institutionelle 'Löcher', in denen die Energie verarbeitet wird, die aus den lebendigen Gefühlen der Individuen einstens entnommen wurde." (Krenn, Pfaff a.a.O. 371)

12 G. Greer bezeichnet diese "Sicherheit" als "Chimäre", die Sicherheit verspricht und die sich in der Realität als wenig garantiert erweist; Unsicherheitsfaktoren sind z.B. Scheidung, Tod, Selbstaufgabe (vgl. dies. 1971, 249). Besonders Frauen wird unterstellt, sie suchten Sicherheit, die Ehe soll Bedrohungen ausschließen. *"Die Suche nach Sicherheit geht vom schwächsten Teil der Persönlichkeit - Furcht, Unzulänglichkeit, Erschöpfung und Angst - aus." (ebd. 250)* Eheliche Pseudo- Sicherheit unterstützt diese Schwachpunkte, sie werden nicht überwunden, sondern unter dem Deckmantel der sichernden Abhängigkeit kultiviert.

13 *"Wer Sicherheit will und sie in einer Liebesbeziehung mehr oder minder ausschließlich zu finden hofft, wird in der Beziehung nicht vorrangig lieben, sondern der wird vom anderen Zeichen erwarten, die sein Lieben 'zerpflücken', deshalb wird er auch bald mit der Sicherheit, die tatsächlich immanent ist, unzufrieden. Wer die accessoires der Liebe vorrangig macht, findet die Liebe nicht und macht sich blind und unfähig für die Angebote, die die Liebesbeziehung enthält. ... In einer gelungenen Liebesbeziehung werden die Partner die accessoires miterwerben und genießen aus der Gestaltung und Gestalt ihrer Liebe." (Krenn, Pfaff a.a.O., 2)*

14 Das Interesse, mit dem in jüngster Zeit die Taschenbuchauflage von E. Fromm "Die Kunst des Liebens" (1980) aufgenommen wurde - diese Beobachtung bezieht sich allerdings nur auf einen eingeschränkten Kreis - deutet z.B. ein derartiges Problembewußtsein an.

15 Die erreichte Unabhängigkeit von Frauen läßt die psychische Abhängigkeit auch von Männern sichtbarer werden, auch sie bangen um

Sicherheit versprechende "Liebes-" beziehungen. M.E. hat das auch dazu geführt, daß sich viele Männer willenlos den Analysen der Frauenbewegung und den daraus resultierenden bzw. antizipierten Erwartungen untergeordnet haben. Männer haben sich nicht sich selbst angenähert, versucht, ihre Fremdbestimmungen abzustreifen, sie sind u.U. nicht tatsächlich "liebevoller", "kooperativer", "einfühlsamer" geworden, sondern sie haben sich einmal mehr angepaßt, sich als Opfer angeboten, was Frauen zwar in ihrer Emanzipation weiterhelfen kann, weil es ihnen Freiräume ermöglicht, was aber letztendlich Männer nicht als gleichberechtigte Partner erscheinen läßt, geeignet für eine sich reflexiv auseinandersetzende Liebe, die die tradierten Ungleichverhältnisse und Störfaktoren überwinden kann. (vgl. auch Sichtermann 1983, 50)

16 N. Friday formuliert diesen Täuschungsmechanismus als Beschreibung allgemeiner heterosexueller Ehebeziehungen in ihrer Vereinfachung sehr kraß: *"Wenn wir Mutter nicht mit Sentimentalität umgeben, verfallen wir ins andere Extrem. ... Wir hatten recht, mit unserem Beschluß, so verschieden wie möglich von ihr zu werden. Sie wird zum Maßstab für alles, was wir ablehnen - das heißt, daß wir jedes Echo von ihr in uns selbst hassen. ... Es spielt keine Rolle, ob die Welt oder unser Mann diese Qualität an uns schätzen. Das heißt nur, daß es uns zeitweise gelingt, ihnen etwas vorzumachen. Wenn sie uns nicht auf die Schliche kommen, sind sie dumm. Wenn sie es tun, werden sie uns verlassen. Wir haben die Wahl, entweder von einem Dummkopf oder überhaupt nicht geliebt zu werden." (dies. 1982, 435)*

17 In einer Untersuchung von Frauenarbeit im öffentlichen Dienst stellten M. Kurbjuhn und C. Pust (1983) fest, daß die Sicherung und Erweiterung des familialen Lebensstandards ausschlaggebend für die Aufnahme von Erwerbsarbeit ist (vgl. a.a.O. 72), die Frauen den Mann aber weiterhin als Ernährer der Familie betrachten und ihre eigene Berufstätigkeit den Bedingungen und Bedürfnissen ihrer Familie unterordnen, d.h. sie ggf. auch aufgäben (vgl. a.a.O.78).

18 Obwohl der Beruf bei Männern einen bedeutenden Stellenwert besitzt, bewertet die Mehrheit berufliche und private Interessen als gleich wichtig. Auffällig ist hierbei, daß gerade in der Altersgruppe der bis zu 39 Jahre alten Männer die Diskrepanz am deutlichsten ist (29% für

Beruf, 51% für Gleichwertigkeit / vgl. FR 21.5.85, 10). Das könnte einen gesellschaftlichen Wandel implizieren, der die oben angesprochene Rollenvielfalt verstärkt ins individuelle und gesellschaftliche Bewußtsein treten läßt.
Bei berufstätigen Frauen stellen sich die Gewichtungen familienorientiert dar. *"Für die meisten Frauen steht, an ihre natürliche Seite erinnert, die Mutter- und Familienrolle eindeutig im Vordergrund. Der Konflikt, in dem sie sich befinden, wenn sie Beruf und Familienaufgaben miteinander vereinbaren müssen, wird demnach verschärft durch die Bedeutung der natürlichen Rolle als Frau und Mutter. Die damit gegebene starke Familienorientiertheit festigt das Fortbestehen traditioneller Vorstellungen immer wieder aufs Neue." (Kurbjuhn, Pust 1983, 183)*

19 Auch Berger/Berger (1984) stellen in ihrem Plädoyer für die Familie - obwohl es ihnen um deren inhaltliche Wiederbelebung und deren Bedeutung für das Individuum geht - den institutionellen Charakter der Familie ebenso wie den der Ehe fest (vgl. a.a.O. 117, 201).

20 Mit dem "Widerspruch von Weiblichkeitsrolle und Karriere" setzt sich M. Schuller (1979) auseinander. Sie kommt zu dem Schluß, daß es auch typisch weibliche Karrieren gibt, die auf den Geschlechtsrollenmerkmalen basieren. In professionalisierten männlichen Bereichen werden diese jedoch verleugnet. Trotz einer Anpassung an Männlichkeits- Attribute unterliegen Frauen weiterhin Bewertungsmaßstäben, die aus der weiblichen Geschlechtsrollenzuschreibung resultieren.

21 Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation vgl. z.B. Danziger (1974, 46- 55), Scheu (1984, Originalausgabe 1977), Bierhoff- Alfermann 1977, Schmerl (1982). Ich möchte an dieser Stelle nur einige von C. Hagemann-White (1982) zusammengefasste Forschungsergebnisse wiedergeben.

22 Dieser Befund kann durchaus auch als ein Indiz für die unter Punkt 2 ausgeführte Annahme einer weiblichen Sozialisation zur Angst gelten.

23 Einen ähnlichen Eindruck hat Mitte des 19ten Jahrhunderts schon Fanny Lewald formuliert. Ihr schien es, als bedeutete ihre Gebundenheit ans elterliche Haus auch mehr Erziehung im Gegensatz zu ihren Brüdern, die in der Schule mehr Bildung erhielten. (vgl. Brinker- Gabler 1980,

78)

24 In seinem Aufsatz "Familie und gesellschaftliche Differenzierung" setzt H. Tyrell (1979) sich u.a. mit der Institutionalisierung der Familie auseinander. Dabei verweist er darauf, daß die Familie im eigentlichen Sinne nicht existiert; trotz familiärer- privatistischer Unterschiede können aber Merkmale aufgezeigt werden, die den institutionellen Charakter der Familie in einer gesellschaftlich relevanten Dimension erkennen lassen. Darunter fällt (1) die "rechtlich normierte Rollenstruktur", aufgrund derer jedem Familienmitglied seine Rolle eindeutig zugeschrieben wird; (2) die Selektionskriterien von Familienzugehörigkeit, die auf den "Prinzipien von Ehe und Filiation beruhen"; (3) die Bestrebungen, alle Gesellschaftsmitglieder in die bürgerliche, familiale Lebensform zu pressen und damit den Kontrollmechanismen, normativen Beschränkungen und Ordnungsprinzipien der bürgerlichen Kultur unterzuordnen (vgl. a.a.O. 44ff). Über diese Indizien der Institution geht Tyrell hinaus, indem er den gegenwärtigen Wandlungen nachspürt. Wenn er jedoch feststellt, daß heute eher aus formalen Gründen, etwa steuerlichen Vorteilen, geheiratet wird statt aus Liebe, so muß dies nicht als eine Aufweichung der Institution Familie gelten - so wie er es wertet -, sondern kann ebenso in die Richtung einer Reaktivierung "institutioneller Restfunktionen" der Familie weisen, in dem Sinne wie H. Schelsky (1954) diese Begrifflichkeit benutzt.

25 Zur Zweckrationalität elterlicher Versorgung der Kinder stellt H. Tyrell fest, daß das "Filiationsprinzip" die Gesellschaft entlastet, indem sie keine Betreuungspersonen zur Verfügung stellen muß, sondern dieses über die internalisierten Aufgaben der Familie regelt. *"Weil die übernahme der Eltern- und vor allem der Mutterrolle für die - kraft (Zeugung und) Geburt - 'eigenen' Kinder so kulturell 'zwingend' ist, braucht im Normalfall das Betreuungspersonal für Kleinkinder nicht erst über den Markt oder mittels behördlicher Zwangsrekrutierung beschafft werden. Auch ist auf die Art der Zugang zur 'faktischen Elternschaft' jeder Interessentenkonkurrenz entzogen; zuständig sind eindeutig und 'natürlich' die leiblichen Eltern und nur diese." (Tyrell 1981, 422)* Folglich ist auch die "Wartung" der Kinder nicht instinktgestützt, sondern weist vielmehr eine institutionalisierte Zweckgebundenheit auf.

26 Mutterpflichten wie Säuglingspflege, Schulaufgabenhilfe u.a.m. möchte ich an dieser Stelle kurz erwähnen, da sich mütterliche Hausarbeit schwerlich von der Rolle als Mutter trennen läßt.

27 Hiermit geht auch eine Verschiebung innerhalb der weiblichen Erwerbstätigkeit einher. Bei einer relativ gleichbleibenden bzw. leicht steigenden Erwerbsquote ist ein Rückgang der Frauen in der Land- und Forstwirtschaft zu verzeichnen. Die Zahl der in diesem Bereich tätigen Frauen ist von 1961 bis 1971 um 41% gesunken (vgl. WiSta 3/1973, 150); 1984 ist diese Entwicklung sowohl für männliche als auch für weibliche Erwerbstätige zum Stillstand gekommen (vgl. Bach, Reyler 1985, 11).

28 Dabei entfielen 1974 auf die Herstellung von Mahlzeiten 15,5; Bettenmachen, Aufräumen und tägliches Säubern der Wohnung 13; Geschirrspülen und Aufräumen der Küche 8,5; gründliches Wohnungsputzen 6,5; Einkaufen 3; Waschen 2,5; Bügeln 2 Stunden pro Woche (vgl. Pross o.J., 93)

29 Ich frage mich dies auch in Hinblick auf das Ansteigen gegenwärtiger Umweltbelastungen, die ökologisch- politisches Engagement dringender erscheinen lassen als eine täglich mit Chemosprays staubwischende Hausfrau. Auch in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen ist die Erziehung zu "Zucht und Ordnung" als Mittel zur Anpassung entlarvt worden, die Konzentration auf die Einhaltung von Ordnung und Ordnungen verdeckt oft genug die Verhältnisse, denen diese Ordnungen dienen.

30 Diese Tendenz läßt sich auch bei berufstätigen Frauen nachweisen. Sie werten Hausarbeiten wie Kochen, Nähen, Stricken nicht nur als Pflichten, gleichzeitig fließen diese Tätigkeiten auch in ihre Freizeitbeschäftigungen ein und werden zu Entspannung und kreativer Entfaltung (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 165). Ihre Freizeitaktivitäten richten sich an den Bedürfnissen des Mannes und der Kinder aus (vgl. ebd. 166). Die Antworten auf die Frage, wie sie mehr freie Zeit ausgestalten würden, verweisen auf die eigenartige Vermischung von Hausarbeit und eigenen Interessensbereichen bzw. auf eine latente "Unfähigkeit", andere - in diesem Falle als die der familiären und beruflichen - Fähigkeiten zu entfalten. (vgl. ebd. 181). *"Das mangelnde Vorstellungsvermögen darüber, wie mehr Freizeit mit eigenen Interessen*

ausgefüllt werden kann, zeigt aber nur, wie wenig sich - von ungefähr der Hälfte der Befragten - eigene wie auch gemeinsame Bedürfnisse bisher in der konkreten Lebensgestaltung herausbilden konnten." (ebd. 180).

31 Obwohl viel über eine männliche Hilfe im Haushalt geredet wird, gehört sie immer noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten innerhalb einer ehelichen Gemeinschaft. So heißt es etwa in einer Notiz der "Frankfurter Rundschau" vom 5.3.1985, das Statistische Landesamt Baden-Württembergs habe festgestellt, daß Hausarbeit selbst erwerbstätigen Müttern weitgehendst überlassen wird. *"Familienväter seien pro Tag rund zwei Stunden mit häuslichen Arbeiten wie handwerklichen Instandsetzungen, Gartenarbeit und Fahrzeugpflege beschäftigt. Im traditionell weiblichen hauswirtschaftlichen Arbeitsbereich beteiligen sich die Männer aber lediglich an den Einkäufen und Kinderbetreuung." (a.a.O.)* Weiter sei zu dieser Thematik auch auf Pross (o.J., 143) und Heinemann u.a. (Bd. 2 1980, Tab. 78: Innerfamiliäre Arbeitsteilung, S. 132) verwiesen.

32 Dieser Zusammenhang schlägt sich u.a. auch in den Erklärungsmustern unterschiedlicher Beziehungskonstellationen nieder: der Mutter-Tochter- Beziehung, der Frau- Mann- Beziehung (vgl. Friday 1982 / Brückner 1983, 59ff, 129ff). Sicherlich prägt die Mutter- Kind Beziehung den Menschen, der (bequeme) Rückzug auf diese Erklärungsmöglichkeit versperrt jedoch oft den Blick in die Richtung auf andere, veränderbare Lebensumstände. Die "schuldige" verantwortliche Mutter könnte sich, zwar nicht für die Psychoanalyse, aber für eine Analyse, die emanzipatorische Bedeutungsinhalte befragt, als Sackgasse erweisen (vgl. auch Krenn, Pfaff 1984c, 52).

33 Das führt dann auch dazu, daß Haßgefühle nicht zugegeben werden dürfen, sie die haßempfindende Mutter erschrecken und vor allem jeden Ausweg versperren, diese Gefühle auszuleben,- es sei denn bei übermäßigem Leidensdruck am Kind oder an sich selbst. Die Frage, ob Mutterhaß nicht die einzig tabuisierte Empfindung ist, für die die Gesellschaft keine spezielle Möglichkeit zur Kompensation bereithält, bleibt unbeantwortet. Träfe diese Überlegung zu, bedeutete dies, daß Mutterhaß als gesellschaftliches Phänomen ignoriert wird. Er ist nicht nur unzulässig, sondern er existiert auch nicht.

"Niemals habe ich eine Mutter sagen hören, daß sie ihre Tochter nicht liebt. Psychoanalytiker haben mir berichtet, daß eine Patientin sich eher als 'verrückt' betrachten als zugeben würde, daß sie ihre Tochter einfach nicht mag. Sie kann in bezug auf alles andere ehrlich sein, aber der Mythos, daß Mütter ihre Kinder mehr lieben, ist so beherrschend, daß selbst eine Tochter, die zu einem gewissen Zeitpunkt zugeben kann, daß sie ihre Mutter nicht mag, nichts als positive Empfindungen gegenüber ihren Kindern äußern wird." (Friday, 1982, 24)

34 Der Anstieg berufstätiger Mütter muß jedoch nicht unbedingt auf eine Einstellungsveränderung hinweisen, sondern kann auch konjunkturelle bzw. lebensstandardbedingte Gründe haben. In einer Auswertung des Mikrozensus erfährt diese Aussage sogar eine entscheidende Relativierung: Im Zeitraum 1961 - 1969 beträgt die Zunahme der erwerbstätigen Mütter 9% und ist damit fast ausschließlich auf die generelle Zunahme von Müttern (7%) zurückzuführen (vgl. WiSta 2/1971, 86).

35 Nur 17% der Väter blieben gern zuhause, während die Frau berufstätig ist (vgl. Badinter ²1985, 294). Die in der Relation seltenen "Hausväter" erkennen jedoch zumeist auch die Bedeutung von Erwerbsarbeit. Dem Interesse an einer Teilzeitbeschäftigung stehen oftmals die Widerstände der Arbeitgeber entgegen. Idealerweise streben viele Ehepaare Teilzeitarbeitsverhältnisse für beide Partner an. (vgl. Hoff, Scholz 1985, 8, 12, 5f).

36 *"Die am häufigsten vorkommende Form der Familienhaushalte sind mit 8,7 Mill. die Haushalte, die aus einer Elterngeneration und ledigen Kindern bestehen. Diese Haushalte bilden gleichzeitig eine Familie im engsten Sinne. Bei 7,3 Mill. Haushalten handelte es sich um Ehepaare, die ihre Kinder bei sich haben, und bei 1,5 Mill. um Elternteile mit Kindern. Die zweitgrößte Gruppe der Familienhaushalte sind mit 3,8 Mill. die Ehepaare ohne Kinder. In 1,2 Mill. Haushalten lebten neben der Eltern- und Kindergeneration noch die Großelterngeneration." (WiSta 7/1965, 429)* Hinzu kommen die Haushalte, in denen neben den Familienangehörigen z.B. noch Hausangestellte leben, die aber durchaus familienzentriert organisiert sind. Ebenso sind Ehepaare ohne Kinder nicht grundsätzlich kinderlos - das bleiben im Durchschnitt nur 15% aller Ehepaare (vgl. WiSta 6/1977, 378) -, sondern oftmals entweder

noch oder wieder ohne Kinder lebend. Obwohl die Daten aus dem Jahr 1961 (Ergebnis der 10% Aufbereitung der Volkszählung am 6.Juni 1961) stammen, zeigen sie doch eine deutliche Tendenz zur Familienorientierung auf, die immer noch das momentane Gesellschaftsbild widerspiegelt.

Zum Vergleich:	1961	1982
Einpersonenhaushalte	4,01 Mill.	7,923 Mill.
Mehrpersonenhaushalte	15,45 Mill.	17,41 Mill.

(vgl. Stat. Bundesamt 1984, 8)

37 Derartig "typisch weibliche", familienorientierte Eigenschaften finden sich ohne besondere Beachtung in vielen "typisch weiblichen" Berufsbildern wieder, z.B. bei Sekretärinnen und Krankenschwestern. *"Dieselben **hausarbeitsnahen Fähigkeiten**, die in Diskussionen über Aufstiegsmöglichkeiten als Begründung für die Zurücksetzung von Frauen verwendet werden, **werden faktisch im betrieblichen Alltag von weiblichen Arbeitskräften erwartet. Allerdings werden sie unentgeltlich genutzt, denn keine Form der Arbeitsbewertung benennt oder registriert diese Fähigkeiten.** Dies wird besonders deutlich an der Frauenlohnarbeit im Dienstleistungsbereich. Hier wird die in der weiblichen familialen Sozialisation eingeübte Fähigkeit, Beziehungsarbeit zu leisten, Teil des Berufsinhalts." (Diezinger u.a. 1982, 234)*

38 H. Maindok verweist auf den Widerspruch zwischen dem Anstieg schulischer Bildung bei Frauen und der Abnahme beruflicher Bildungschancen. Aufgrund der verschärften Arbeitsmarktlage verstärkt sich die Diskrepanz: *"die vorberufliche Bildung - **within die Qualifizierung in staatlich regulierten Bereichen - nimmt weiterhin zu, während die berufliche Bildung (u.a. mangels Lehrstellenangebot) einen Einbruch erfährt."** (dies. 1985a, 771)* Es kann folglich nicht ohne weiteres von der Zunahme des weiblichen Anteils im höheren schulisch-qualifizierenden Bildungssektor auf eine Veränderung im Erwerbsbereich geschlossen werden.

39 Während Industriearbeiterinnen als billige Arbeitskräfte ausgebeutet wurden, mußten die Bürgerinnen um ihr "Recht auf Arbeit" kämpfen, erst langsam - und vor allem als Versorgungsmöglichkeit für ledig gebliebene Frauen betrachtet - wurden ihnen spezielle Berufe zugänglich gemacht: im Lehr-, Erziehungs- und Krankenpflegebereich.

(vgl. Brandt u.a. ²1976, 17ff / Panke 1981, 10f / Rieman 1982)

40 Dabei nimmt die Diskrepanz zwischen weiblichem und männlichem Einkommen noch zu. *"So beträgt z.B. der Abstand zwischen den Bruttoverdiensten von Männern und Frauen in der Industrie 1979 3,63 DM, 1981 schon 4,11 DM". (Müller 1983, 19)*

41 Im Verhältnis zu den männlichen Erwerbspersonen (1983: 59,4% der männlichen Bevölkerung / vgl. Statistisches Jahrbuch BRD 1984, 96) ist der Anteil der Frauen an den Berufstätigen nicht gerade unerheblich. Erwerbsarbeit ist auch für Frauen alltägliche Realität - und nicht nur für Männer.

42 Zur ökonomischen Notlagensituation von Frauen, ihrer sozialen Benachteiligung, die sich auch in dem hohen Anteil an der Inanspruchnahme sozialpolitischer Maßnahmen niederschlägt, vgl. u.a. Maindok (1985).

43 Der Anteil verheirateter und nicht- verheirateter Frauen mittleren Alters an der Stillen Reserve entspricht momentan ungefähr ihrem Anteil am Erwerbspersonenpotential. Während Männer dieser Altersgruppe (25 - unter 55 Jahre) mit nur 13% (bei 38%igem Anteil am Erwerbspersonenpotential) beteiligt sind. Der Anteil nicht- verheirateter Frauen macht übrigens nur 6% aus. (vgl. Brinkmann, Reyher 1985, 10)

44 Die stärkere Familiengebundenheit kann jedoch kein Indiz dafür sein, daß Frauen "freiwillig" in die Rolle der "Nur- Hausfrau" zurückkehren. *"Demnach suchten 35% der im Haushalt verbliebenen ehemaligen Arbeitslosen zur Zeit der Befragung (jüngste Arbeitslosen-Verlaufsuntersuchung des IAB / H.B.) unabhängig vom Arbeitsamt eine Arbeit, weitere 22% würden u.U. eine Arbeit aufnehmen, wenn sie in der Nähe ein günstiges Arbeitsangebot erhielten. Beide Teilgruppen lassen sich als Zustrom zur Stillen Reserve interpretieren, wobei gut 60% von ihnen aktiv eine Arbeit suchen." (Brinkmann, Reyher 1985, 10)*

45 prozentualer Anteil der Erwerbstätigen an der normalerweise geleisteten Wochenarbeitszeit / Juni 1983

	männlich	weiblich	insgesamt
unter 21 Stunden	9,0	91,0	8,1
21 bis 39 Stunden	14,9	85,1	6,6
40 bis 41 Stunden	69,8	30,2	69,8
42 Stunden und mehr	73,3	26,7	15,5
			100,0%

(vgl. Statistisches Jahrbuch BRD 1984, 97)

46 Im Handels- und Dienstleistungsbereich arbeiten 55% aller berufstätigen Frauen, im schon zuvor durch Rationalisierungsmaßnahmen stark betroffenen verarbeitenden Gewerbe 36% (vgl. Diezinger u.a. 1982, 226).

47 S. Gensior macht darauf aufmerksam, daß die negativen Auswirkungen der neuen Techniken *"als Resultat einer bereits vollzogenen strukturellen Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit gelten"* müssen. Ihre Ausführungen sollten gleichzeitig als Warnung dienen, sich einseitig mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. Es ist bekannt, daß die Anforderungen der neuen Techniken die Qualifikationsschere weiter auseinanderklaffen lassen, andererseits Qualifikationsanforderungen stellen, die heute längst noch nicht erbracht werden können. Diese Tendenzen implizieren auch eine Chance zur Verbesserung der weiblichen Arbeitsmarktsituation. *"Der Einsatz neuer Technologien ruft einen wachsenden Weiterbildungsbedarf bei Männern und Frauen hervor, und es erhebt sich die Frage, in welchem Maße es gelingen kann, die Beteiligung an der sogenannten Anpassungsfortbildung, Anlernqualifizierung und Umschulung zu erhöhen."* (dies. 1985, 195)

48 *"Der Grund dafür, daß verhältnismäßig viele Arbeiterinnen mit der Ehe ihre Erwerbstätigkeit aufgeben, kann darin liegen, daß diese Frauen im Vergleich zu denen anderer beruflicher Stellung durchschnittlich bei der Heirat schon am längsten gearbeitet haben - da zwischen ihrem Schulabschluß im Alter von rd. 15 Jahren und Eheschließung im Alter von durchschnittlich 25 Jahren bereits rd. 10 Jahre vergangen sind - und die Tätigkeit einer Arbeiterin im allgemeinen unbefriedigender ist als die der anderen berufstätigen Frauen. Für die Aufgabe der Erwerbstätigkeit kann aber auch eine Rolle spielen, daß in*

Arbeiterkreisen mehr noch als bei anderen Frauen die Vorstellung herrscht, daß eine verheiratete Frau ins Haus gehört." (WiSta 4/1975, 257)

49 Noch sind es auch oft die Großeltern, die dann die Kinderbetreuung übernehmen (vgl. Kurbjuhn, Pust 1983, 167). Mit einem wachsenden Selbstverständnis weiblicher Berufstätigkeit muß jedoch mit dem "Aussterben der helfenden Großmütter" gerechnet werden. Verstärkte Maßnahmen im Bereich öffentlicher Kinderbetreuung sind nicht zu vernachlässigen, auch wenn Mütter heute notgedrungen andere Lösungen suchen und finden. Das hebt allenfalls die Bedeutung der Erwerbstätigkeit im weiblichen Lebenszusammenhang hervor. Auch unter erschwerten organisatorischen Bedingungen ist es einleuchtend, daß Mütter ihre jüngeren Kinder nicht ohne Aufsicht lassen (vgl. WiSta 3/1971, 164). Der sozialpolitischen Notwendigkeit steht das gegenwärtige politische Handeln widersprüchlich gegenüber, dort wird zunehmend auf private Initiative verwiesen und eingefordert, z.B. indem staatliche Förderungen von Kinder- Betreuungseinrichtungen zurückgestellt werden (vgl. Beck- Gernsheim 1984, 160f).

50 Es ist manchmal schon erstaunlich, wie wenig internalisierte Einstellungen in ihrer hemmenden Wirkung auf Handlungen berücksichtigt werden und im Gegenteil wissenschaftliche Erklärungsmuster konstruiert werden, die derartige Einstellungen weiterpflegen.
Ein Beispiel findet sich in einem Beitrag von A. Wetterer im Rahmen des 22. deutschen Soziologentages, dort stellte sie die Zwischenergebnisse einer Befragung von Wissenschaftlerinnen vor. Es zeigt sich eine Diskrepanz zwischen der objektiven und subjektiven Einstellung zur weiblichen Karriere an Universitäten. Auf der generalisierten Ebene wird von Diskriminierung gesprochen, die sich jedoch nicht mit den subjektiven Erfahrungen deckt. Der Verbleib im Wissenschaftsbetrieb stellt sich - ähnlich wie der Hinweis von Beck- Gernsheim - als zufällig, von außen gefördert, heraus: frau sei "reingerutscht", "reingeraten", es habe sich "so ergeben".
"Das Interpretationsmuster, daß sich die eigene Karriere an der Uni 'so ergeben' hat, ist so dominierend, daß andere und für eine Universitätskarriere mutmaßlich nicht eben unerhebliche Aspekte eher selten und dann auch eher nur beiläufig thematisiert werden: z.B. daß das auch harte Arbeit ist; z.B. daß man was können muß; z.B. daß man

sich da auch mal durchsetzen oder durchbeißen muß." (Wetterer 1985, 184)
Die Tatsache, daß letzteres in der Einschätzung der allgemeinen Situation nicht des eigenen Karriereverlaufs thematisiert wird, interpretiert die Autorin als Versuch, den Verlust weiblicher Rollenattribute zu kompensieren. Die Möglichkeit, daß sie gerade nicht angeführt werden, weil sie dem weiblichen Rollenstereotyp widersprechen, erscheint zwar auch als Erklärungsmuster, der Schluß, daß deshalb tatsächlich viele Frauen des "Zufalls von Außen" bedürfen, weil ihnen das nötige Maß an Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten fehlt, wird jedoch nicht gezogen. Stattdessen wird der erschwerte und selbst- entfremdete Zugang für Frauen in den Hochschulbetrieb festgeschrieben.

51 Der Anstieg des weiblichen "Bildungsniveaus" läßt hoffen, denn niedrig qualifizierte Frauen bleiben eher den tradierten Rollenklischees verhaftet. *"Die traditionelle Frauenrolle ist bei den befragten Verwaltungsangestellten durch die Berufstätigkeit in viel stärkerem Ausmaß erschüttert worden. Im Vergleich zu den Schreibkräften, deren Vorstellungen noch eine eher traditionelle Struktur aufweisen, haben die Verwaltungsangestellten eine viel größere Flexibilität in ihrer Lebensgestaltung herausgebildet. Dabei scheinen gewachsene Selbständigkeit und Selbstbewußtsein schon bestimmend für die Partnerwahl gewesen zu sein, denn der beständige Versuch, die zwischen Mann und Frau bestehenden Rollenmuster zu durchbrechen und durch neue Lebensformen zu ersetzen, ist sehr stark abhängig von der entsprechenden Bereitschaft und dem Wunsch des Mannes." (Kurbjuhn, Pust 1983, 176)*

52 Zur Bedeutung eines berufsorientierten Lebensplans vgl. auch Friedan (1970, 234).

53 Bamme u.a. (1983) setzen sich ähnlich mit dem Verlust von "psychosozialen Potentialen" am computerisierten Arbeitsplatz auseinander. Die Nutzung elektronischer Informations- und Kommunikationssysteme reduziert menschliche Integrationsleistungen direkter Interaktionsprozesse. Andererseits erschließen sich neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit, weil Qualifikationsanforderungen durch die EDV bewältigt werden, somit spezialisierte

Zugangsbeschränkungen entfallen und Freiräume z.B. für die Umsetzung inhaltlicher Ansprüche geschaffen werden. Die Autoren führen als Beispiel die "Tageszeitung" (Berlin) an. (vgl. a.a.O. 233 - 246) Trotz der Schwierigkeiten im "verflixten siebten Jahr" bleibt anzumerken, daß die Verbreitung der "taz", so wie die gesellschaftliche Entwicklung verlaufen ist, ohne neue Technologien kaum stattgefunden hätte.
Die Konstatierung des Verlustes psychosozialer Anteile im Arbeitsbereich hat möglicherweise auch zu der von Kern/ Schumann (1985) festgestellten Entwicklung geführt: zu einer veränderten Einschätzung menschlicher Arbeitskraft bzw. -fähigkeit.

54 Daß N. Luhmann "Liebe" der Ehe als Kommunikationsmittel ohne weiteres zuordnen kann, ist auch ein Beweis für die Insitutionalisierung dieses Zusammenhanges. Die Verkehrung unserer internalisierter und gefühlten Verbindung von Liebe, Gefühl und Ehe wird in der von Luhmann gewählten Verbalisierung deutlich. In seinem Buch "Liebe als Passion" behandelt er Liebe nicht als Gefühl, sondern als "symbolischen Code". *"Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden." (vgl. dens. "1984, 9)* Das bedeutet aber auch, daß unsere Gefühle sich an dem orientieren, was wir als Liebe benannt haben. Liebe und Gefühl stehen in einem eigentümlichen Verhältnis zueinander, indem der Code anscheinend die Gefühle besiegen bzw. bändigen muß, damit Liebe der institutionalisierten Ehe funktional dienlich sein kann. *"Aber verstehende Liebe ist kognitiv so strapaziös, daß es nahe liegt, sich ans Gefühl zu halten und dessen Instabilität in Kauf zu nehmen. Dieser Ausweg verbaut jedoch ... eine institutionelle Lösung für das Verhältnis von Liebe und Ehe." (ebd. 29)*
Wir suchen Stabilität in der Ehe und übernehmen deswegen eine generalisierte Vorstellung von Liebe, um die Instabilität unserer Gefühle abzubauen. Letztendlich sehen wir uns, von der Ehe vereinnahmt, unserer Gefühle und unserer Liebe beraubt.

55 In ihrer Aufarbeitung des theoretischen Ansatzes von Pages beschäftigt sich M. Menk mit der Erkenntnis der Getrenntheit und dem Bestreben, die Trennungsangst zu überwinden, zu verdrängen. Sie übernimmt die Begrifflichkeiten Pages: der "authentischen" und der "possesiven" Liebe. *"Während in der authentischen Liebe die (relative) Autonomie der Beteiligten anerkannt wird und die Gefühle konkret und zugleich universeller Natur sind, ist die possesive Liebe durch einen*

ausschließenden Begriff von 'wir' und 'ihr' charakterisiert, die Partner beziehen sich aufeinander als Objekte." (dies. 1976, 116)

56 Die Vermittlungen durch Massenmedien berauben uns der "intensivsten Form der Aneignung von Erfahrungen", die wir nur im Prozeß von eigentätiger Planung und Ausführung gewinnen können (vgl. Rolff 1983, 160). *"Massenkultur in diesem Sinne begreife ich als modernes Instrument kultureller Herrschaft, das nicht nur äußerst wirksam ist, sondern gleichzeitig seinen wahren Charakter als Herrschaftsinstrument vertuscht.*
Bezeichnend für Massenkultur ist, daß sie 'Botschaften' als Bedeutungen und Sinngebungen verbreitet, die vorfabriziert sind und deshalb nicht in mehr oder weniger aufwendiger und mühseliger Weise entschlüsselt zu werden brauchen." (ebd. 161)
Diese Wirkungsweise fördert die Diskrepanz zwischen einem illusionären Leben und Wirklichkeit, die auch im Zusammenhang von Sexualität, Pornographie Relevanz besitzt. Damit ist unsere Unfähigkeit bzw. die begrenzte Fähigkeit, Wirklichkeit zu erfassen, gemeint, da unsere Erfahrungen oft nicht dem eigenen Erleben entstammen und wir auf Sinngebungen und Interpretationsmuster zurückgreifen, die weder aus eigenem Erleben resultieren noch an diesem bemessen werden.

57 Jede Veränderung bringt ein Gefühl des Unbehagens mit sich. Hoffer schreibt, dies resultiere aus den Anforderungen, die sich aus einer erneuten Anpassung an eine veränderte Situation bzw. Aufgabenstellung ergibt. In meinem Verständnis bedeutet das, daß wir zu wenig über unsere Fähigkeiten wissen, um genügend - das von Hoffer konstatierte Maß an - "Selbstvertrauen" zu entwickeln. Erst im Handeln gewinnen wir unser Selbstvertrauen. *"Die drastische Veränderung ist also einer der Faktoren, der menschliche Energiequellen erschließt." (ders. 1968, 8)*
Die Durchbrechung des Kreislaufes alltäglicher, routinisierter Anpassungsleistungen wird dadurch erheblich erschwert. Veränderungen sind notwendig zum Gewinn unseres Selbstvertrauens, vor ihnen, den Quellen unserer Energie, ängstigen wir uns jedoch gerade aus Mangel an Selbstvertrauen. Dort, wo nur geringe Handlungsmöglichkeiten vorhanden sind, finden wir für unsere Defizite Ersatzwerte: für den Mangel an Selbstvertrauen den Glauben, an Selbstachtung den Stolz und an *"persönlicher innerer Ausgewogenheit die Verschmelzung mit anderen zu einer festgefügten Gruppe" (vgl. ebd. 9)*. Einmal mehr bietet die

Familie als Gruppengefüge ein Auffangbecken bei begonnenen, jedoch nicht ausgelebten Veränderungsprozessen.

98 Was bleibt einer liebenden Ehefrau und Mutter, wenn sie feststellt, daß ihre Liebe der Trugschluß einer Scheinwelt ist? Und das in einer vielschichtigen Welt, die verunsichert wird durch Diskussionen über Umweltzerstörung, Kriegsgefahren, Wirtschaftsrezessionen, Arbeitslosigkeit und struktureller Benachteiligung von Frauen. Diese akuten Probleme der "Metaebene" sind zwar konkret im Alltagsleben erfahrbar, aber sie bieten auch die Möglichkeit, Probleme auf eine abstraktere Ebene zu transferieren, d.h. die aktuellen Probleme der zwischenmenschlichen Beziehungssphäre zu überdecken, sich nicht damit auseinandersetzen zu müssen. Andererseits sind gesamtgesellschaftliche Probleme - im Schein von individueller Machtlosigkeit - so wenig hautnah, daß sie durch die Hindernisse des alltäglichen Lebens zurückgedrängt werden können. D.h. Problematisierungstendenzen zeigen sich auf der Ebene alltäglicher Routine und in der gesellschaftspolitischen Dimension, wobei eins dem anderen Kompensationsmöglichkeiten bietet; was fehlt ist die sozialpsychologische Reflexionsebene, die Problematisierung eigener Lebenszusammenhänge und Lebensorganisation. Damit wird gleichzeitig ein Maß an Sicherheit garantiert; durch Abstraktions- und Reduktionsleistungen muß ich mich nicht befragen bzw. in Frage stellen.

2. Hemmung und Entfaltung weiblicher Sexualität in einer repressiven Lebenswirklichkeit

1 Exemplarisch möchte ich auf Brückner (1983) / Haffner (1976) / Schlötterer (1982) / Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" (1985) / Hite (²1980) / Friday (1983) verweisen.

2 Auf die Zwiespältigkeit des Aggressionsbegriffes in der Sozialisationsforschung verweist Ch. Schmerl (1982): Der Definition nicht- aggressiven Verhaltens bei Frauen liegen als Bewertungsmaßstab männlich aggressive Verhaltensweisen zu Grunde. P. Müller spricht von der friedfertigen Frau als der befriedeten Frau (vgl. dies. 1983, 30).

Wenn Frauen dann tatsächlich Gewalt ausüben, ist das Entsetzen um so größer. Die Unübersehbarkeit der Abweichung läßt sie zu etwas Besonderem werden, die Skala reicht von der "Glorifizierten" bis zum "Monster". Die Gefährlichkeit gewalttätiger Frauen ist offensichtlich, sie geben ein Beispiel, daß Frauen durchaus nicht nur "friedfertig" sind, sie sind auch Rebellinnen, wenn sie die herrschenden Ordnungsprinzipien durchbrechen. Als ein Beispiel sei hier die indische Banditin Phoolan Devi angeführt (vgl. Kade- Luthra 1983).

3 Lesbische Beziehungen vernachlässige ich in der Betrachtung, obwohl sie von einem Teil der Frauenbewegung als Lösung aller sexuellen Beziehungsproblematik angeboten wurden und werden (vgl. Frauenselbstverlag "Die rasenden Höllenweiber" 1975, 7f / zur Problematik eines politischen Lesbianismus: Atkinson 1978, 126 - 177). Lesbische Erfahrungen könnten sicher bedeutsam sein, meistens jedoch werden sie verdrängt, weil wir im Hinblick auf heterosexuelle Beziehungen erzogen werden - und diese Informationen wirken in lesbische Beziehungen hinein.
Die pubertären Erfahrungen zwischen Freundinnen werden im Erwachsenenalter uminterpretiert. Homosexuelle Kontakte (jede fünfte) und Wünsche (jede dritte) sind bei Frauen relativ häufig (vgl. Schwarzer 1984, 183). *"Später beugt sich die Mehrheit der Frauen den ihnen aufgezwungenen Normen. Sie werden ausschließlich heterosexuell und unfähig die gelebten Frauenbeziehungen selbst einzuordnen." (ebd. 183)*
Andere Frauen, die ihre Homosexualität ausleben, beschreiben ihre Beziehungen dann oftmals recht ähnlich, wie wir sie von der Problematisierung heterosexueller Beziehungen kennen: in ihnen spiegeln sich gleiche Erwartungen und Strukturen wider. (vgl. Millett 1983 / dies. 1982, 251, 344, 351, 628).
Ohne die Analyse heterosexueller Beziehungen und Beziehungsideale werden wir - denke ich - uns auch nicht in unseren lesbischen Beziehungen entwickeln können. Letztlich scheint es um Beziehungen zu beiden Geschlechtern zu gehen; es ist gleich, ob wir eine sexuelle Beziehung zu einem Mann oder zu einer Frau aufbauen, wenn unsere sexuelle Einstellung sich von ihrer gesellschaftlichen Bedeutungszuschreibung, von ihrer Funktion der Fortpflanzung befreit, werden wir sexuelle Beziehungen zu Männern und Frauen leben (können). Die Ähnlichkeit des weiblichen Körpers, gleichartige Empfindungen, die

Ähnlichkeit unserer Probleme, Erfahrungen, Interessen birgt auch Gefahren für lesbische Beziehungen in sich, weil wir Gleichheit voraussetzen, obwohl wir getrennte Individuen sind. Die Unterschiede können viel leichter verschleiert werden.

4 Das trifft auf Männer ebenso wie auf Frauen zu. Es äußert sich zu den Zeitpunkten, an denen die besitzergreifende Liebesbeziehung von Männern in Gewalttätigkeit eskaliert, die Frauen das besitzergreifende Verhalten auch als gewalttätigen Zugriff erleben. Besitz und Gewalt beherrschen die "Liebes"beziehung, konstituieren Abhängigkeitsverhältnisse.

5 Unterstützend wirkt die Informationsflut, die der technische Fortschritt ermöglicht hat. Unsere Beispiele resultieren nicht mehr aus der direkten, eigenen Erfahrung, aus den Geschehnissen der unmittelbaren Lebens(um)welt, sondern wir können aus der internationalen Informationsfülle, die sich mehr oder minder am Kriterium des "Reizerischen" orientiert, auswählen.

6 *"Laut einer repräsentativen Umfrage des Institutes für Demoskopie Allensbach im Auftrag des 'Stern' berichteten 18% der befragten Ehefrauen, gegen ihren Willen zum ehelichen Verkehr gezwungen worden zu sein, 64% gaben an, 'manchmal' und 7% 'häufig' bedrängt worden zu sein." (Schlötterer 1982, 19)*

7 G. Bataille (1982) vertritt die Auffassung, daß die Verbotsübertretung zum erotischen Genuß führt, obwohl die Angst im akuten Moment spürbar ist. Ohne die Verbotsübertretung können manche Erfahrungen nicht gemacht werden. Das, was hinter der Angst steht, weil wir ein Verbot gebrochen haben, meint etwas anderes: sie verweigert uns die intensive Erfahrung, weil wir das Erlebnis des Genusses nicht in unser Bewußtsein treten lassen. Hier scheint das zu wirken, was G. Bataille auf die wissenschaftliche Bewertung von Neurosen beschränkt: *"Selbst wenn wir von ihm (dem Verbot / H.B.) eine persönliche Erfahrung haben, sehen wir in ihm, soweit es uns als krankhaft erscheint, einen äußeren Mechanismus, der in unser Bewußtsein eingedrungen ist. Diese Sicht schaltet zwar die Erfahrung nicht aus, mißt ihr aber einen geringeren Wert bei." (a.a.O. 33)* Die verfälschte Wahrnehmung der Bedeutung resultiert aus der Übermacht der internalisierten Angst, sie

erdrückt die Intensität des Erlebens (vgl. auch Schwarzer 1980, 184).

8 Ein autobiographisches Beispiel "sekundärer Gewalt" beschreibt S. Jansen (1985). Obwohl sie nicht vergewaltigt wurde, sondern sich "bloß" gegen die sexuellen Belästigungen am Arbeitsplatz in der Grünen-Bundestagsfraktion gewehrt hatte, gibt ihr Bericht einen Einblick in die Wirksamkeit nachfolgender Repressionen.

9 Auch Frauen, die Selbstverteidigungstechniken gelernt haben, sind in akuten Vergewaltigungssituationen dermaßen blockiert, daß sie sich schutzlos ausgeliefert erleben, alle physischen und psychischen Abwehrkräfte versagen (vgl. Weis 1982, 61).

10 Das wird z.B. in der "Geschichte der O" deutlich. Die "O" steht im Mittelpunkt des Geschehens. Die Männer sind nur "Statisten", *"Werkzeuge, die O braucht, um sich voll und ganz hingeben zu können" (Marcus 1982, 231)*. Die Übertragung des erzwungenen Leidens in die Vorstellung eines eigenen Lustempfindens, erhält die "Illusion der Selbstbestimmung" aufrecht (vgl. Frauenzentrum Berlin e.V. ²1977, 54f).

11 Die Verflechtung von Liebe, Schutz und Gewalt, Beherrschung zeigt sich deutlich in den Eheerfahrungen mißhandelter Frauen. *"Männer müssen Frauen beschützen und Frauen müssen beschützt werden. Dieser männliche Schutz kann durch Fürsorge verwirklicht werden, kann aber auch die Qualität von Bewachung annehmen, je nach Charakter der Beziehung, denn beides ist gleichermaßen in der patriarchalischen Vorherrschaft angelegt. ... Viele Frauen zahlen für die anfängliche zärtliche Aufmerksamkeit ihrer Männer einen hohen Preis. Romantische Liebesphantasien, an die Frauen gern glauben, machen blind für die Folgen männlicher Idealisierung." (Brückner 1983, 73)*

12 Affektexpressionen sind zwar nicht erlernt, aber sie können nachgeahmt und manipuliert werden. A. Heller vertritt die Auffassung, daß das wenig erfolgreich ist und großer schauspielerischer Leistungen bedarf (vgl. dies. 1981b, 102f), dabei läßt sie m.E. jedoch das Phänomen der Selbsttäuschung unberücksichtigt. Dieses wird uns selbst zur frustrierenden Gefahr: nicht weil wir Zuneigungsgefühle auf sexuellem Erleben aufbauen können, sondern weil wir gelernt haben, daß Sexualität nur bei Zuneigung/ Liebe zulässig sei.

13 Daß die Negation normativer Ansprüche oft in den gleichen Sackgassen endet, wie deren absolute Befolgung, zeigt sich in einem Zitat von Marcuse. *"Die Perversionen drücken somit eine Auflehnung gegen die Unterwerfung der Sexualität unter den Befehl der Fortpflanzung aus und gegen die Institutionen, die diesen Befehl garantieren. ... Die Perversionen scheinen die gesamte Versklavung des Lust- Ichs durch das Realitäts- Ich abzulehnen. In ihrem Anspruch auf Triebfreiheit in einer Welt der Unterdrückung zeichnen sie sich oft durch eine starke Ablehnung jener Schuldgefühle aus, die sexuelle Verdrängung begleitet."* (ders. 1979, 49) In der Betrachtung des Sadomasochismus wird auch deutlich, daß die Umkehrung nicht bezweckt sein kann, daß die Annäherung ans andere Extrem jedoch auf weitere sexuelle Erlebnismöglichkeiten hinweist, deren Bandbreite erfahrbarer macht.

3. Öffnung in eine beziehungsreiche Welt

1 Das Arbeitszimmer wird zum Refugium des Mannes. Wie oft hat er sich in der gemeinsamen Wohnung eine Zufluchtsstätte, einen Individualraum erhalten, legitimiert und unterstützt durch die Familie? M. French beschreibt dies in ihrem Roman "Das blutende Herz" (1983). Victor erzählt seiner Geliebten Dolores über seine Ehe. *"Es ist wahr, ich verbrachte wenig Zeit mit ihr. Aber abends sah sie immer fern, was mich langweilte, also ging ich dann in mein Arbeitszimmer und las."* (a.a.O. 262) Dort konnte er ungestört sein, was ihm erst in dem Moment voll bewußt wird, als seine Frau Edith ihn eines Abends dort erwartet, *"... weil niemand, niemand außer mir, sonst mein Arbeitszimmer betrat. Edith hatte es für tabu erklärt - die Kinder klopften nicht einmal an der Tür, wenn ich mich dort aufhielt. Ich hatte nicht darum gebeten, hatte es nicht verlangt. Es war nun einmal so."* (ebd. 266)

2 M. Brückner (1983) beschreibt diesen Prozeß in bezug auf mißhandelte Frauen. Die Besitzansprüche ihrer Männer verändern sich von anfänglicher Fürsorge zur totalen Kontrolle. *"Mit zunehmender Kontrolle und geringer werdender Fürsorglichkeit beginnt die Frau das Verhalten*

des Mannes kritischer zu interpretieren. Sie fühlt sich weniger geliebt und mehr verfolgt. Gleichzeitig fühlt sie sich jedoch aufgrund des besitzergreifenden Verhaltens ihres Mannes gebraucht und glaubt, ihm helfen zu müssen, und fühlt sich zu schuldig und zu abhängig, um sich zu lösen. Die Tragik einer solchen Beziehungsstruktur liegt in der feinen Linie zwischen einer traditionell als gut empfundenen Ehe und deren Perversion." (a.a.O. 74)

3 Die Mithilfe der Väter bei der Kindererziehung kann z.B. auch zur Verdrängung der Frau aus ihrer Mutterrolle führen, Kompetenzstreitigkeiten und Konkurrenzverhalten wären dann die Folge. Eine eindrucksvolle Schilderung des berufstätigen und als Vater voll engagierten Mannes findet sich im Kursbuch 76 *"Die Mütter"* (Juni 1984): J. v.Westphalen: "Der Tanz um den Bauch". Im selben Band äußert sich J. Bopp zum Phänomen der androgynen Mütter und der mütterlichen Väter: "Die Mamis und die Mappis. Zur Abschaffung der Vaterrolle".

4 Die verklärende Perspektive dient der Illusion, die zur Stabilisierung der Institution Ehe notwendig ist. I.d.S. wird uns auch die Illusion als aktives Moment, als Antriebskraft unserer Vorstellungen über veränderbare Inhalte, die unter Berücksichtigung realer Bedingungen unsere Lebenswelt mitgestalten können, entfremdet. Eine derartige dynamische Partizipation wird durch die oben beschriebene - generalisierte - Befriedigung mittels konsumativer Angebote verhindert.

5 H. Maindok (1985) weist auf die besondere Situation von Frauen bzgl. der Arbeitslosenhilfe hin. Häufig fehlt ihnen die notwendige Anwartschaft durch beitragspflichtige Beschäftigungen. Besonders gilt jedoch der direkte Bezug auf ihren Familienstand: *"Für die Bewilligung von Arbeitslosenhilfe ist deren 'Fürsorgecharakter' noch ausschlaggebend. Sie wird von einer Bedürftigkeitsprüfung abhängig gemacht und es werden nur minimale Freibeträge zugestanden. Durch die Anrechnung des Einkommens des Ehegatten oder der Kinder kann der Anspruch aufgehoben werden." (a.a.O. 10)*

6 Die gegenwärtige Arbeitsmarktsituation weist allerdings einen anderen Zusammenhang zwischen schulischer Bildung und Berufschancen auf. Als schwervermittelbare Berufsanfänger weichen viele Jugendliche

auf Alternativen im Bildungssystem aus: Zweitstudium, verlängerte Allgemeinbildung, schulische Berufsausbildung. *"Darüber hinaus bleibt ein Teil (vor allem der weiblichen Jugendlichen) über das andernfalls erwartbare Maß hinaus im elterlichen Haushalt oder im Haushalt des Partners." (Brinkmann, Reyher 1985, 9)* Aus der Arbeitslosen- Gruppe herausfallend, müssen sie zur 'Stillen Reserve' gezählt werden.

7 A. Heller und M. Vajda (1975) sehen mit der Veränderung des Produktionsbereiches die Bedeutung von Alltagsbeziehungen wachsen. Diesen veränderten Anforderungen kann die "bürgerliche Familie" nicht mehr gerecht werden, eine neue Familienform muß ihrer Ansicht nach die folgenden Kriterien erfüllen:
"1. Sie muß eine Gemeinschaftsform mit demokratischer Struktur sein, in der es möglich ist, die demokratischen Fähigkeiten früh anzueignen.
2. Sie muß vielseitige menschliche Beziehungen ermöglichen, inclusive die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kind.
3. Sie muß die Verwirklichung und Entfaltung der Individualität gewährleisten, wozu die grundlegende Voraussetzung die freie Wahl und Wiederwahl der menschlichen Beziehungen bereits im Kindesalter ist.
4. Sie muß die nicht nur von der Monogamie, sondern auch von der Auflösung der monogamen Familie herrührenden Konflikte beilegen." (a.a.O. 120f)
Um anders gestaltete Beziehungen eingehen zu können, ist es jedoch notwendig, sich die Fußangeln und Sackgassen der Beziehungsformen bewußt zu machen, in denen wir nicht nur aufgewachsen sind, sondern die uns auch immer wieder als Perspektive angeboten werden, von denen wir u.U. meinen, wir könnten sie "besser" leben als z.B. unsere Eltern.

8 Frauenarmut im Alter entsteht über Benachteiligungen von Rentenansprüchen bei Witwen und geringeren eigenen Rentenanteilen (vgl. Tews ²1971, 192f). 1983 betrug die Rente bei 60% aller ehemaligen Arbeiterinnen weniger als der Sozialhilfesatz (vgl. Maindok 1985, 13). Die finanzielle Benachteiligung wird ergänzt durch die Vereinsamung dieser Frauen, doppelt soviele Frauen wie Männer leiden unter ihr. Einsamkeit tritt auch auf, wenn bzw. obwohl manche dieser Frauen bei ihren Kindern wohnen (vgl. Tews a.a.O., 295f)

9 N. Friday unterstreicht die Notwendigkeit, einmal die Erfahrung des Alleinlebens gemacht zu haben. Die Lösung aus dem Elternhaus birgt die

Chance einer selbstbestimmten Sozialisation in sich. Neue Lebensaspekte stehen den anerzogenen, verinnerlichten gegenüber, auf sich allein gestellt, wächst in der Überwindung von Hindernissen das Selbstwertgefühl (vgl. dies. 1982, 327).

10 Die Nähe zu einer ideologischen Weltanschauung ist oft sicherlich als gefährdendes Moment gegeben. Täuschend wirken in diesem spezifischen Zusammenhang vor allem die Erklärungsmuster der subjektiven Welt, Theoreme, die wir übernehmen, ohne sie in eine reflexive Beziehung zu uns zu setzen und deren analytischen Inhalte wir schon für das reflektierte Selbst halten.

11 A. Heller differenziert in Anlehnung an Marx zwischen "existentiellen" und "den eigentlichen menschlichen" Bedürfnissen. *"Objekte dieser Bedürfnisse sind unter anderem Erholung über das für die Reproduktion der Arbeitskraft nötige Maß hinaus, kulturelle Betätigung, das Spielen der Erwachsenen, Vermittlung, Freundschaft, Liebe, Selbstverwirklichung in Objektivierungen und moralische Aktivität. Außerdem gibt es entfremdete menschliche Bedürfnisse, die auf Geld, Macht, Besitz gerichtet sind."* (dies. 1975, 21) Nichtentfremdete menschliche Bedürfnisse weisen in den Bereich der Qualität, entfremdete in den der Quantität. Die Manipulation von Bedürfnissen ist nicht im voraus zu durchschauen (vgl. dies. 1981c, 148). Deshalb scheint es so wichtig, daß Selbst- Entwicklungsprozesse nicht der rationalen Bewußtwerdung verhaftet bleiben, sondern sich auf der Handlungsebene immer wieder erproben, Neues suchen und zur individuellen Erfahrung werden.

12 Individuelle Veränderungen bedingen wechselseitig auch die Durchsetzung veränderter Lebensprämissen und die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen, wie etwa ökonomische Benachteiligung, Abtreibungsverbote, die das weibliche Selbstbestimmungsrecht einschränken. (vgl. auch Heller 1981c, 171)

13 Treue ist z.B. dann keine Treue mehr, wenn wir Situationen der Untreue nicht zulassen. Wenn wir uns davor schützen, mit anderen Menschen Erfahrungen zu machen, die unser momentanes Leben ggf. in Frage stellen, bedarf es nicht mehr der Feststellung über die Bedeutung der einen Beziehung, sie ist als unsere einzige Beziehung bedeutsam,

weil keine andere mehr verbleibt. Treue bezieht sich dann nicht mehr auf den anderen, sondern auf die Lebensnotwendigkeit der Beziehung.

14 Für W. Reich (°1971) impliziert eine sexualitäts- bejahende Einstellung die Möglichkeit und Existenz einer anderen Beziehungen, die die institutionalisierte Ehe zwar negiert, die sexuelle Dauerbeziehung jedoch in deren Entwicklung fördert. *"Die Ehen könnten, eine Zeitlang zumindest, gut sein, wenn sexuelle Übereinstimmung und Befriedigung bestünde. Voraussetzung dessen wäre aber eine sexualbejahende Erziehung, sexuelle Erfahrenheit vor der Ehe, Überwindung der herrschenden, gesellschaftlichen Moral. Das aber, was die Ehe unter Umständen gut gestaltet, ist gleichzeitig der Totengräber der Ehe, denn ist die Sexualität einmal bejaht, ist die moralische Anschauung überwunden, dann gibt es kein inneres Argument mehr gegen den Verkehr mit anderen Partnern (außer eine gewisse Zeitlang, aber sicher nicht lebenslänglich, die Treue aus Befriedigtheit); die eheliche Ideologie geht unter, die Ehe ist keine Ehe mehr, wohl aber eine sexuelle Dauerbeziehung, die sich gerade wegen der wegfallenden Unterdrückung der genitalen Wünsche, bei sonst gutem Einvernehmen im ganzen glücklicher gestalten kann, als es die strenge Einehe je vermag."* (a.a.O. 182)

Literaturverzeichnis

ABROMEIT, Heidrun: Effektivität, Absicht und "politische Wirkung" der Wirtschaftswerbung; in: Frauenfeindliche Werbung. Sexismus als heimlicher Lehrplan, hrsg. v. C. Schmerl; Reinbek bei Hamburg 1983

ABROMEIT, Heidrun: Männlichkeit; in: Frauenfeindliche Werbung. Sexismus als heimlicher Lehrplan, hrsg. v. C. Schmerl; Reinbek bei Hamburg 1983

ANGELOU, Maya: Ich weiß, daß der gefangene Vogel singt; Basel, Frankfurt a.M. 1980

ARBEITSKREIS "SEXUELLE GEWALT" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie: Sexuelle Gewalt: Erfahrungen, Analysen, Forderungen; Sensbachtal 1985

ARENDT, Hannah: Macht und Gewalt; München 1970, ²1975

ARIES, Philippe: Geschichte der Kindheit; München, Wien 1975, ²1977

ARNFRED, Signe u.a.: Nichts fällt vom Himmel. Frauen streiken; München 1977

ATKINSON, Ti- Grace: Amazonen Odysse; München 1978

BACH, Hans Uwe / Reyler, Lutz: Strukturen und Entwicklung der Erwerbstätigkeit, Frauen auf dem Arbeitsmarkt; in: MittAB 1/ 1985

BACHMANN, Ingeborg: Malina; Frankfurt a.M. 1981

BADINTER, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute; München 1984, ²1985

BAHR, Elisabeth: Sie sind jetzt alle auf dem Turnhosentrip. KFZ-Mechanikerin; in: Courage 4/ 1983

BALINT, Michael: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse; Frankfurt a.M. 1969

BAMME, Arno / Feuerstein, Günter / Genth, Renate / Holling, Eggert / Kahle, Renate / Kempin, Peter: Maschinen - Menschen, Mensch - Maschinen. Grundrisse einer sozialen Beziehung; Reinbek bei Hamburg 1983

BARTSCH, Ingrid: Frauen in der Psychologie und Psychiatrie; in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976, hrsg. v. der Gruppe Berliner Dozentinnen; Berlin 1977

BATAILLE, Georges: Der heilige Eros; Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1982

BEAUVOIR, Simone de: Das andere Geschlecht; Reinbek bei Hamburg 1968, ¹¹1977 (franz. Erstveröffentlichung 1949)

BEAUVOIR, Simone de: Eine gebrochene Frau; Reinbek bei Hamburg 1972, 1982 (franz. Erstveröffentlichung 1967)

BEBEL, August: Die Frau und der Sozialismus, Frankfurt a.M. 1977 (Erstveröffentlichung 1883)

BECK- GERNSHEIM, Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie; Frankfurt a.M. 1980

BECK- GERNSHEIM, Elisabeth: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterkeit? über private und öffentliche Interessen am Kind; Frankfurt a.M. 1984

BECKER, Nikolaus / Schorsch, Eberhard: Angst, Lust, Zerstörung. Sadismus als soziales und kriminelles Handeln. Zur Psychodynamik sexueller Tötung; Reinbek bei Hamburg 1977

BENARD, Cheryl / Schlaffer, Edith: Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe; Reinbek bei Hamburg 1978, 1980

BENARD, Cheryl / Schlaffer, Edith: Liebesgeschichten aus dem Patriarchiat. Von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren; Reinbek bei Hamburg 1984

BENNHOLDT- THOMSEN, Veronika: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/ 10 1983

BERGER, Brigitte / Berger, Peter L.: Zur Verteidigung der bürgerlichen Familie; Frankfurt a.M. 1984

BERGER, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit - Eine Theorie der Wissenssoziologie; Frankfurt a.M. 1970, ¹⁰1977

BERNE, Eric: Spielarten und Spielregeln der Liebe. Psychologische Analyse der Partnerbeziehung; Reinbek bei Hamburg 1974, ¹⁰1981

BIERHOFF- ALFERMANN, Dorothee: Psychologie der Geschlechtsunterschiede; Köln 1977

BIRKELBACH, Dagmar / Eifert, Christiane / Lueken, Sabine: Zur Entwicklung des Hebammenwesenes im 14. bis zum 16. Jahrhundert am Beispiel der Regensburger Hebammenverordnungen; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 5/ 1981

BOCHNIK, Hans- Joachim: Ärztliche und soziale Aspekte des heutigen sexuellen Lebens; in: Sexualität heute, hrsg. v. K. Saller;

München 1967

BOCK, Gisela / Duden, Barbara: Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus; in: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976, hrsg. v. der Gruppe Berliner Dozentinnen; Berlin 1977

BOCK, Ulla / Witych, Barbara: Thema Frau. Bibliographie der deutschsprachigen Literatur zur Frauenfrage 1949 - 1979; Bielefeld 1980

BÖTTGER, Barbara: Steht die Vertreibung der Frauen aus Büro und Verwaltung bevor?; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/ 10/ 1983

BOPP, Jörg: Die Mamis und die Mappis. Zur Abschaffung der Vaterrolle; in: Kursbuch 76/ 1984

BORKOWSKY, Anna: Wiedereinstieg - Chance zur Selbstbestimmung oder Flexibilisierung der Arbeitskraft von Frauen? Zur Problematik der "Normalbiographie" von Frauen; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 7/ 1982

BRANDT, Gisela / Kootz, Johanna / Steppke, Gisela: Zur Frauenfrage im Kapitalismus; Frankfurt a.M. 1973, ²1976

BRANTBERG, Gerd: Die Töchter Egalias; Berlin 1980, ⁶1981

BRINKER- GABLER, Gisela (Hrsg.): Fanny Lewald. Meine Lebensgeschichte; Frankfurt a.M. 1980

BRINKMANN, Christian / Reyher, Lutz: Erwerbspotential und Stille Reserve; in: MittAB 1/ 1985

BRÜCKNER, Margit: Die Liebe der Frauen. Über Weiblichkeit und Mißhandlung; Frankfurt a.M. 1983

CADURA- SAF, Doritt: Sekretärinnen; in: FrauenBilderLeseBuch, hrsg. v. Elefanten Press, A. Tühne, R. Olfe- Schlothauer; Reinbek bei Hamburg 1982

CANETTI, Elias: Masse und Macht. Band 2; München ²1976

CARTER, Angela: Sexualität ist Macht. Die Frau bei de Sade; Reinbek bei Hamburg 1981

CHESLER, Phyllis: Frauen - das verrückte Geschlecht; Reinbek bei Hamburg 1977

CHESLER, Phyllis: Mutter werden. Die Geschichte einer Verwandlung; Reinbek bei Hamburg 1980; 1983

COOPER, David: Psychiatrie und Anti- Psychiatrie; Frankfurt a.M. 1967, ⁴1977

COOPER, David: Der Tod der Familie; Reinbek bei Hamburg 1971

COOPER, David: Die Sprache der Verrücktheit; Berlin 1978

CYPRIAN, Gudrun: Sozialisation in Wohngemeinschaften. Eine empirische Untersuchung ihrer strukturellen Bedingungen; Stuttgart 1978

DANZIGER, Kurt: Sozialisation; Düsseldorf 1974

DEMMER, Hildegard / Küpper, Bettina / Kutzner, Edelgard: Frauenarbeitsschutz: Gesundheitsschutz oder Ideologie?; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/ 10/ 1983

DIEZINGER, Angelika u.a.: Die Arbeit der Frau in Betrieb und Familie; in: Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie, hrsg. v. W. Littek, W. Rammert, G. Wachtler; Frankfurt a.M. 1982

DISCHNER, Gisela (Hrsg.): Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreißiger und vierziger Jahre; Frankfurt a.M. 1982

DUDEN, Barbara: Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert; in: Kursbuch 47/ 1977

ECKART, Christel: Die Teilzeitarbeit von Frauen; in: Feministische Studien 1/ 1982

EICHNER, Klaus / Habermehl, Werner: Der RALF-Report. Das Sexualverhalten der Deutschen; Hamburg 1978

ENGELS, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England; München 1973, ²1977 (deutsche Erstveröffentlichung 1845)

FELDER, D.: Die idealste und vollkommenste Ehe; Braunschweig 1950

FIRESTONE, Shulamith: Nieder mit der Kindheit; in: Kursbuch 34/ 1973

FIRESTONE, Shulamith: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution; Frankfurt a.M. 1975

FISCHER, Erica / Lehmann, Brigitte / Stoffl, Kathleen: Gewalt gegen Frauen; Köln 1977

FOUCAULT, Michel: Sexualität und Wahrheit. Band 1: Der Wille zum Wissen; Frankfurt a.M. 1977

FRANKENSTEIN, Carl: Echtheit und Falschheit; in: Kreativität des Unbewußten, hrsg. v. H. Dieckmann; Berlin 1980

FRANKFURTER RUNDSCHAU: Arbeit und Beruf genießen eine hohe Wertschätzung. Auszüge aus "Die Arbeitsmotivation von Führungskräften der deutschen Wirtschaft" / Ergebnis einer EMNID-Umfrage; 21.5.1985

FRANKFURTER RUNDSCHAU: Was wird aus der Welt, in der wir leben? Ein Gespräch mit Iring Fetscher über Satire und Pädagogik, Zettelkäs-

ten und Pessimismus, Individuum, Religion und Sozialismus; von R. Erd, A. Maihofer; 9.11.1985

FRAUENHAUS STUTTGART: Wir wußten doch immer, daß wir der Stadt Arbeit abnehmen; in: Courage Sonderheft "Arbeitsplätze selber schaffen!" Nr.8, 5.Jg.

FRAUENSELBSTVERLAG BERLIN- WEST: Frauen gegen Männergewalt. Berliner Frauenhaus für mißhandelte Frauen. Erster Erfahrungsbericht; Berlin 1978

FRAUENSELBSTVERLAG "DIE RASENDEN HÖLLENWEIBER" , Frauenzentrum Berlin (Hrsg.): Hexengeflüster. Frauen greifen zur Selbsthife. Berlin 1975.

FRAUENZENTRUM BERLIN e.V. (Hrsg.): Beiträge zum Internationalen Tribunal über Gewalt gegen Frauen. Brüssel März 1976. Gewalt gegen Frauen in Ehe, Psychiatrie, Gynäkologie, Vergewaltigung, Beruf, Film und was Frauen dagegen tun; Berlin 1977

FRENCH, Marilyn: Frauen; Reinbek bei Hamburg 1980

FRENCH, Marilyn: Das blutende Herz; Reinbek bei Hamburg 1983

FRIDAY, Nancy: Die sexuellen Phantasien der Frauen; Reinbek bei Hamburg 1980; 1983

FRIDAY, Nancy: Wie meine Mutter; Frankfurt a.M. 1982

FRIEDAN, Betty: Der Weiblichkeitswahn oder Die Selbstbefreiung der Frau; Reinbek bei Hamburg 1970 (amerikanische Erstveröffentlichung 1963)

FRIEDAN, Betty: Das hat mein Leben verändert. Beiträge und Reflexionen zur Frauenbewegung; Reinbek bei Hamburg 1982a

FRIEDAN, Betty: Der zweite Schritt; Reinbek bei Hamburg 1982b

FROMM, Erich: Die Kunst des Liebens; Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1980 (1956)

GEIGER, Ruth / Holinka, Hilke / Rosenkranz, Claudia / Weigel, Sigrid (Hrsg.): Frauen, die pfeifen. Verständigungstexte; Frankfurt a.M. 1978, ²1980

GEHLEN, Arnold: Anthropologische Forschung; Reinbek bei Hamburg 1961, 1975

GEHLEN, Arnold: Studien zur Anthropologie und Soziologie; Darmstadt, Neuwied 1963

GENSIOR, Sabine: Zur Problematik der Um- und Neubewertung der Frauenarbeit beim Einsatz neuer Techniken; in: 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad- hoc- Gruppen, hrsg.

v. H.- W. Franz; Opladen 1985

GERHARD- TEUSCHER, Ute: Aus aktuellem Anlaß: über Frauenarbeitslosigkeit oder "Wenn uns die Zeit unter den Füßen brennt"; in: Feministische Studien 1/ 1982

GIESE, Hans: Probleme der abnormen Sexualität; in: Sexualität heute, hrsg. v. K. Saller; München 1967

GOMBAULT, Irmgard: Lesbianismus - Prozeß weiblicher Selbstbefreiung; Diplomarbeit Pädogogische Hochschule Ruhr, Dortmund 1978

GREER, Germaine: Der weibliche Eunuch. Aufruf zur Befreiung der Frauen; Frankfurt a.M. 1971

GROSSMANN, Atina: Die "Neue Frau" und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik; in: Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, hrsg. v. A. Snitow, C. Stansell, S. Thompspon; Berlin 1985

GUGEL, Elisabeth: Sexualität und Identität der Frau. Zur Kritik der psychoanalytischen Auffassung von der weiblichen Sexualentwicklung; Gießen ²1976

HAFFNER, Sarah (Hrsg.): Frauenhäuser. Gewalt in der Ehe und was Frauen dagegen tun; Berlin 1976

HAGEMANN- WHITE, Carol: Zur Problematik des Begriffs "weibliche Sozialisation" - Überlegungen zu einer Theorie der Sozialpsychologie der Geschlechter; in: Beiträge zur Frauenforschung am 21. Deutschen Soziologentag, Sektion Frauenforschuung; Bamberg 1982

HAMMER, Signe: Töchter und Mütter; Frankfurt a.M. 1981

HEINEMANN, KLaus / Röhrig, Peter / Stadie, Rolf: Arbeitslose Frauen im Spannungsfeld von Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle. Eine Mehrfachbefragung über Ursachen und individuelle Bewältigung eines sozialen Problems. Band 1: Analysen; Melle 1980

HEINEMANN, KLaus / Röhrig, Peter / Stadie, Rolf: Arbeitslose Frauen im Spannungsfeld von Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle. Eine Mehrfachbefragung über Ursachen und individuelle Bewältigung eines sozialen Problems. Band 2: Datendokumentation; Melle 1980

HELLER, Agnes: Theorie und Praxis: ihr Verhältnis zu den menschlichen Bedürfnissen; in: Individuum und Praxis. Positionen der "Budapester Schule", von G. Lukacs, A. Heller, F. Feher u.a.; Frankfurt a.M. 1975

HELLER, Agnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion; Frankfurt a.M. 1978, ²1981a

HELLER, Agnes: Theorie der Gefühle; Hamburg 1981b

HELLER, Agnes: Das Leben ändern. Radikale Bedürfnisse, Frauen, Utopie. Gespräche mit Fernando Adornato; Hamburg 1981c

HELLER, Agnes / Vajda, Mihaly: Familienform und Kommunismus; in: Individuum und Praxis. Positionen der "Budapester Schule", von G. Lukacs, A. Heller, F. Feher u.a.; Frankfurt a.M. 1975

HELSPER, Karin / Hünten, Adele: Ess- Sucht und Magersucht bei Frauen. Verweigerung und Rebellion gegen frauenspezifische Rollenerwartungen; in: Autonomie oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen. Beiträge zur 4. Sommeruniversität der Frauen - Berlin 1979, hrsg. v. Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität der Frauen e.V.; Berlin 1981

HELWIG, Gisela: Frau und Familie in beiden deutschen Staaten; Köln 1982

HERVE, Florence: "Wir fühlten uns stark". Die demokratische Frauenbewegung; in: FrauenBilderLeseBuch, hrsg. v. Elefanten Press, A. Tühne, R. Olfe- Schlothauer; Reinbek bei Hamburg 1982

HITE, Shere: Hite Report. Das sexuelle Erleben der Frau; München ²1980

HITE, Shere: Hite Report. Das sexuelle Erleben des Mannes; München 1982

HODGE, Joanna: Hexen und die Entstehung der modernen Rationalität; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 5/ 1981

HOFF, Andreas / Scholz, Joachim: Neue Männer in Beruf und Familie. Erstauswertung von 64 Intensivinterviews mit Teilzeitarbeitnehmern und Hausmännern zwischen 28 und 54 Jahren und ihren Partnerinnen; Forschungsstelle Sozialökonomie der Arbeit, FU Berlin 1985

HOFFER, Eric: Die Angst vor dem Neuen; Reinbek bei Hamburg 1968

HURRELMANN, Klaus (Hrsg.): Sozialisation und Lebenslauf; Reinbek bei Hamburg 1976

INHETVEEN, Heide: "Schöne Zeiten, schlimme Zeiten". Zeit, Geschichten, Biografien von Bäuerinnen; in: Feministische Studien 1/ 1982

JANNBERG, Judith: Ich bin ich. Aufgezeichnet von Elisabeth Dessai; Frankfurt a.M. 1982, 1983

JANSEN, Sarah: Formen "sekundärer Gewalt". Erfahrungen eines wehrhaften Opfers; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

JANSHEN, Doris / Narr, Wolf- Dieter / Orschel, Laetitia: Wider den Alltag menschlicher Würdelosigkeit. Sexuelle Gewalt - ein altes Thema neu im Komitee; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

JANSHEN, Doris: Gelegenheitsprostitution kann nicht ausgeschlossen werden ... Beispiel zur unbewußten Männersolidarität; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

JANSSEN- JURREIT, Marie- Louise: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage; München 1976

KADE- LUTHRA, Veena: Phoolan Devi. Die Legende einer indischen Banditin; Frankfurt a.M. 1983

KAMPF, Dagmar: Recht der Frau auf sexuelle Mitbestimmung. Zu den Strafnormen Vergewaltigung und sexuelle Nötigung (§§ 177 und 178 StGB) unter besonderer Berücksichtigung von sexueller Gewalt in der Ehe; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

KERN, Horst / Schumann, Michael: Industriearbeit im Umbruch - Versuch einer Voraussage; in: Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund 1984, hrsg. v. B. Lutz; Frankfurt a. M., New York 1985

KLOEHN, Ekkehard: Typisch weiblich? Typisch männlich? Geschlechterkrieg oder neues Verständnis von Mann und Frau; Reinbek bei Hamburg 1982

KNOLL, Jörg: Sexualität und Gesellschaftsreform; München 1972

KOCH, Gudrun / Simon, Wilma: "Da waren 'se doch wieder auf der Straße: in: Nichts fällt vom Himmel. Frauen streiken. Berichte, Analysen, Erfahrungen aus Europa und USA 1970 - 76, von S. Arnfred u.a.; München 1977

KOMMUNE 2: Versuch einer Revolutionierung des bürgerlichen Individuums. Kollektives Leben mit politischer Arbeit verbinden!; Luxembourg 1975

KÖNIG, Rene: Materialien zur Soziologie der Familie; Köln ²1974

KOEPCKE, Cordula: Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Von den Anfängen bis 1945; Freiburg 1981

KOLAKOWSKI, Leszek: Die Gegenwärtigkeit des Mythos; München 1973, ²1974

KOLLONTAI, Alexandra: Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin; Berlin o.J.

KOLB, Annette: Daphne Herbst; Frankfurt a.M. 1963, 1982, (Erstveröffentlichung 1928)

KORCZAK, Dieter: Rückkehr in die Gemeinschaft. Kleine Netze: Berichte über Wohnsiedlungen; Frankfurt a.M. 1981

KRAMER, Hildegard: Veränderungen in der Frauenrolle in der Weimarer Republik; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 5/1981

KRENN, Stephanie: Beziehung und Bedeutung. Vorträge und Aufsätze; Cloppenburg o.J.

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Hilfreiche Beziehungen für Jung und Alt; Dortmund 1983

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Last und Lust des Lesens; Dortmund 1984a

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Die Herausforderung des Helfens; Dortmund 1984b

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Mutwillige Grenzüberschreitungen. Des Selbstverneiners Selbstentlassung aus dem Gefängnis; Dortmund 1984c

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Vom "unechten und echten" Gefühl und ihrer Unterscheidbarkeit; (1)unveröffentlichtes Manuskript

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Die eine Liebe und ihre vielen "accessoires"!; ²unv.M.

KRENN, Stephanie / Pfaff, Konrad: Zur Soziologie der Sexualität und zur Soziologie des Normenwandels; ³unv.M.

KRÜGER, Helga: Mädchen im vollzeitschulischen Berufsbildungssystem. Die Verheimlichung eines Ver- Heim- lichungsprozesses; in: 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc- Gruppen, hrsg. v. H.- W. Franz; Opladen 1985

KURBJUHN, Maria / Pust, Carola: Emanzipation durch Lohnarbeit? Eine Untersuchung über Frauenarbeit im öffentlichen Dienst; Berlin 1983

LAUBACH, Birgit: Frauen nach einer Vergewaltigung - Oder wie das Opfer zum Täter wird; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee

für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

LEFEBVRE, Henri: Das Alltagsleben in der modernen Welt; Frankfurt a.M. 1972

LEHMANN, Jutta: Sozialbedürftigkeit - ein besonderes Problem für Frauen; in: Autonomie oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen. Beiträge zur 4. Sommeruniversität der Frauen - Berlin 1979, hrsg. v. Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität der Frauen e.V.; Berlin 1981

LESSING, Doris: Der Sommer vor der Dunkelheit; Reinbek bei Hamburg 1978, 1981 (englische Orginalausgabe 1973)

LESSING, Doris: Das goldene Notizbuch; Frankfurt a.M. 1982

LUHMANN, Niklas: Macht; Stuttgart 1975

LUHMANN, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität; Frankfurt a.M. 1982, *1984

MAINDOK, Herlinde: Soziale Ungleichheit und neue soziale Probleme; unveröffentlichtes Manuskript, Dortmund 1985

MAINDOK, Herlinde: Sozialpolitik: Feminisierung der Armut durch ausgleichende Maßnahmen; in: 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad- hoc- Gruppen, hrsg. v. H.-W. Franz; Opladen 1985a

MAINZER NOTRUFFRAUEN: Notruf gegen Notruf; in: Courage 12/ 1983

MARCUS, Maria: Die furchtbare Wahrheit; Reinbek bei Hamburg 1982

MARCUSE, Herbert: Schriften 5, Triebstruktur und Gesellschaft; Frankfurt a.M. 1979

MASLOW, Abraham H.: Motivation und Persönlichkeit; Reinbek bei Hamburg 1981 (amerikanische Erstveröffentlichung 1954)

McCARTHY, Mary: Die Clique; München, Zürich 1964

MENK, Magdalena: Sozialisationswandel im Erwachsenenalter und Identitätswandel der Frau; Diplomarbeit, Pädagogische Hochschule Ruhr, Fachbereich Soziologie; Dortmund 1976

MERIAN, Svende: Der Tod des Märchenprinzen; Reinbek b. Hamburg 1984

METZ- GöCKEL, Sigrid: Strukturelle und personale Gewalt gegen Frauen und die Schwierigkeiten ihrer Aufhebung; in: Das Verbrechensopfer. Ein Reader zur Viktimologie, hrsg. v. G. Kirchhoff, K. Sassar; Bochum 1979

METZ- GöCKEL, Sigrid: Wissenschaft als Arbeitsplatz der Frau - Wissenschaft als Magd der Frau - Wissenschaft - was hat die mit Frauen zu tun?; in: dokumentation des 1. Frauenforums im Revier. Frauen

begreifen ihren Alltag; Endredaktion: I. Büchsenschütz, K. Grie chen- Hepp, S. Metz- Göckel; Dortmund 1982

METRAL, Marie O.: Die Ehe. Analyse einer Institution; Frankfurt a.M. 1981

MEUDT, Volker: Stigmatisierung sozialer Abweichler als Identitäts- strategie; in: Soziale Welt 26/ 1975

MEYER, Sibylle / Schulze, Eva: Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945; München 1984

MIKICH, Sonia: Ausnahmemänner; in: Emma Sonderheft 3, Sexualität 1982/ 83

MILLETT, Kate: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unse- erer Gesellschaft; München 1971

MILLETT, Kate: Das verkaufte Geschlecht; München 1973

MILLETT, Kate: Fliegen. Flying. Bände 1, 2; Köln 1982

MILLETT, Kate: Sita; Reinbek bei Hamburg 1980, 1983

MITCHELL, Juliet: Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung; Frankfurt a.M. 1976

MÖBIUS, P. J.: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes; Münch- en 1977; (deutsche Erstveröffentlichung 1903)

MOELLER- GAMBAROFF, Maria: Schwangerschaftsphantasien; in: Kursbuch 76/ 1984

MÖHRMANN, Renate: Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger- Revolution; Stuttgart 1977

MOELLEHAVE, Herdis: Lene; Reinbek bei Hamburg 1983, 1984

MÖLLER, Carola: Ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse - Verstärkte Spaltung der abhängig Arbeitenden; in: beiträge zur feminist- ischen theorie und praxis 9/ 10/ 1983

MOG, Josiane: Lesbenbeziehungen; in: Autonomie oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen. Beiträge zur 4. Sommeruni- versität der Frauen - Berlin 1979, hrsg. v. Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität der Frauen e.V.; Berlin 1981

MORGAN, Robin: zu weit gehen; Münster 1980

MORGENTHAL, Luise: Vorschlag für eine Veränderung des Beweisrechts; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

MÜLLER, Petra: Sind Frauen friedfertig?; in: beiträge zur feminist-

ischen theorie und praxis 8/ 1983

MÜLLER, Petra: Neuere Daten zur Frauenerwerbstätigkeit und -erwerbslosigkeit in der BRD - Eine Analyse; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/ 10/ 1983

NARR, Wolf- Dieter: Gewalt und Legitimität; in: Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik, hrsg. v. O. Rammstedt; Frankfurt a.M. 1974

NARR, Wolf- Dieter: Vergewaltigung als Staats- und Männersache. Zu ihrer politischen Produktion und den daraus folgenden Konsequenzen; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

NEUMANN, Gerda: Das Porträt der Frau in der zeitgenössischen Jugendliteratur; München 1977

NIN, Anais: Sanftmut des Zorns. Was es heißt, Frau zu sein; Bern, München 1981

NOTRUF BERLIN u.a.: Notruf gegen Notruf; in: Courage 11/ 1983

NOTRUF MAINZ: Ehrenamtlich weitermachen. Gespräch mit Ingrid Becker vom Mainzer Notruf; in: Courage Sonderheft "Arbeitsplätze selber schafffen!" Nr.8 / 5.Jg.

NOWOTNY, Helga: Nie von Zeit allein ...; in: Feministische Studien 1/ 1982

OLFE- SCHLOTHAUER, Rina: Einige Gedanken zur Sexualität; in: FrauenBilderLeseBuch, hrsg. v. ElefantenPress, A. Tühne, R. Olfe- Schlothauer; Reinbek bei Hamburg 1982

ORTMANN, Hedwig: Geben ist seliger als Nehmen. Über die Schwierigkeiten, in einer patriarchalen Gesellschaft das Leben mit Kindern zu behaupten; in: Feministische Studien 1/ 1983

PANKE, Birgit: Bürgerliches Frauenbild und Geschlechtsrollenzuweisung in der literarischen und brieflichen Produktion des 18. Jahrhundert; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 5/ 1981

PARIN, Paul: Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychoanalytische Studien; Frankfurt a.M. 1978

PARSONS, Talcott: Gesellschaften; Frankfurt a.M. 1975

PEINEMANN, Steve P.: Wohngemeinschaft - Problem oder Lösung?; Hatters-

heim 1974

PEINEMANN, Steve P.: Interview Landkommune Bülitz; in: Kommunen und Wohngemeinschaften, hrsg. v. J.A. Schülein; Gießen 1978, ²1979

PEISS, Kathy: Charity Girls und das Vergnügen der Großstadt. Historische Notizen über das sexuelle Verhalten der Arbeiterfrauen zwischen 1880 und 1920; in: Die Politik des Begehrens, hrsg. v. A. Snitow, C. Stansell, S. Thompson; Berlin 1985

PFAFF, Konrad: Freiheit und Liebe wider die Ordnungen. Versuch zu einer Anarchie des Friedens; Wellen 1981

PFAFF, Konrad: Gesundheit für beschädigtes Leben; in: Alter werden - aktiv bleiben. Gesundheitsvorsorge im Lebenslauf, hrsg. v. Universität Dortmund, Abt. 14, idis Bielefeld; 1983

PFAFF, Konrad: Lernen und Lieben wider die Ordnungen; Dortmund 1984

PFAFF, Konrad: Über Verwandlung, Metamorphose und Lernen; unveröffentlichtes Manuskript 1985

PICKARD, Christine: A perspective on female responses to sexual material; in: The influence of pornogaphy on behaviour, hrsg. v. M. Yaffe, E.C. Nelson; London 1982

PIEWITZ, Arne: Ich war der Märchenprinz; Hamburg 1983

PROKOP, Ulrike: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche; Frankfurt a.M. 1976

PROSS, Helge: Die Wirklichkeit der Hausfrau. Studie 1974; München o.J.

RAUNER, Lieselotte: Zehn Gebote für die Hausfrau (Gedicht); in: dokumentation des 1. Frauenforums im Revier, Endredaktion: I. Büchsenschütz, K. Griechen- Hepp, S. Metz- Göckel; Dortmund 1982

REICH, Wilhelm: Die sexuelle Revolution. Zur charakterlichen Selbststeuerung des Menschen; Frankfuurt a.M. 1966, ⁸1971

REICH, Wilhelm: Der Einbruch der sexuellen Zwangsmoral. Zur Geschichte der sexuellen ökonomie; Köln 1972

REISS, Ira: Freizügigkeit, Doppelmoral, Enthaltsamkeit; Reinbek bei Hamburg 1970

RICHARDSEN, Elke A. u.a.: Gewalt gegen Frauen gegen Gewalt. Broschüre: Frauenbereich, Alternative Liste; Berlin 1983

RICHTER, Horst-Eberhard: Mehr Weiblichkeit ist mehr Menschlichkeit. Beide Geschlechter können sich nur gemeinsam befreien; in: Frauen heute, hrsg. v. W. Brandt; Reinbek bei Hamburg 1981

RIEMANN, Ilka: Zur Diskrepanz zwischen Realität sozialer Arbeit als Frauenberuf und dem Mythos dieser Arbeit als Karriereberuf von Mittelschichtsfrauen; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 5/ 1981

RIESMAN, David: Die einsame Masse; Reinbek bei Hamburg 1958

ROGERS, Carl. R.: Der neue Mensch; Stuttgart 1981

ROLFF, Hans- Günter: Massenkonsum, Massenmedien und Massenkultur - Über den Wandel kindlicher Aneignungsweisen; in: Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, von U. Preuss- Lausitz, P. Büchner, M. Fischer- Kowalski u.a.; Weinheim, Basel 1983

RUNGE, Erika: Frauen; Frankfurt a.M. 1969

SALLER, Karl: Die Sexualmoral im Wandel der Zeiten; in: Sexualität heute, hrsg. v. dems.; München 1967

SCHELER, Max: Liebe und Erkenntnis; Bern 1955

SCHELSKY, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart; Stuttgart 1954

SCHELSKY, Helmut: Soziologie der Sexualität; Hamburg 1955; 1973

SCHEU, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht; Frankfurt a.M. 1977, 1984

SCHICHA, Ralf: Angst vor Freiheit und Risiko. Über den Zusammenhang von Persönlichkeit, Kognition und Autorität; Frankfurt a.M., New York 1982

SCHLAGER, Hilke: Autonome Frauenbewegung; in: FrauenBilderLeseBuch, hrsg. v. Elefanten Press, A. Tühne, R. Olfe- Schlothauer; Reinbek bei Hamburg 1982

SCHLÖTTERER, Ruth: Vergewaltigung: weibliche Schuld - männliches Vorrecht?; Berlin 1982

SCHMERL, Christiane: Einige Gedanken zur Sozialisation von Frauen; in: Frauen. Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation hrsg. v. G. Mohr, M. Rummel, D. Rückert; München, Wien, Baltimore 1982

SCHMERL, Christiane: Werbung auf den Trampelpfaden des Patriarchats; in: Frauenfeindliche Werbung. Sexismus als heimlicher Lehrplan, hrsg. v. Reinbek bei Hamburg 1983

SCHMIDT- HARBACH, Ingrid: Kampf ums Frauenstudium - Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen; in: Frauen und Wissenschaft Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976;

hrsg. v. Gruppe Berliner Dozentinnen; Berlin 1977

SCHÖPP- SCHILLING, Beate: Produktions- und Reproduktionsbedingungen amerikanischer Schriftstellerinnen: Neue Ansätze einer feministischen Literaturkritik; in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976, hrsg. v. Gruppe Berliner Dozentinnen; Berlin 1977

SCHREIBER, Herrmann: Singles. Allein leben. Besser als zu zweit?; München 1978

SCHROEDER, Margot: Ich stehe meine Frau; Frankfurt a.M. 1975, 1977

SCHULLER, Marianne: Erfolg ohne Glück? Über den Widerspruch von Weiblichkeitsrolle und Karriere; in: Kursbuch 58/ 1979

SCHWARZER, Alice: Der "kleine Unterschied" und seine großen Folgen; Frankfurt a.M. 1977, 1984

SECHSTER JUGENDBERICHT: Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland; Deutscher Bundestag, Bonn 1984

SELLACH, Brigitte: Zukunft der Sozialarbeit als Zukunft der Spaltung zwischen Frauen?; in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 9/ 10/ 1983

SERKE, Jürgen: Frauen schreiben. Ein neues Kapitel deutschsprachiger Literatur; Frankfurt a.M. 1982

SICHTERMANN, Barbara: Das Phantom "weibliche Sexualität"; in: Freibeuter 17/ 1983

SIEGERT, Michael T.: Strukturbedingungen von Familienkonflikten; Frankfurt a.M. 1977

SIGUSCH, Volkmar: Vom Trieb und von der Liebe; Frankfurt a.M. 1984

SIMMEL, Monika: Mütterlichkeit - historisches Phänomen? pädagogisches Prinzip? feministisches Programm?; in: Frauen und Mütter. Beiträge zur 3. Sommeruniversität von und für Frauen - 1978, hrsg. v. 3. Sommeruniversität für Frauen 1978 e.V.; Berlin 1979

SLUPIK, Vera: Liebe ist Arbeit - Arbeit ist auch Liebe; in: Autonomie oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen. Beiträge zur 4. Sommeruniversität der Frauen - Berlin 1979, hrsg. v. Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität der Frauen e.V.; Berlin 1981

SMEDLY, Agnes: Töchter der Erde; München 1976

SNITOW, Ann / Stansell, Christine / Thompson, Sharon (Hrsg.): Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA; Berlin 1985

SPRENGLER, Andreas: Sadomasochisten und ihre Subkultur; Frankfurt a.M.

1979

STATISTISCHES BUNDESAMT WIESBADEN (Hrsg.): Bevölkerung und Wirtschaft 1872 - 1972; Stuttgart, Mainz 1972

STATISTISCHES BUNDESAMT WIESBADEN (Hrsg.): Zahlenkompass 1984. Sonderauflage. Mainz 1984

STATISTISCHES JAHRBUCH: hrsg. v. Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 1984

STEFAN, Verena: Häutungen; München 1975, 2*1981

STOEHR, Irene: "Politik in den Sex? Von deutscher und anderer Feministinnen - Prüderie". Nachwort zur deutschen Ausgabe; in: Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, hrsg. v. A. Snitow, C. Stansell, S. Thompson; Berlin 1985

STOLLER, Robert J.: Perversion. Die erotische Form von Haß; Reinbek bei Hamburg 1979

STRAUS, Murray A.: Sexuelle Ungleichheit, kulturelle Normen und Frauenmißhandlung; in: Gewalt in der Ehe, hrsg. v. S. Haffner; Berlin 1976

SPERBER, Manes: Individuum und Gemeinschaft. Versuch einer sozialen Charakterologie; Stuttgart 1978

TEUBNER, Ulrike: Über die langen Folgen der Vergewaltigung und die systematische Verkennung von Gewalt gegen Frauen; in: Sexuelle Gewalt. Erfahrungen. Analysen. Forderungen, hrsg. v. Arbeitskreis "sexuelle Gewalt" beim Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.; Sensbachtal 1985

TEWS, Hans Peter: Soziologie des Alterns; Heidelberg 1971, 2. durchgesehene Auflage o.J.

THE BOSTON WOMEN'S HEALTH BOOK COLLECTIV: Unser Körper - unser Leben Bd. 1; Reinbek bei Hamburg 1980, 1981

TIKKANEN, Märta: Wie vergewaltige ich einen Mann?; Reinbek bei Hamburg 1983

TÖMMEL, Sieglinde Eva: Sinnlichkeit in der frühen Mutter - Tochter - Beziehung; in: feministische Studien 1/ 1983

TREUT, Monika: Die grausame Frau; Basel, Frankfurt a.M. 1984

TRÖMEL- PLÖTZ, Senta: Frauensprache. Sprache der Veränderung; Frankfurt a.M. 1983

THEEDIE, Jill: Die sogenannte Liebe. Von den Zwängen der Zweisamkeit; Reinbek bei Hamburg 1982

TYRELL, Hartmann: Familie und gesellschaftliche Differenzierung; in: Familie - wohin?, hrsg. v. H. Pross; Reinbek bei Hamburg 1979

TYRELL, Hartmann: Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerliches Typus der Mutter - Kind - Beziehung; in: Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. deutschen Soziologentages zu Bremen 1980, hrsg. v. J. Matthes; Frankfurt a.M. 1981

VICINUS, Martha: Sexualität und Macht: ein Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand zur Geschichte der Sexualität; in: Feministische Studien 1/ 1983

WEBER, Max: Wirtschaft und Gesellschaft; Fünfte, revidierte Auflage, Tübingen 1972

WEIS, Kurt: Die Vergewaltigung und ihre Opfer. Eine viktimologische Untersuchung zur gesellschaftlichen Bewertung und individuellen Betroffenheit; Stuttgart 1982

WESTPHALEN, Joseph von: Der Tanz um den Bauch; in: Kursbuch 76/ 1984

WIGGERSHAUS, Renate (Hrsg.): George Sand. Geschichte meines Lebens; Frankfurt a.M. 1978

WETTERER, Angelika: "Nein, selbst beworben hätte ich mich nie!" Zum Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen; in: 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad- hoc- Gruppen, hrsg. v. H.-W. Franz; Opladen 1985

WILLEMSEN, Roger: Über das Obzöne; in: FH 8/ 1984

WILLIS, Ellen: Feminismus, Moralismus und Pornographie; in: Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, hrsg. v. A. Snitow, C. Stansell, S. Thompson; Berlin 1985

WINGEN, Max: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Formen. Motive. Folgen; Zürich 1984

WISTA: Die demographische Struktur der Haushalte und Familien; 7/ 1965

WISTA: Zum Verlauf des Erwerbslebens von Frauen. Mikrozensus 1966; 10/ 1968

WISTA: Ehedauertafeln 1961; 2/ 1969

WISTA: Die Betreuung der Kinder erwerbstätiger und nichterwerbstätiger Mütter; 3/ 1971

WISTA: Die Entwicklung der Erwerbstätigkeit der Frauen und ihre Einflußfaktoren; 3/ 1973

WISTA: Heirat, Ehedauer und Erwerbstätigkeit der Frauen; 4/ 1975

WISTA: Aspekte der Erwerbstätigkeit von Frauen. Ergebnisse einer

Mikrozensus- Zusatzbefragung Juli 1974; 2/ 1977

WISTA: Gründe des Geburtenrückgangs 1966 - 1975 und für "Nullwachstum" erforderliche Kinderzahl der Ehen; 6/ 1977

WISTA: Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen; 8/ 1978

WYSS, Dieter: Strukturen der Moral; Göttingen 1970

WYSS, Dieter: Lieben als Lernprozess; Göttingen 1975

ZIEHE, Thomas: Zugriffsweisen mütterlicher Macht; in: Konkursbuch. Zeitschrift für Vernunftkritik 12/ 1984

ZIJDERVELD, Anton C.: Die abstrakte Gesellschaft; Frankfurt a.M. 1972

ISBN 3-925714-03-0